

Österreichische Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Klasse

Sitzungsberichte, 228. Band, 5. Abhandlung

Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters

Von

Hans Rupprich

korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Vorgelegt in der Sitzung am 10. Juni 1953

*Gedruckt mit Unterstützung des Vereins der Freunde
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*

1954

In Kommission bei

Rudolf M. Rohrer

Wien

Bardachzi, K.: Andreas Frh. v. Baumgartner als Vorbild und Wegweiser Adalbert Stifters. 8°. 1950 (Anz. 87/Nr. 23).	6.40
— Andreas Frh. v. Baumgartner als Risach in Adalbert Stifters 'Nachsommer'. 8°. 1951 (So. 6 aus Anz. 88/Nr. 11).	6.—
Becker, Ph. A.: Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler. 8°. 1924 (Sph 200/3).	13.—
— Mellin de Saint Gelais, eine kritische Studie. 8°. 1924 (Sph 200/4) . . .	13.50
— Der Liederkreis um Vivien. 8°. 1944 (Sph 223/1).	10.50
Breitner, B.: Geschichte der Medizin in Österreich. 8°. 1951 (Sph 226/5).	67.50
Castle, E.: Einige Bemerkungen zur Heldensage. 8°. 1951 (So. 8 aus Anz. 88/Nr. 17).	3.50
— Goethes Achilleis. 8°. 1952 (So. 3 aus Anz. 89/1952)	2.—
— Zur Jahrhundertfeier 'Bunte Steine'. Ein Festgeschenk von Adalbert Stifter. 8°. 1952 (So. 14 aus Anz. 89/Nr. 17).	5.30
— Mortimer in Rom. Zu Schillers 'Maria Stuart', V. 409—450. 8°. 1953 (So. 7 aus Anz. 90/Nr. 6).	2.80
Enzinger, M.: Zu Adalbert Stifters Erzählung 'Der Kuß von Sentze'. 8°. 1951 (So. 18 aus Anz. 88/Nr. 24).	4.90
Ettmayer, K.: Phonogrammaufnahmen der Grödner Mundart. 8°. 1920 (Sph 191/4).	12.50
— Über das Wesen der Dialektbildung. 4°. 1924 (Dph 66/3).	25.—
— Zur Lehre von den parataktischen Konjunktionen im Französischen. 8°. 1927 (Sph 205/3).	7.50
— Zur Theorie der analytischen Syntax im Französischen. 8°. 1929 (Sph 209/3).	9.—
Federhofer, H.: Zur Chiavetten-Frage. 8°. 1952 (So. 8 aus Anz. 89/Nr. 10).	4.50
Höfler, O.: Balders Bestattung und die nordischen Felszeichnungen. 8°. 1951 (So. 17 aus Anz. 88/Nr. 23).	10.—
Hofstätter, A.: Die Parzivalfragmente G _α und G _β und ein neuentdecktes Lankowitzer Fragment. 8°. 1951 (So. 3 aus Anz. 88/Nr. 6)	20.—
Horacek, B.: Zur Wortstellung in Wolframs Parzival. 8°. 1953 (So. 16 aus Anz. 89/Nr. 19).	15.60
Klebel, E.: Die älteste datierbare Schwabenspiegelhandschrift und ihre Ableitungen, und: Die Schwabenspiegelhandschriften des anhaltischen Hausarchivs in Zerbst und der Münchener Staatsbibliothek 5716 (Votelinis Forschungen zu den deutschen Rechtsbüchern, IV. und V. Heft). 8°. 1930 (Sph 211/5/6)	19.50
— Mittelalterliche Burgen und ihr Recht. 8°. 1953 (So. 20 aus Anz. 89/1952).	5.—
Klug, R.: Johannes von Gmunden, der Begründer der Himmelskunde auf deutschem Boden. 8°. 1943 (Sph 222/4)	22.50
Kracher, A.: Zur Gestaltung einer neuen Walther-Ausgabe. 8°. 1953 (So. 19 aus Anz. 89/Nr. 22).	6.—
Kralik, D.: Passau im Nibelungenlied. 8°. 1950 (Anz. 87/Nr. 20)	5.—
— Die Elegie Walthers von der Vogelweide. 8°. 1952 (Sph 228/1) . . .	45.—
Kranzmayer, E.: Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache. 8°. 1950 (Sph 226/4).	33.75
Kretschmer, P.: Objektive Konjugation im Indogermanischen. 8°. 1947 (Sph 225/2).	16.50

Lesky, A.: Hethitische Texte und griechischer Mythos. 8°. 1950 (Anz. 87/ Nr. 9)	5.—
Mras, K.: Sanchuniathon. 8°. 1953 (So. 12 aus Anz. 89/Nr.12)	4.30
Patsch, C.: Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa. I. Die Völker- schaft der Agathyrsen. 8°. 1925 (Anz. 62/Nr. 12 a)	1.—
— — II. Banater Sarmaten. 8°. 1925 (Anz. 62/Nr. 27)	2.80
— — III. Die Völkerbewegung an der unteren Donau. 8°. 1928 (Sph 208/2)	15.—
— — IV. Die quadisch-jazygische Kriegsgemeinschaft im Jahre 374/75. 8°. 1929 (Sph 209/5)	7.50
— — V. Aus 500 Jahren vorrömischer und römischer Geschichte, 1. Teil. 8°. 1932 (Sph 214/1)	34.50
— — — 2. Teil. Der Kampf um den Donauraum. 8°. 1937 (Sph 217/1)	vgr.
— — VI. Die einstige Siedlungsdichte des illyrischen Karstes. 8°. 1933 (Sph 217/3)	15.—
Rhodokanakis, N.: Studien zur Lexikographie und Grammatik des Alt- südarabischen. I. 8°. 1915 (Sph 178/4)	9.50
— — II. 8°. 1917 (Sph 185/3)	24.50
— — III. 8°. 1931 (Sph 213/3)	7.50
— Katabanische Texte zur Bodenwirtschaft. I. 8°. 1920 (Sph 194/2)	20.—
— — II. 8°. 1922 (Sph 198/2)	15.—
— Die Inschriften an der Mauer von Kohlân-Timaç. 8°. 1924 (Sph 200/2)	7.50
— Altsabäische Texte. I. 8°. 1927 (Sph 206/2)	18.75
Rosthorn, A.: Das T'schun-tschiu und seine Verfasser. 8°. 1919 (Sph 189/5)	3.50
— Die Anfänge der chinesischen Geschichtschreibung. 8°. 1920 (Sph 193/2)	14.—
— Indischer Einfluß in der Lautlehre Chinas. 4°. 1941 (Sph 219/4)	4.50
— Studien zur chinesischen Lautgeschichte. 8°. 1942 (Sph 220/1)	15.—
Schmidt, W.: Die Personalpronomina in den australischen Sprachen. 4°.	60.—
1920 (Dph 64/1)	
Tkatsch, J.: Die arabische Übersetzung der Poetik des Aristoteles und die Grundlage der Kritik des griechischen Textes. I. Band. 1928	250.—
— — II. Band (herausg. von A. Gudeman und Th. Seif). 1932	187.50
Trubetzkoy, N.: Polabische Studien. 8°. 1930 (Sph 211/4)	24.75
Wurm, St.: Der özbekische Dialekt von Andidschan. 8°. 1945 (Sph 224/3)	28.50
Zenker, E. V.: Kuan-tse. 8°. 1941 (Sph 219/5)	7.50
— Der Taoismus der Frühzeit. 8°. 1943 (Sph 222/2)	30.—

Durch die Auslieferungsstelle der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien
(Wien, I., Singerstraße 12) zu beziehen.

x
461

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-historische Klasse
Sitzungsberichte, 228. Band, 5. Abhandlung

Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters

Von

Hans Rupprich

korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Vorgelegt in der Sitzung am 10. Juni 1953

*Gedruckt mit Unterstützung des Vereins der Freunde
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*

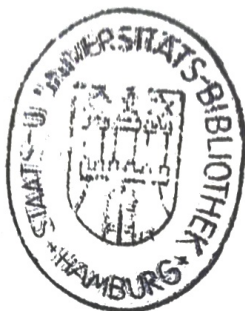
1954

In Kommission bei

Rudolf M. Rohrer

Wien

1934 / 572



Vorwort

Die literarische Erscheinung Wiens vom Aussterben der Babenberger bis zum Beginn des Frühhumanismus als begrenztes Gefüge zu erfassen und im Rahmen der Gesamtheit der geistigen und materiellen Kultur der Stadt darzustellen, wurde bei der Planung der großen vom Altertumsvereine zu Wien herausgegebenen ‚Geschichte der Stadt Wien‘ 1892 ohne weitere Begründung als Möglichkeit vorausgesetzt und durchgeführt. Die Rechtfertigung dafür lag nicht allein in der Erwägung, daß zu all demjenigen, was auf die Geschichte Wiens im weitesten Sinne und auf seine kulturelle Entwicklung eingewirkt hat, auch die Literatur gehört, sondern darin, daß es in Mitteleuropa kaum eine andere große Stadt gab, die eine so ausgeprägte Individualität in ihrem äußeren und inneren Wesen an sich trug wie Wien. Die Stadt Wien hat eine ungleich bedeutungsvolle politische, geistige und wirtschaftliche Vergangenheit; sie war ein Ort der Traditionen ebenso wie des allzeit bewegten Lebens und der zukunftsbaudenden Phantasie. Das äußere Geschick, der Werdegang dieser Stadt, die Wesensart ihrer Bewohner, ihre ethnische und soziale Zusammensetzung, ihr Weltleben, ihre Gottes- und Weltanschauung, ihre geistige und seelische Struktur — all das trägt individuelle Züge an sich, die gewiß kein auf dieses Gemeinwesen beschränktes, wohl aber ein für Wien charakteristisches Schrifttum bedingen und formten, dessen Eigenart wissenschaftlich erfaßbar und darstellbar ist.

Infolge seiner singulären Lage am Kreuzungspunkt wichtiger ostwestlicher mit nordsüdlichen Handelsstraßen und Verkehrswegen Mitteleuropas hat Wien von allen Seiten nicht nur politische und wirtschaftliche, ethnische und geistige, sondern auch künstlerische und literarische Einwirkungen erfahren und ausstrahlend seine rundum gelegenen Nachbargebiete auch selber befruchtet. Der Kern der Stadt Wien war seit dem 10. Jahrhundert wieder ununterbrochen deutsch. Aber aus dem deutschen Innenwesen und den fremden Einschlügen hat Wien eine natürliche Wiener Weise mit besonderer Note geschaffen.

Der bisher umfassendste Versuch einer Darstellung der Literatur des Spätmittelalters der Stadt Wien stammt von Josef S e e-

müller in seinem Beitrag ‚Deutsche Poesie vom Ende des 13. bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts‘ in der vom Altertumsvereine herausgegebenen ‚Geschichte der Stadt Wien‘ III/1 (1907), Seite 1 bis 81. Ergänzend dazu hat Jakob Zeidler ‚Das Wiener Schauspiel im Mittelalter‘ im selben Bande des gleichen Werkes Seite 82 bis 108 behandelt. Seemüller beschränkte sich auf das dichterische Schrifttum im engeren Sinn, also Epik und Lyrik, soweit sie in deutscher Sprache abgefaßt sind. Zeidler stand für seine Ausführungen überhaupt nur wenige Zeugnisse und Denkmäler zur Verfügung. Seemüllers Beitrag wurde 1897 bzw. 1902 abgeschlossen, der Zeidlers Anfang 1903. Seit dieser Zeit sind nicht allein neue Materialien aufgefunden worden, sondern es haben sich auch die wissenschaftlichen Anschauungen über die Bereiche der Denkmäler, die in derartige Darstellungen miteinbezogen werden sollen, geändert. Dies insbesondere im Hinblick auf die zahlreichen in lateinischer Sprache abgefaßten Schriftwerke und die ausgedehnte Übersetzungsliteratur. Denn die deutschsprachige Poesie und Prosaliteratur und das Wiener Schrifttum in lateinischer Sprache sind eine untrennbare Einheit, die aus derselben Kulturepoche, aus demselben Geist und von Menschen derselben Zeit stammt. Nur eine Betrachtungsweise, die alle drei Literaturgattungen mit heranzieht, wird ein getreues Bild vom Wesen und Werden des Wiener Schrifttums geben und damit das Wesentliche in Dichtkunst, Weltanschauung, Sprache und Gesittung veranschaulichen können.

Bei einer Erfassung und Würdigung des Wiener Schrifttums in diesem erweiterten Sinn erhebt sich neben der Dichterpersönlichkeit und ihrem Werk auch die Frage nach der sozialen Struktur und dem Geistesleben der Epoche, in der diese Werke entstanden sind sowie die Frage nach dem literarischen Publikum. Es ist nicht nur von Wichtigkeit, was alles in Wien entstanden ist, sondern auch von wem und für wen diese Literaturwerke geschaffen wurden, wer sie gelesen hat, ja was überhaupt hier an Dichtung und Literatur rezipiert worden ist und wie man es verstanden hat. Man sollte bei jedem Werk und jeder Handschrift außer nach dem Verfasser auch nach dem Auftraggeber oder Anreger fragen und den Zuhörer- und Leserkreis ermitteln, für den das Werk bestimmt war, und den Widerhall, den es gefunden hat, nachdem es sich einmal vom Willen des Verfassers losgelöst hatte. Aber diese Fragen nach der literarischen Öffentlichkeit, besonders der an Schrifttum und Kunst beteiligten Zuhörerschaft — in jenen Jahr-

hundertern wurde noch sehr viel vorgelesen und durch das Ohr aufgenommen — und Leserschaft befinden sich erst in den Anfängen der Erforschung.

Die folgenden Darlegungen wollen die vom Autor der vorliegenden Arbeit in zwei Aufsätzen ‚Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters‘, Nachrichtenblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 2 (1940), und ‚Das mittelalterliche Schauspiel in Wien‘, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft NF 3 (1943), z. T. erst programmatisch festgelegte Aufgabe weiter ausführen und in einer dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Weise der Erfüllung näherbringen.



Einleitung

Die frühesten Denkmäler der Dichtung und Literatur in Niederösterreich sammelten sich, soweit wir sehen, um das Kloster Melk, gegründet 984, das alte Hauskloster der Babenberger: das Melker Marienlied (11./12. Jh.), die Melker Annalen (1123 ff.), die Gedichte der Frau Ava (gest. 1127), die Dichtungen Heinrichs von Melk (12. Jh.), liturgische Osterfeiern der ersten Entwicklungsstufe (11./12. Jh.), ritterlich-volksmäßige Liebeslyrik und gewiß auch Vagantenpoesie. Seit alters her lebten demnach in Niederösterreich eine geistliche Dichtung in deutscher und lateinischer Sprache, Liebesdichtung, lehrhafte und moralische Poesie, und sicherlich auch eine Heldenepik. Die Träger der Dichtkunst und Literatur waren Geistliche und Laien, sesshafte Persönlichkeiten und fahrende Spielleute; ihr Publikum fanden sie in den Klöstern und Pfarreien, an den weltlichen und geistlichen Höfen, auf den Burgen und später in den Städten. Mit der allmählichen Verlagerung der landesfürstlichen Residenz weiter nach Osten wurde die kulturgeographisch weit günstiger als Melk gelegene Stadt Wien der literarische Sammelplatz. Wien, in dem sich zwei wichtige Handels- und Kulturwege kreuzten: die Donaustraße, auf der die Produkte des Westens und Süddeutschlands nach Osten gebracht wurden, und die Straße Wien—Venedig, auf der die Zufuhr der levantinischen Erzeugnisse erfolgte und ein großer Teil des Verkehrs mit Italien abgewickelt wurde.

Kultur und Literatur hatten sich mit diesem Vordringen nach dem Osten Österreichs immer mehr vom Geistlich-Religiösen zum Laienhaft-Ritterlichen und Weltlichen gewandelt. Mit den späteren Babenbergern wurde der Hof zu Wien eines der Hauptzentren der höfisch-weltlichen Gesellschaftskultur und der deutschsprachigen Poesie mit eigenem Ethos und eigenen Lebensformen. Unter Herzog Leopold V. (1177 bis 1194) erscheinen am Wiener Hof in Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide die hervorragendsten Vertreter des Minnesangs und der lyrischen Dichtung ihres Zeitalters. Während die Schöpfung eines eigenen österreichischen Abenteuer- und Liebesromanes in der Art Hartmanns von Aue oder Wolframs von Eschenbach nicht zustande kam, entfalteten

sich Niederösterreich und Wien zu einem Hauptpflegegebiet der deutschen Heldensage. Hier erhielt das Nibelungenlied durch jenen Meister Konrad, wahrscheinlich einen österreichischen Geistlichen, der in der Kanzlei des Passauer Bischofs wie der Babenberger Herzoge tätig war, seine abschließende Gestaltung.¹

Erst unter den dichtungsfreundlichen Babenberger-Herzogen von Leopold V. bis Friedrich II. kann man von Wien als einer hervorragenden Pflegestätte der Dichtung sprechen. Diese hat zunächst entschieden höfische Charakterzüge sowohl in der Lyrik wie in der Epik an sich. Anregung und Anziehung gingen in der Hauptsache vom Fürstenhofe und vom höheren Adel aus. Aber sowohl bei Walther wie bei Neidhart machen sich auch volkstümliche Elemente und Stoffe bemerkbar. Schon mit für weitere Volkskreise bestimmt waren die Dichtungen bürgerlicher Fahrender wie des aus dem südlichen Rhein-Franken nach Österreich zugewanderten Stricker. Gewerbsmäßige Sänger wie der Tannhäuser trugen im Laufe des 13. Jahrhunderts in ihren lebensnahen Dichtungen höfische Art und Bildung in eine bürgerlich-volkstümliche Umwelt. Mit dem Tode des letzten Babenbergers 1246 endete am Wiener Hof die Pflege des ritterlichen Minnesangs. Seit der Mitte des Jahrhunderts ist die Umwandlung der höfisch-ritterlichen Poesie in raschem Vorschreiten, und das erbelose Absterben des Fürstenhauses bezeichnet nicht nur das Ende eines Abschnittes in der Geschichte der Hofdichtung, sondern überhaupt einen Wandel im geistigen und kulturellen Gefüge der Zeit. An die Seite der Geistlichkeit und des Adels trat immer mächtiger der ebenfalls kulturelle Ansprüche erhebende dritte Stand, das städtische Patri-
ziat.

Seine geographische Lage und der Umstand, daß Wien seit dem 12. Jahrhundert Hauptstadt und Residenz eines mächtigen Fürstengeschlechtes geworden war, hatten bewirkt, daß die Stadt seit Beginn des 13. Jahrhunderts unter den großen Städten Mitteleuropas rangierte. Der Gattung nach gehörte Wien neben den Ackerbürgerstädten und gewerblichen Mittelstädten zum dritten Typus der mittelalterlichen Städte, zu den Fernhandels- und Exportstädten. Obwohl Wien in den Zeiten seiner Blüte kaum mehr als 20.000 Einwohner zählte, war es Großstadt in mittelalterlichem Sinn.

(1) Vgl. D. Kralik, Anzeiger der Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 87 (1950), 451 ff.

Die Wirtschaft dieser Großstadt trug das Bürgertum. Und entsprechend den zwei Hauptzweigen des städtischen Wirtschaftslebens, Handel und Gewerbe, treten zwei Schichten entgegen: die Hauptmasse der Bürger, die Handwerker und Krämer, die in Zünften organisiert waren, und eine darüber stehende schmale Schicht von patrizischen Geschlechtern, in deren Hand der Fernhandel lag und von denen sich die Unterschicht willig leiten ließ.²

*

Bald nachdem der letzte Herrscher aus dem Hause der Babenberger in Abwehr eines ungarischen Einfalles im Kampfe gefallen war, endete im Frühjahr 1254 mit dem Tode König Konrads IV. auch die Herrschaft des staufischen Hauses. Bei den Bemühungen, das babenbergische Erbe an sich zu bringen, hatte Markgraf Ottokar von Mähren, der Sohn König Wenzels von Böhmen, die meisten Erfolge. Gestützt auf maßgebliche Teile des Volkes, besetzte er große Gebiete Österreichs und der Steiermark, und um seinem Vorhaben auch den noch möglichen Rechtsanspruch zu verleihen, vermählte er sich Anfang des Jahres 1252 zu Hainburg mit Margaretha, einer Schwester Herzog Friedrichs II. Diese Herrschaft Ottokars in Österreich festigte sich, bis 1273 Rudolf von Habsburg zum römisch-deutschen König gewählt wurde und bald nach seiner Wahl im Namen des Reiches den Kampf gegen die große Territorialmacht Ottokars begann.

Während der Zeit des Kampfes um das Babenbergererbe verlor Wien zwar an politischer Bedeutung, dafür aber brachten diese Jahrzehnte in wirtschaftlicher Hinsicht einen Aufschwung, und der wachsende Wohlstand steigerte das Selbstbewußtsein des auf Seite des Böhmenkönigs stehenden Patriziates. Ein namhafter Teil dieser bürgerlichen Oberschicht besaß die Ritterwürde oder war rittermäßig, verfügte über großen Haus- und Grundbesitz und lenkte den Groß- und Fernhandel. Diese Wiener Ritterbürger waren nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch ein maßgeblicher Faktor. Als Machthaber der Stadt versuchten sie selbständige Politik zu machen und erstrebten für Wien die Reichsunmittelbarkeit. Als im November 1276 der zwischen Rudolf und Ottokar geschlossene Friede den Habsburger in die Stadt brachte,

(2) Vgl. O. Brunner, Das Wiener Bürgertum, Monatsblatt des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 1933, Heft 1—3; ders., Das Wiener Bürgertum in Jans Enikels Fürstenbuch, Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung 58 (1950), 550 ff.

fand er bei der bürgerlichen Oberschicht zunächst Ablehnung. Nichtsdestoweniger setzte König Rudolf alles daran, Österreich sich und seinem Hause zu gewinnen und Wien zum Herrschersitz seiner Nachkommen zu machen.

Mit dem Ausgang der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 wurde entschieden, daß die Habsburger fortan das neue Herrscher-geschlecht sein sollten, mit dem auch die Entwicklung des politischen, kulturellen und literarischen Lebens Wiens aufs engste verbunden sein würde. König Rudolf bestätigte der Stadt sowohl das gesatzte Recht der Babenberger wie das in der Zeit des Interregnums üblich gewordene Gewohnheitsrecht. In dem 1278 verliehenen Privilegium erneuerte er die Reichsfreiheit und verbriefte Wien volles Verordnungs- und Verwaltungsrecht. Das Stadtregiment wurde 20 patrizischen Erbbürgern zur Führung übergeben. Dieses Stadtrecht hob in hohem Maß die politische Geltung Wiens und seiner Bürgerschaft. Als der König 1281 die Stadt verließ, übertrug er seinem Sohn Albrecht die Verwaltung Österreichs und der Steiermark zunächst als Reichsverweser; auf dem Reichstag zu Augsburg vollzog er die Belehnung seiner Söhne Albrecht und Rudolf mit den österreichischen Ländern; am 1. Juni 1283 wurde der Besitz auf Albrecht allein beschränkt. Infolge eines Aufstandes der Patrizier 1288 verlor Wien unter Albrecht I. die Reichsfreiheit und wurde wieder eine landesfürstliche Stadt.

Mit den aus schwäbisch-alemannischem Gebiet stammenden Habsburgern war nicht allein eine neue Dynastie ins Land und in Wiens Mauern eingezogen, sondern kamen in ihrem Gefolge aus dem Westen neue Adelsgeschlechter, neue Hofformen und eine fremde Beamtenhierarchie. Begreiflich, daß der bodenständige Adel und das Bürgertum Wiens mit den neuen Herren nicht zufrieden waren. Erst seit Herzog Albrecht 1296 Wien wieder ein neues Stadtrecht verlieh, besserten sich allmählich die Beziehungen.

Als König Albrecht I. am 31. Mai 1308 einem Mordanschlag zum Opfer gefallen war, versuchten Wiener Erbbürger 1309 im Bunde mit alten Adelsfamilien, in einer Verschwörung abermals die ihnen unbequeme Herrschaft abzuschütteln. Der Aufstand mißglückte, die Rädelsführer im Patriziat wurden grausam hingerichtet und ihr Besitz konfisziert. Nach der blutigen Unterdrückung der Opposition war der Zerfall des alten Wiener Patriziates eingeleitet. Es trat für lange Zeit Ruhe ein, und Wien wurde der dauernde Sitz der Hofhaltungen von Albrechts Söhnen,



Friedrichs des Schönen (geb. um 1285, gest. 1330), Leopolds I. (geb. um 1293, gest. 1326), Albrechts II. des Weisen (geb. 1299, gest. 1358), Ottos des Fröhlichen (geb. 1301, gest. 1339), Heinrichs (geb. nach 1300, gest. 1327) und ihrer Nachkommen. Auf Herzog Albrecht II. folgten 1358 dessen Söhne Rudolf IV. (gest. 1365), Albrecht III. (gest. 1395) und Leopold III. (gest. 1386). Die beiden letzteren teilten 1379 die österreichischen Länder, so daß Albrecht Österreich ob und unter der Enns, Leopold alle übrigen Länder erhielt. Nachdem Leopold in der Schlacht bei Sempach gefallen war, übernahm Albrecht wieder die Regierung über den gesamten Länderbesitz, da Leopolds vier Söhne noch unmündig waren. Nach dem Tode Albrechts III. geriet infolge der Streitigkeiten um die Erbschafts- und Vormundschaftsfragen die landesfürstliche Macht in Verfall. Hand in Hand mit der Schwäche des Landesfürstentums ging ein zeitweiliges Erstarken der Stände und Städte. Ihre politische Geltung dauerte aber meist nur kurze Zeit, und die städtisch-ständische Macht endete mit Blutgerichten wie im Falle des Bürgermeisters Vorlauf (1408) oder Konrad Holzers (1462/63) und ihrer Anhänger. Dem neuen Herrschergeschlecht und seiner Herrengewalt hatte Wien die erhöhte Sicherheit vor äußeren Feinden und die Verschonung von inneren Wirren zu verdanken, aber die Stadt wurde auch hineingerissen in die Gegensätze, die sich innerhalb des habsburgischen Hauses erhoben.

*

Das Ende des Babenbergischen und des Staufischen Hauses, der Kampf um das Babenberger-Erbe, die Wirren des Interregnums und die Schaffung der Habsburgerherrschaft im Osten, die Bindung Wiens an die Dynastie bezeichnen vom Politischen her die Stelle, wo die Geschichte eine neue Richtung einschlug, die für Österreich äußerlich durch die Fürstenreihe von Albrecht I. bis Friedrich III. markiert wird. Das Geistige, das Religiöse, die Weltanschauung vom 13. bis 15. Jahrhundert haben andere Mächte bestimmt: die um 1200 einsetzende Philosophie der Hochscholastik, die Gründung der Orden der Dominikaner und Franziskaner und die Organisation des Unterrichts- und Wissenschaftsbetriebes an den Universitäten. Die von den Mendikanten-Orden gestellten Träger der scholastischen Wissenschaft, vornehmlich Albert der Große (gest. 1280) und Thomas von Aquin (gest. 1274), vollziehen an Philosophie und Theologie eine alle ihre Gebiete und Probleme durchdringende Aristotelisierung.

An Stelle des früheren Platonismus bzw. Augustinismus wird im 13. Jahrhundert Aristoteles der große philosophische Lehrmeister. Sein Lehrinhalt und seine Methode gehen eine innige Verbindung mit dem Christentum ein. Die aristotelische Metaphysik, Erkenntnislehre und Logik geben die Grundlagen des philosophisch-theologischen Wissenschaftsbetriebes ab und werden zu einem neuen systematischen Aufbau der christlichen Glaubens- und Sittenlehre verwendet. Die Hochscholastik beherrscht mit ihren Lehranschauungen seit dem 13. Jahrhundert die meisten Richtungen und Schulen und lenkt nach ihrer auf dem Prinzip der Willensfreiheit beruhenden Ethik in Predigt und Beichtpraxis das Verhalten weiter Adels- und Volkskreise zur Welt.

Bei der Rezipierung und Christianisierung des Aristoteles durch die großen scholastischen Systeme ging es vor allem um die Einheit und Widerspruchslosigkeit von Philosophie und Theologie. Diese Harmonie ist eine wesentliche Grundlage auch der spätmittelalterlichen Literatur. Doch diese gegenseitige Durchdringung weltlicher und geistlicher Wirklichkeit durch die hochscholastische Philosophie war nicht von langer Dauer. An Stelle der Zusammenschau und Ordnung trat bald eine Aufspaltung und ein Gegeneinander von Natürlichem und Geistigem. Der Welt-Gott-Dualismus, die Spannungen und Wandlungen geben auch den Erscheinungsformen und der Entwicklung der Literatur das Gepräge.

X!

X

Im Gefolge des Thomismus stehen im 14. Jahrhundert die philosophisch-theologischen Ordensschulen der Dominikaner, Zisterzienser, Karmeliter und Augustinereremiten. Noch am älteren Augustinismus festhaltend, stand in vielem kritisch zu Thomas Johannes Duns Scotus (gest. 1308), dem im wesentlichen die Franziskanerschulen folgen. Alle fünf Orden besitzen in Wien z. T. schon seit dem 13. Jahrhundert Niederlassungen und Hauslehranstalten, und Angehörige aller fünf Richtungen greifen in die Literatur ein. Daß sie dabei jederzeit auch den Schriften des eigenen Ordensstifters, wie etwa die Zisterzienser denen Bernhards von Clairvaux, besondere Autorität zuerkannten, ist selbstverständlich. Nur vereinzelt fand neben der Scholastik und ihren Schulsystemen der seit der Mitte des 13. Jahrhunderts von Paris ausgehende lateinische Averroismus mit seinen Lehren von der Ewigkeit der Welt und der Bewegung, der Einheit des Intellekts aller Menschen und der Lehre von der doppelten Wahrheit Anhänger und literarischen Niederschlag. Bedeutsamer wurde, daß gegen Ende des Jahrhun-

X

derts die ältere neuplatonische Denkrichtung sich wieder stärker ausbreitete und damit die Voraussetzung für die neben die Theologia scholastica tretende Mystik des 14. Jahrhunderts schuf. Infolge der Erneuerung des Nominalismus durch Wilhelm von Ockham (gest. 1349/50) stehen in der Spätscholastik wieder die Parteien der Reales und Nominales einander gegenüber. Um die Jahrhundertmitte erscheint einer der ältesten Schüler Ockhams, der Augustinereremit Gregor von Rimini, in Wien und entfaltet hier eine kurze Lehrtätigkeit. Da bald darauf auch eine Reihe führender Professoren an der Universität der Via moderna nahestanden, gewann das nominalistische Schulsystem für Wien spezielle Bedeutung. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts machen sich in immer stärkerem Maße Reformideen und -pläne hinsichtlich des kirchlichen wie des staatlichen Lebens bemerkbar. Mit der Klosterreform verband sich eine Spätblüte der Mystik, die sich z. T. an den tiefempfindenden Johannes Gerson (gest. 1429) anschloß, der wieder an der Eintracht von Scholastik und Mystik festhielt und die schließlich im Cusaner ihre Krönung erlangte. Genau in der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint dieser Größte seines Zeitalters, Mystiker, Naturforscher und Humanist, in der Stadt und entwirft in einer Vater-Unser-Predigt ein Gottes- und Weltbild und eine Lebenslehre, die, von der mystischen Erfahrung göttlicher Unendlichkeit und der mathematischen Bewältigung der Raumwirklichkeit des Universums zugleich erfüllt, die Weltabwertung aufheben, und den Gott-Welt-Dualismus an der Schwelle einer neuen Zeit noch einmal überwinden.

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts waren das zur Zeit seiner Hochblüte um 1200 auf den Adel beschränkt gewesene höfisch-ritterliche Ethos sowie die Lebensformen der höfisch-ritterlichen Gesellschaftskreise auch in kleinadelige und bürgerliche Mittelschichten eingedrungen. Als Folge davon ergab sich eine Verstärkung der in der ritterlich-höfischen Kulturwelt seit jeher vorhandenen Spannung von Idee und Wirklichkeit und ein Absinken des Niveaus. Da das Stadtbürgertum in seinen Oberschichten selbst dem Adel angehörte und die adeligen Lebensformen eine dauernde Anziehungskraft ausübten, blieb das Städtisch-Bürgerliche noch jahrhundertlang überdeckt vom Adeligen. Indessen schon der Zwischenzustand im 13. Jahrhundert zeigt unter dem Einfluß der scholastischen Lebens- und Weltanschauung deutliche Veränderungen in der seelischen Verfassung der Menschen, in ihrem Verhalten zu Gott, zur Welt, zur Gemeinschaft. Aber die

Städte und ihre Bewohner vermochten vorerst der Idee des Rittertums und seiner Ethik keine spezifisch bürgerliche Moralwelt und kein eigenes bürgerliches Kulturleben entgegenzusetzen, sondern sie haben zunächst das höfisch-ritterliche Moralsystem und die adeligen Lebensformen übernommen und sich angepaßt. Erst im 14. Jahrhundert begann auch ein bürgerliches Geistesleben, welches typisch kleinbürgerliche, volkstümliche und religiöse Wesenszüge annimmt.

*

Nicht nur die politischen und geistig-religiösen Mächte erfuhren seit der Mitte des 13. Jahrhunderts tiefgreifende Wandlungen, auch die sozial-literarischen Verhältnisse begannen sich zu ändern: beim literarischen Publikum macht sich eine wesentliche Erweiterung über den Hochadel und gebildeten Klerus in weitere kleinadelige, geistliche, ritterbürgerliche, mittelständische, kleinbürgerliche und handwerkliche Kreise geltend. Gewiß spielen der Hof und die fürstlichen Hofhaltungen mit ihrer Geschmacksrichtung noch immer eine führende Rolle. Daneben aber treten die bürgerlichen Oberschichten der Stadt und der niedere Adel in den Kreis der literarisch Interessierten. Zu den alten Orden treten die Männer- und Frauenklöster der hauptsächlich in den Städten wirkenden Bettel- und Seelsorgeorden. Die Ausbreitung des Schulwesens von Elementaranstalten bis zur Universität macht ebenfalls weitere Kreise der Bevölkerung literaturfähig und schafft ein neues Zentrum der literarischen Produktion.

Zwischen 1280 und 1300 war Wien fast ausschließlich von Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, geschichtet von den zahlreichen Gewerbetreibenden und Händlern bis zu der schmalen Oberschicht des Patriziates, das die Herrschaft innehatte. Der Stadtadel war lehensfähig wie das Rittertum und lebte ganz und gar in der geistigen Welt der schon sinkenden höfisch-ritterlichen Kultur. Aus seinen Kreisen stammen zahlreiche Familien und Personen, welche im 13. und 14. Jahrhundert im kulturellen Leben der Stadt maßgeblich hervortreten: Herr Dietrich der Reiche, Herrn Jansens Sohn, d. i. der Vater oder Oheim des Dichters Jans Enikel, Otto an dem Hohen Markt und seine drei Brüder, dann die Familien der Greifen, der Harmarkter, Haimonen, Chuonen, Paltrame, Chraneste, Scherant, Preussel, Ruckendorfer, Breitenfelder u. a., die wir aus gleichzeitigen Urkunden kennen. Den Grundstock dieser rittermäßigen Bürgerschicht bildeten die im

Fernhandel reich gewordenen Bürger; ein Teil geht auf die ‚milites‘ der Stadtherrn zurück; andere kamen von reich gewordenen Handwerkern, wie die Sohl Schneider, die Reicholf, die Würfel u. a. Im Kreis der Wiener Ritterbürger wirken literarisch: Jans Enikel, Gutolf von Heiligenkreuz, Nikolaus Vischel und Heinrich von Neustadt. Jans Enikel und Heinrich von Neustadt zeigen sich der höfischen wie der volkstümlichen Tradition verpflichtet. Namentlich der Apollonius-Roman Heinrichs von Neustadt enthält bereits eine neue Dingnähe und Abenteuerfreude, und sein Verfasser pflegt neben dem weltzugewandten Werk auch die religiös-heilsgeschichtliche Dichtung.

Als die Stadt mit den Habsburgern wieder ein Fürstengeschlecht in ihren Mauern hatte, das in der Burg dauernd hofhielt, begab sich auch der die Nähe der Fürsten und den Hofstaat suchende alte Landadel aus fern und nah zu dauernder Niederlassung nach Wien. Mit ihm kamen die beider Brot essenden Diener und die von ihnen abhängigen Gewerbe.

Die zahlreichen Ansiedelungen des neuen Hofadels der Habsburger in Wien fallen in die Jahre 1290 und 1294. Zwischen 1310 und 1330 kann man schon die Anfänge einer neuen aristokratischen Periode beobachten. Und im 14. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 15. besaß Wien eine teils ständige, teils fluktuierende Adels- und Hofgesellschaft. Die Zeit von 1350 bis 1400 zeigt die prunkende Entfaltung des Hofes und des Adels. Unter Friedrich III. (1440—1493) ändern sich die Verhältnisse wieder, denn dieser Herrscher residiert meist in Graz oder Wiener-Neustadt.

Diese Wiener Adels- und Hofgesellschaft setzt sich aus schwäbischen und österreichischen Geschlechtern zusammen. Aus Schwaben waren die Grafen von Hohenberg-Haigerloch, die Herren von Magenbuch, von Klingenberg, von Wartenfels, von Landenberg, von Isenburg, die Grafen von Oettingen, die Herren von Ellerbach, die Herren von Wehingen gekommen. Mit Ausnahme derer von Ellerbach und den schon früher aus Württemberg eingewanderten Wallseern überdauerte aber keines der schwäbischen Geschlechter das 14. Jahrhundert. Die Österreicher saßen früher fast ausschließlich auf ihren Burgen. Jetzt erwarben sie alle im Wiener Herrenviertel Hausbesitz: die Wallseer, die Meissauer, die Herren von Kapellen, von Falkenstein, von Künring, von Breitenfeld, das Rittergeschlecht derer ‚bei den mindern Brüdern‘, die Herren von Buchheim, von Lengenbach, von Pilichsdorf, von Pottendorf, die

Haslauer, die Prüschinken, die Bergauer, die Simmeringer, die Grafen von Schaumburg, die Herren von Tannberg, von Liechtenstein, die Harracher, die Hanauer, die Pfannberger, die Herren von Haunfeld, von Spiegelfeld, von Stadeck, von Zelcking, die Grafen von Traun, die Herren von Kreisbach, die Grafen von Cilli, die Herren von Pettau, die Grafen von Maidburg, von Forchtenstein, von St. Georgen und von Bösing. Aus ihren Familien wurden die Hofwürdenträger und der hohe Klerus entnommen. Viele dieser adeligen Namen erscheinen im Bestande des von Otto dem Fröhlichen um 1337 gegründeten Ordens der Templeise oder werden in Peter Suchenwirths Ehrenreden 1347–1395 verherrlicht.³ In dieser Hof- und Adelsgesellschaft sind noch die späten Minnesinger tätig, die Spielleute und Schwankdichter, aber auch schon Persönlichkeiten wie Engelbert von Admont und Heinrich von Mügeln, die Vertreter der chronikalischen Dichtung und der historischen Lieddichtung und später die Aufzeichner der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen; in Hof- und Adelskreise weisen bestimmte Anfänge des weltlichen Dramas und der Novellendichtung; noch aus halbmythischem Mutterboden entsteht das zweifellos in der Umgebung des Wiener Hofes entstandene älteste Neidhartspiel; für Hof- und Adelskreise wirken zunächst auch die Übersetzer geistlicher und weltlicher Literaturwerke: Stainreuter, Peuntner, Nikolaus von der Astau, Ulrich von Pottenstein u. a.

Die Reihe der zahlreichen Männer- und Frauenklöster und Ordensniederlassungen, die sowohl Autoren wie Lesepublikum stellten und Bibliotheken einrichteten, beginnt mit dem noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kloster der schottischen Benediktiner (1158). Ihm folgten in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts: das Kloster und die Kirche zum Hl. Kreuz der Minoriten (um 1220 von Herzog Leopold VI. gegründet), die Dominikaner, der Deutsche Ritterorden in der Singerstraße (ca. 1222) und die Johanniter oder Malteser in der Kärntnerstraße (Mitte des 13. Jhs.). Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hatten auch die Augustiner- (Conventualen-) Eremiten eine Niederlassung vor dem Werdertore, die Herzog Friedrich der Schöne 1327 in die Stadt neben die Burg verlegte, wobei er Kloster und Kirche unter den besonderen Schutz der Herrscherfamilie stellte. Im 14. und 15. Jahrhundert kamen an Männerklöstern noch dazu: um 1360

(3) Vgl. R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 111 ff.

am Werd die Karmeliter, denen Herzog Albrecht III. 1386 am Hof Kloster und Kirche erbaute; und das Augustiner-Chorherrenstift zu St. Dorothea (1414), gegründet vom herzoglichen Kanzler Andreas Plank.

An Frauenklöstern bestanden seit dem 13. Jahrhundert das Zisterzienserinnenkloster St. Nikolaus vor dem Stubentor (um 1200) mit Tochterhaus in der Singerstraße (seit 1272), das Augustiner-Chorfrauenkloster St. Jakob auf der Hülben, das Franziskanerinnenkloster St. Clara (um 1300) zwischen Lobkowitzplatz und Kärntnerstraße, bevorzugt von den Mitgliedern des Hochadels, das Dominikanerinnen-, dann Augustinerinnen-Chorfrauenkloster St. Laurenz (um 1300), das Himmelpfortkloster in der Rauhensteingasse und die klösterliche Stiftung für Büsserinnen (im heutigen Franziskanerkloster). Ferner gab es bereits Ende des 13. Jahrhunderts in der Nähe der Minoritenkirche anscheinend in Gemeinschaft lebende Franziskaner-Tertiarinnen.

Zu den Klöstern in der Stadt kamen die Klöster der nächsten Umgebung, die ebenfalls gebend und empfangend auf die Literatur Wiens einwirkten: das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg (1108), die Zisterzienser in Heiligenkreuz (1135) und die Kartause Mauerbach (1316).

In diesen Klöstern bildet sich seit dem 13. Jahrhundert eine von der Scholastik bestimmte geistlich-religiöse Zweckliteratur heraus, die deutlich die verschiedenen Probleme, Schulen und Richtungen widerspiegelt und sich um die Erkenntnis und Neuformung des äußeren und inneren Lebens bemüht. Auf diese Klöster und Orden wirken: Gutolf von Heiligenkreuz, Nikolaus Vischel, Agnes Blannbek, Johann von Frankenstein sowie das verschiedenartige mystische und halbmystische Schrifttum; für die Frauenklöster z. T. auch die Übersetzer; in den Klöstern begegnen die liturgisch-dramatischen Feiern und Spiele besonderer Pflege; die Klöster bringen der Legenden- und Mirakelliteratur reges Interesse entgegen. Die Bibliotheken der Klöster und des Klerus liefern häufig die Grundlagen der geistlichen und weltlichen Dichtung.

Der Weltklerus hat zunächst das städtische Schulwesen, die Elementar- und Mittelschulen, in den Händen und erzieht damit weite Kreise des Lesepublikums. In ihrem Lehrbetrieb kündigt sich in zunehmendem Maße eine neue Auffassung und Deutung der Wirklichkeit und der Lebensfragen an. Eigentlich poetische Gestaltung und Sinndeutung wird für lange Zeit selten. Noch aus der Dichtung zwar sprießen die erotischen Ehebruchsnovellen

Adolfs von Wien hervor, in ihrer frauenfeindlichen Gesamttendenz aber sind sie schon didaktisch und lehrhaft. In Verbindung mit der Stephansschule werden auch die ersten Versuche einer auf eigene Beobachtung gegründeten Naturwissenschaft sichtbar. Obwohl die Universität vom Landesfürsten gegründet wurde, trugen ihre Einrichtungen und ihre Geistigkeit vorwiegend kirchlichen Charakter, Professoren und Studenten werden im ausgehenden 14. und 15. Jahrhundert zum bedeutsamen Faktor im literarischen Publikum der Stadt.

Für alle drei Stände, Adel, Klerus, Bürgertum, und zwar nur zur Unterhaltung bestimmt, war das ‚Geschichten‘-Schrifttum, das sich in der Anekdote oder, wie beim Pfarrer vom Kahlenberg und Neidhart Fuchs, im Schwank, im weltlichen, z. T. auch geistlichen Spiel oder sonst, in Erzählung und Novelle ausbreitete. Dabei bekundeten die Nachfahren Neidharts und des Stricker größte Lust an saftigen Realitäten und verschmähen auch die Zote nicht. Das Stoffliche und Triebhafte drängt sich auf.

Für alle Gesellschaftsschichten vom Hochadel bis zu den Kleinbürgern, Handwerkern, Bauern und dem Gesinde waren bestimmt: die Predigt, gesprochen und niedergeschrieben bzw. vorgelesen, die Legenden und Wundergeschichtenliteratur, Teile der Fabel- und allegorisch-satirischen Moraldichtung, das Volks- und Kirchenlied, die geistlichen und weltlichen Spiele. An die Aristokratie wenden sich die Ehrenreden Suchenwirts, an ein ausgesprochen kleinbürgerliches Publikum sind die Spruchdichtung des Teichner und die Produktionen der niederen Gruppe der Spielleute gerichtet. Literarhistorisch nicht mehr faßbar sind gewisse vorliterarische Gattungen, die erst viel später den Weg in die Schrift fanden: Märchen, Sage, Sprichwort, mündlich tradierte Erzähl-dichtung u. dgl.

I. Das Schrifttum der Übergangszeit von den Baben- bergern zu den Habsburgern

Während der Zwischenherrschaft Ottokars von Böhmen sammelten sich die verblühende höfische Lyrik und die späte Epik eine Zeitlang am Hofe dieses Herrschers. Die Prager Hofhaltung war damals deutscher Kultur und deutschem höfischen Schrifttum gegenüber nicht unempfänglich. Unter König Wenzel I. und Ottokar II. herrschten die deutsche Sprache und deutscher Kunstsinne; beide Herrscher werden von deutschen Dichtern als Gönner gepriesen, und König Wenzel II., der Sohn Ottokars, hat sich sogar als deutscher Minnesinger in eigenen Gedichten versucht. Unter Ottokars Herrschaft in Österreich wurde ihm von Ulrich von dem Türlein, einem bürgerlichen Dichter aus Kärnten, zwischen 1261 und 1269 das Epos ‚Willehalm‘ gewidmet. Auch das geistliche Leben Wiens erfuhr unter dem Böhmenkönig einen Aufschwung: im Jahre 1267 wurde zu Wien unter dem Vorsitz des Kardinals Guido eine große Provinzialsynode für die Bistümer Salzburg, Passau und Prag abgehalten, die sich mit Reformen im Klerus und der Ordnung des kirchlichen Lebens befaßte. Obgleich der angestammte Sitz der Hofhaltung Ottokars Prag blieb, war Wien für ihn die Hauptstadt der neuerworbenen österreichischen Länder, in der er urkundete, Hofgericht hielt und ihre Einrichtungen förderte, so daß große Teile des österreichischen Adels, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft Wiens mit ihren Sympathien auf seiner Seite standen.

In der ganzen zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind nur wenige Spuren einer lebhafteren, in der Stadt Wien selbst wurzelnden und hier gepflegten Lyrik zu finden. Gewiß, die alten höfischen Kunstformen Minnesang und Spruchdichtung lebten weiter, in den unechten Neidharten wucherte die Neidhartpoesie fort, es gab zahlreiche Fahrende, die der fürstliche Hof, der Adel und die Stadt anlockten; auch die Nachklänge der lateinischen Vagantenpoesie hat man damals noch in Wien vernommen. Für die Passauer Diözese, zu der Wien gehörte, wurden durch die beiden Synoden von St. Pölten in den Jahren 1284 und 1294 Strafbestimmungen gegen das Vagantenwesen, die Vagi scolares, aus-

gesprochen.¹ Ein solcher Vagant, ein fahrender Kleriker, preist zwischen 1260 und 1298 die Stadt als *civitas gloriosa et famosa*, hebt die angenehme Lage der Stadt am fließenden Wasser und ihren Volksreichtum hervor und ihre überquellende Fülle an Lustbarkeiten: kurzum, es ist eine Wonne, in Wien zu leben:

Vienna civitas gloriosa,
Nimis et famosa,
Sita in Austria,
Salubris aere,
Iocunda flumine,
Constipata populis,
Ovidianarum
Multitudine redundans delicatissimarum,
Fecunda terris,
Vineis uberrima,
Arboribus nemorosa,
Quam iocundissimum est inhabitare².

Die Habsburger waren von König Rudolf bis auf Maximilian I. fast alle aufgeschlossen für Dichtung und Schrifttum. Zunächst bevorzugten sie natürlich die Kunstform und Kunstsprache ihrer schwäbisch-alemannischen Heimat. Die Stammutter des Habsburgergeschlechtes, Anna, die erste Gattin Rudolfs von Habsburg, stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Hohenberg und war die Schwester des späten Minnesingers und ebenso tapferen Ritters Albrecht von Haigerloch. Im Gefolge König Rudolfs zogen 1276 ff. zahlreiche westdeutsche, meist schwäbisch-alemannische, aber auch mitteldeutsche Sänger nach Österreich und Wien. In der Mehrzahl waren es adelige Vertreter des späten Minnesangs: Graf Friedrich von Leiningen, Graf Albrecht von Hohenberg-Haigerloch, der Schwager des Königs, der Schenk Konrad von Landeck, von dem eines seiner erhaltenen Lieder (Nr. 5) 1276 bei der Belagerung Wiens gedichtet wurde, der Püller, Berthold Steinmar von Klingenu, der ebenfalls die Belagerung der Stadt mitmachte,

(1) Vgl. M. Büdinger, Über einige Reste der Vagantenpoesie in Österreich, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. 13 (1854), 331 ff.

(2) Eine Wiener Briefsammlung zur Geschichte des Deutschen Reiches und der österreichischen Länder in der 2. Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Nach den Abschriften von Alb. Starzer hrsg. v. O. Redlich. Mittheilungen aus dem vaticanischen Archive II (1894), 333 f., Nr. 312; Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I/1 (1895), Nr. 203; R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/2 (1907), 629.

vielleicht auch Walther von Klingenau u. a., darunter möglicherweise der Schulmeister von Eßlingen, wahrscheinlich aber der ‚Unverzagte‘, ein Spruchdichter, dessen Sprache mitteldeutsche Herkunft zu verraten scheint. Aber von keinem Minnesänger und Spruchdichter wissen wir, daß er am neuen Herrscherhofe in Wien seßhaft geworden wäre, alle kehrten sie wieder in ihre Heimat zurück oder wanderten weiter. Vom Unverzagten erfahren wir, daß der König zwar die Künste der Dichtung, des Gesangs und der Musik schätzte, aber sich den ‚gerenden‘ Leuten gegenüber nicht sehr freigebig erzeugte. In einem geistreichen Scheltlob sagt er:

Der künik Ruodolf minnet Got und ist an triuwen staete,
 der künik Ruodolf hat sich manigen schanden wol versaget,
 Der künik Ruodolf rihtet wol unt hazzet valsche raete,
 der künik Ruodolf ist ein helt an tugenden unverzaget;
 Der künik Ruodolf eret Got und alle werde vrouwen,
 der künik Ruodolf læt sich dikke in hohen eren schouwen;
 ich gan im wol, daz im nach siner milte heil geschicht:
 der meister singen, gigen, sagen, daz hoert er gerne, unt git
 in dar ümbe niht³.

Spruchsprecher und fahrende Spielleute niederen Ranges wie der Unverzagte konnten wahrscheinlich neben den einheimischen Spielleuten und Spaßmachern nicht aufkommen.

Die ‚Wirkung für Geschick und Pflege der Dichtung in Wien und Österreich‘ erfolgte von fast ausschließlich einheimischen Erscheinungen. Das dichterische und musikalische Element am Hofe der ersten Habsburger blieb österreichisch. Hiebei waren die gewerbemäßigen Sänger, Spielleute und Spaßmacher (ioculatores, histriones, cantores, recitatores — Possenreißer, Spieler, Singer, Sager) die hauptsächlichsten Bewahrer, Pfleger und Vertreter von Dichtkunst und Gesang bis ans Ende des Mittelalters. Schon im 13. Jahrhundert waren Stadt und Land mit solchen beliebten altheimischen Spielleuten höherer und niederer Art geradezu überwuchert. Insbesondere Herzog Albrecht I. scheint gegen ‚die varnde diet‘ sehr freigebig gewesen zu sein. Allem Anschein hatte er eigene Hofspielleute wie später Friedrich der Schöne und Otto der Fröhliche oder verschiedene Edelleute. Hofspielleute sind tätig als Vertrauensmänner und Boten der Fürsten in wich-

(3) F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III (1838), 45; Holz, Saran u. Bernoulli, Die Jenaer Liederhandschrift I (1901), 68 ff.

tigen Angelegenheiten sowie als Verherrlicher höfischer Feste. Sie befinden sich im Gefolge der Fürsten, Herren und Söldnerführer und sind bei allen Einzugsfeierlichkeiten und Tanzvergnügungen beschäftigt. In den Satiren des Seifried Helbling 1292/1294 haben wir zwar verzerrte, aber anschauliche Schilderungen über das Gebaren und Treiben mancher dieser Spielleute (vgl. II, Vers 1293 ff. und 1392 ff.). An letzterer Stelle heißt es:

ze Wiene, sô man ezzen wil,
sie strîchent umbe nâch der pfrüent,
vor der herren tisch sie lüent
sam diu kelber nâch den kûen.
ein grâwen mûnich möht es mûen.
sô ein herr ze rehte
ritter unde knehte
setzet wol nâch sînem muot,
sîn schimpfrede diuht in guot,
die er ob sînem tische hât:

zwêne koment an der stat,
der Wisaer, der Doenel,
die doenent ûf ein hoenel,
daz der herre wirt betoert
und in der sînen niemen hoert.
als die zwên geswîgent,
zwên ander zuo sîgent:
,herre, daz gesegen iu got!
ein sach uns gesûmet hât:
wir sunen vor dem herzogen.⁴

Mit dem Herzog, vor dem das zweite Paar der Gesellen angeblich gesungen hat, ist Albrecht I. gemeint, im Gegensatz zu seinem Vater ein freigebiger Liebhaber des fahrenden Volkes.

Im 14. Jahrhundert gestalteten sich viele dieser Sänger, Spielleute und Spaßmacher in städtischer Weise um und machten sich in Wien seßhaft. Um die Mitte dieses Jahrhunderts finden wir die verschiedenen Gattungen im großen und ganzen von zwei Gruppen vertreten: von gewerbemäßigen Dichtern, Sängern und Musikern mit festen Wohnsitzen in der Stadt, und von den Hofmusikanten. Andere zogen nach wie vor als Fahrende, oft paarweise, durchs Land, von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, von Kloster zu Kloster, von Dorf zu Dorf. Die Rechnungsbücher des Stiftes Klosterneuburg aus dieser Zeit sind voll von Eintragungen über Gaben an ‚fistulatoribus et vigellatoribus‘, ‚vagis scholaribus et aliis jocularibus‘. Der adelige Propst Rudwein (1336—1349) sah sich veranlaßt, für das fahrende Volk eine eigene Gaststube, die ‚latterstuben‘, zu erbauen.⁵ In Wien machen sich im 14. Jahrhundert drei bestimmter ausgeprägte Gruppen der Spielleute geltend: der figellator, der fistulator und der lirator (Fiedler oder Geiger,

(4) Seifried Helbling, hrsg. v. J. Seemüller (1886), 111 f.

(5) Vgl. Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg, hrsg. v. H. J. Zeibig II (1868), 253, 279, 282 u. ö; Die kleine Klosterneuburger Chronik (1322 bis 1428), hrsg. v. H. J. Zeibig, Archiv für Kunde österr. Geschichts-Quellen 7 (1851), 232 zum Jahre 1336.

Pfeifer mit der Flöte und Dudelsackpfeife, Lautenschlager). Die Bei- und Übernamen der Spielleute lassen nicht selten in ruhe- und freudelose, landfremde und unstete, selbstironische und doch selbstbewußte Existenzen blicken. Ob alle diese Fiedler und Lautenschläger auch dichterisch tätig waren und die Lieder, die sie vortrugen, ganz oder zum Teil selbst verfaßten und eigene Melodien dazu komponierten, wissen wir nicht.⁶ Über die verschiedenen Arten des Vortrages und die mannigfachen Saiten- und Blasinstrumente um die Mitte des 14. Jahrhunderts gibt das Gedicht des Teichner ‚Von ungelîchem sinne‘ in Gesprächsform eine anschauliche Vorstellung:

Sô spricht jener: ‚Lusent her!
sagt uns von hern Ecken klingen!‘
Sô spricht der ander: ‚Er sol singen!
wir hân an lîhter predige genuoc‘.
Sô spricht der drit: ‚Ez waere kluoc,
swaz er ret von manegen sachen,
künde erz niuwan swaebisch machen,
nâch der lantsprâch ûf und ab‘.
Sô spricht der vierd: ‚Mîner gâb
gan ich niem, dan seitenspiel!‘
Sô spricht der vünft: ‚Swertz ahten wil,
sô ist niht vor pfîfen schal.‘
Sô spricht der seht: ‚Der pûken hal
prîs ich noch vor aller kunst.‘
Sô spricht der sibent: ‚Er hiet mîn gunst,
der mir der lîren spilt.‘
Sô spricht der aht: ‚Niht sûezer hillt,
dan der mit der herpfen kan.‘⁷

Die in Wien seßhaft gewordenen Spielleute schlossen sich noch unter der Regierung Herzog Albrechts I. 1288 ähnlich wie die bürgerlichen Gewerbe zu einer Bruderschaft oder Zeche zusammen. Diese Bruderschaft ‚Zur Verehrung Gottes durch die Kunst‘ oder ‚Nikolaizeche‘ hatte in der Michaelerkirche bei der Burg ihren religiösen Sammelplatz und einen eigenen Altar (Altare fistulorum — Pfeiferaltar). Die Bruderschaft wählte sich 1354 den Ritter Peter von Ebersdorf, den obersten Erblandkämmerer in Österreich unter der Enns, als weltlichen Schutzherrn.

(6) Vgl. R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/2 (1907), 637 ff.

(7) Th. G. v. Karajan, Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. CL 6 (1854), 148.

Peter von Ebersdorf errichtete als Vogt der Bruderschaft das oberste Spielgrafenamt, das bis 1782 bestand und die Jurisdiktion über alle ‚varunde spielleut‘, d. h. alle, die vor den Leuten Spiel und Kurzweil trieben, innehatte. Das Spielgrafenamt war in der Familie Ebersdorf erblich. Nach ihrem Aussterben 1556 ging es an die Freiherren von Eitzing über (bis 1619), nach dem Erlöschen dieses Hauses an die Freiherren von Breuner, bei denen es bis zur Aufhebung 1782 verblieb.⁸

*

Im epischen Schrifttum der Übergangszeit von den Babenbergern zu den Habsburgern treten zunächst zwei Persönlichkeiten in den Vordergrund, beide aus dem gehobenen städtischen Bürgertum: Jans Enikel und Heinrich von Neustadt. Jener pflegt die geschichtliche Dichtung mit stark fabulistischem Einschlag, dieser verfaßt einen großen Abenteuerroman und ein religiöses Erbauungsbuch. Beide sind bürgerliche Dichter, die jedoch literarisch einer rittermäßigen Welt zugehören. Ihre Werke führen in die Kreise der Wiener Ritterbürger, die ethisch und geistig durch die Mächte der Kirche und Schule bestimmt werden, andererseits aber noch sehr stark an der ritterlich-höfischen Kultur beteiligt sind.

Jans oder Jansen Enikel,⁹ in Wien ansässig und wohl auch hier zwischen 1230 und 1240 geboren, erscheint politisch betrachtet noch als Ausläufer der Babenbergerzeit, persönlich und literarisch gehört er bereits den Kreisen eines wohlhabenden und aufstrebenden Wiener Bürgertums an. Er besaß in Wien ein eigenes Haus, war vermutlich ein wohlhabender Kaufmann mit Interesse für Bildung und Literatur. In der Weltchronik V. 83 ff. sagt er selbst über sich:

(8) Vgl. J. Bacher, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. (1860), 200 ff.; K. Lind, Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien III (1869), 9; A. Luschin v. Ebengreuth, Geschichte des ältern Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns (1879), 233 f.; K. Schalk, Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich N. F. 14 (1880), 312 ff.; R. Müller, aaO. II/1 (1900), 146, u. III/2 (1907), 641. Die bei der Michaeler-Pfarre vorhanden gewesenen Akten der St.-Nicklai-Bruderschaft wurden 1652 von der niederösterreichischen Regierung angefordert und sind seither verschollen.

(9) Er heißt Johannes = Jans und ist der Enkel eines Herrn Jans, d. h. aus dem Geschlechte der Janse. Vgl. K. Uhlirz, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 57; J. Seemüller, Ebd., III/1 (1907), 1 ff.



Der ditz getiht gemachet hât,
 der sitzt ze Wienn in der stat
 mit hûs und ist Johans genant.
 an der korôniken er ez vant.
 der Jansen enikel sô hiez er.

Im Fürstenbuch V. 19 ff. wiederholt er dasselbe mit den Worten:

ich bin Jans genant,
 daz getiht ich von mir selben vant.
 hern Jansen eninchel heize ich;
 des mac ich wol vermezzen mich,
 daz ich ein rehter Wiener bin.

Seine beiden umfangreichen Werke, eine ‚Weltchronik‘ und ein ‚Fürstenbuch‘, an denen er um 1280 gearbeitet hat, beide in Reimversen, zählen zum großen Bereich der damals aufblühenden deutschsprachigen Historiographie bzw. Geschichtsdichtung.¹⁰ Die in der Nachfolgeschaft Rudolfs von Ems stehende ‚Weltchronik‘ (28.958 Verse) ist Reimchronik und Reimbibel zugleich. Sie reicht von der Erschaffung der Welt bis zu den römischen Kaisern und führt von Konstantin bis auf Friedrich II. Der umfangreiche Stoff wird entsprechend der seit Augustinus und Isidor von Sevilla üblichen Periodisierung nach den bekannten sechs Zeitaltern gegliedert: von Adam bis Noe, von der Sintflut bis Abraham, von Abrahams Tod bis David, von David bis zur Versetzung der Juden nach Babylonien, von der babylonischen Gefangenschaft bis Kaiser Augustus, von Christi Geburt bis zum Tode Kaiser Friedrichs II. Der erste Teil (V. 139 bis V. 21.800) enthält demnach die Geschichte des Volkes Israel und die der gleichzeitigen heidnischen Reiche, d. h. auch den Trojanischen Krieg und die Geschichte Alexanders des Großen; der zweite die des römischen Reiches und des Mittelalters bis zur Gegenwart. Die nicht recht übersichtliche Aufeinanderfolge der Weltalter ist der leitende und verbindende Faden. In der Anlage schwebte dem Dichter die Kaiserchronik als Muster vor Augen.

Im unvollendet gebliebenen ‚Fürstenbuch‘ (4258 Verse) wollte Jans Enikel eine Chronik Österreichs und der Steiermark von der Gründung Wiens bis zum Ende der Babenberger und be-

(10) Ph. Strauch, Monumenta Germaniae, Deutsche Chroniken III/1 (1891) u. III/2 (1900). Literatur bei G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters II/2 (1935), 430, u. B. Schmeidler in Stammlers Verfasserlexikon II (1933), 575.

sonders eine Geschichte dieses Herrschergeschlechtes schreiben -- vor allem für Leser und Zuhörer, die sich in die politischen Verhältnisse der Gegenwart noch nicht völlig hineingefunden hatten. Bei den einzelnen Fürsten werden abgerundete Einzelgeschichten erzählt, in denen die Fürsten entweder die Hauptpersonen sind oder als Teilnehmer der Handlung vorkommen. Aber auch Kriegssachen treten hervor und Kleider-, Waffen- und Wappenschilderungen sind da.

Die Quellen für beide Werke boten die Bibel, die Imago Mundi des Honorius Augustodunensis, die Historia scholastica des Petrus Comestor, die Kaiserchronik, Österreichische Annalen, eine Genealogie der österreichischen Fürsten u. a. m.; manches schöpfte der Verfasser aus der apokryphen jüdischen Tradition, aus mündlichen Berichten, aus eigener Anschauung, oder er arbeitete aus freier Erfindung. Die lateinischen Quellen erhielt Jans Enikel aus dem Wiener Schottenstift, zu dem er in näheren Beziehungen gestanden zu sein scheint. Als Hauptquelle kommt eine Sammelhandschrift des Schottenstiftes in Betracht, deren lateinische Teile ihm aller Wahrscheinlichkeit nach die Mönche des Klosters übersetzten. In der Weltchronik (V. 8815 bis 8818) führt er als Gewährsmann auch den Pfarrer Friedrich von Wonawitz an.

Jans Enikels Werke haben nur einen geringen historisch-politischen Wert. Er entwickelt am Eingang der Weltchronik zwar ein sehr ernsthaftes Programm, aber er mischt dem Historischen so viele epische und fabulistische Elemente bei, daß sie die geschichtliche Grundlage vollständig überwuchern. Jans verfolgte weder Lehrzwecke noch wollte er historiographische Werke schreiben, sondern er bietet Geschichtenbücher, die unterhalten sollen. Weltchronik wie Fürstenbuch bestehen in der Hauptsache aus einer Menge in sich geschlossener, meist der Roman-, Novellen- und Schwankliteratur angehöriger Geschichten, Erzählungen und Sagen ernster, heiterer und lehrhafter Art, die auf dem Faden eines biblisch-profanen Chronikenexzerptes aneinandergereiht sind: Biblisches, Antikes, Mosessage, Pilatussage, Trojanerkrieg, Alexander d. Gr., Zauberer Virgil, Karl d. Gr., die Fabel von den drei Ringen mit dem Sultan Saladin u. a. m., alles im Geiste des Mittelalters empfunden und dargestellt. Dazu kommt ein Gehalt an tatsächlich Gegenständlichem, wie ein völkerkundlicher Abschnitt mit zum Teil auf eigener Anschauung beruhender Schilderung der deutschen Stämme und ihrer Sitten. In diesen sehr ungleichmäßig gearbeiteten erzählenden Partien und Realien bekundet Jans Eni-

kel auch seine eigentliche Begabung, phantasiemäßige Einstellung, wirksame und anschauliche Darstellung. Die ‚komponierende Gestaltungskraft der Phantasie‘ (Seemüller) Jans Enikels ist gering. Er bringt eine Fülle von Stoff, aber er ordnet nicht und vernachlässigt die innere Motivierung der Handlung. Beide Werke sind Produkte der volkstümlichen Literatur, in ihrem gegenwartsnahen anekdotischen Stoffreichtum bestimmt zur Unterhaltung städtisch-bürgerlicher Kreise; für ein Publikum, das nicht so sehr gebildet und belehrt als unterhalten werden wollte. Die sprachliche und metrische Technik sind wenig entwickelt; der Stil nähert sich der gesprochenen Rede. Das Fürstenbuch steht inhaltlich und formell etwas höher als die Weltchronik. Es ist Welt- und Landesgeschichte, gesehen und erzählt aus dem Gesichtskreis und mit den Kunstmitteln eines Bürgers am Ausgang des 13. Jahrhunderts. Größe und Würde werden nicht selten überwuchert von Fabulistik und Kleinmalerei.

Literaturhistorisch enthalten die beiden Werke Einwirkungen der volkstümlichen, spielmännischen Kunst, des Stricker, des Tannhäuser u. a., Elemente der Geschichtsdichtung, der höfischen Dichtung, der geistlichen Poesie, der Heldensage etc. Den volkstümlichen Sängern ist Jans Enikel für die poetische Diktion und den reichen realistischen Formelapparat verpflichtet. Aber sein Stil weist neben den spielmännischen auch höfische und geistliche Formen auf. Er zeigt sich mit dem höfisch-französischen Wortschatz vertraut und schöpft aus der heimatlichen Mundart.

Jans Enikels Werke haben eine ausgedehnte Verbreitung gefunden. Von der Weltchronik sind dem letzten Herausgeber noch 38 Handschriften und vom Fürstenbuch 9 Handschriften vorgelegen. Die Nachwirkung zeigt sich bei Reinfried von Braunschweig, besonders bei Heinrich von München sowie in späteren Verkürzungen und Prosaauflösungen der Weltchronik und des Fürstenbuches.

An künstlerischer Begabung und historischem Tatsachensinn wird Jans Enikel gewiß durch seinen dichterischen Nachfahren, ‚Otacher ouz der Geul‘, mit der ‚Oesterreichischen Reimchronik‘ übertroffen.¹¹ An erzählenden Stoffen aber

(11) Vgl. M. Loehr, Mitteilungen des österr. Institutes für Geschichtsforschung 51 (1937), 89; A. Krüger, Stilgeschichtliche Untersuchungen zu Ottokars österr. Reimchronik (1938, Palästra 215); E. Kranzmayer, Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache, Sitzungsberichte der österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 226/4 (1950).

wesentlich reicher sind Jansens ‚Weltchronik‘ und ‚Fürstenbuch‘. Freilich von adeliger Kultur und Bildung der mittelalterlichen Blütezeit ist in dieser Erzählliteratur bürgerlicher Kreise nur noch wenig vorhanden, trotz der Nachwirkung der Spielmannsdichtung und anderer Literatur älterer Zeit in Stil und Sprache.

In viel weiterem Sinn als Jans Enikel ist Meister H e i n r i c h v o n N e u s t a d t aus Wiener-Neustadt, ein auch theologisch geschulter Mediziner, der den Magistertitel vermutlich an einer italienischen Universität erworben hat, Ausdruck der literarischen und geistigen Richtungen im späten 13. und beginnenden 14. Jahrhundert. Von seinem Leben wissen wir, daß er zweimal verheiratet war: in erster Ehe mit Katharina Möllin, der Eigentümerin eines Hauses in der Strauchgasse, in zweiter Ehe mit Alheit, mit der zusammen er 1312 mit dem Freisinger-Hof am Graben belehnt wurde. Aus seinem Verkehrskreis nennt er: den Pfarrer Niclas von Stadlau, den Wiener Bürger Bernhard von Chraneste, einen Herrn Dobisch aus Böhmen und einen Herrn von Nisch, der Wälisch versteht. Heinrich bringt als erster die im gesamten Abendlande beliebte ‚Historia Apollonii regis Tyrii‘ in das deutsche Schrifttum und verleiht ihr in dem großen Versroman ‚Apollonius von Tyrland‘ (entstanden zwischen 1312 und 1318, 20.644 Verse) dichterische Gestalt.¹² Über die Entstehung berichtet der Dichter selbst am Schlusse seines Werkes V. 20.590 ff.:

Der diß puch hat erdacht
Und in deutsche zunge pracht,
Das sag ich euch, das ist pillich:
Es geschach zu Wien in Osterreich.
Was ich euch sag, das ist war:
Es sind mer dann tausent jar
Das ditz puch ward am ersten geschriben
In latein. seyt es ist peliben,
Das es von kainem man
Deutsche reym nie geschriben gewan.
Wer ditz puch gedichtet hatt?
Das sag ich euch, das ist nit rat.
Ain schone fraw in dar umb pat,

(12) Die Werke Heinrichs von Neustadt, hrsg. v. S. Singer, Deutsche Texte des Mittelalters VII (1906); J. Seemüller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/1 (1907), 9 ff; R. Müller, Ebd. III/2 (1907), 742 f.; G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters II/2 (1935), 93; S. Singer in Stammers Verfasserslexikon 2 (1936), 318.



Maister Hainrich von der Neun stat,
 Ain artzt von den püchen.
 Will in yemand suchen:
 Er ist gesessen an dem Graben.
 Got muß in inn seiner hüt haben!
 Wie in das puch sey komen an?
 Im gabs gar ain pider man,
 Dem poßhait ist unmäre:
 Der salig pfarrere
 Herr Niklas von Stadlaw.

Den Grundbestand des Werkes bildet weder ein höfischer noch ein volkstümlicher Erzählungsstoff, sondern die im spätgriechischen Liebes- und Seefahrtsroman wurzelnde Geschichte des Apollonius von Tyrus, wie sie in lateinischer Fassung überliefert ist. Der Pfarrer Niclas von Stadlau besaß eine Handschrift der ‚Historia‘ und lieh sie seinem Freunde zur Übersetzung. Diese Vorlage war keine der beiden bekannten lateinischen Fassungen, sondern eine Mischredaktion. Heinrich erzählt im Anschluß an seine Quelle: von der Blutschande des Königs Antiochus mit seiner Tochter; die Freier, die sich um das schöne Mädchen bewerben, müssen ein Rätsel lösen oder sie verlieren das Leben; schon viele haben darüber den Tod gefunden; Apollonius, dem Sohne des Königs von Tyrus, gelingt zwar die Lösung, aber er muß dennoch vor dem Zorn des Wüterichs aufs Meer entfliehen. Apollonius gewinnt in Pentapolis im weiteren die Hand der Königstochter von Pentapolis, Lucina, die ihm auf der Fahrt in die Heimat nach Tyrland eine Tochter gebiert; scheintot wird die Mutter in einer Truhe ins Meer versenkt, in Ephesus aber an Land getrieben, wo sie im Tempel der Diana Aufnahme findet; das Kind gibt Apollonius einem Bürger von Tarsus in Pflege, es wird aber später in ein öffentliches Haus nach Mytilene verkauft. Vierzehn Jahre blieb Apollonius von den Seinen getrennt. Nach vielen Abenteuern und Kämpfen aber findet er Gemahlin und Tochter wieder, läßt sich taufen und wird Kaiser von Rom. — Heinrich übersetzt seine Vorlage mit großer Freiheit, bald verkürzend, bald erweiternd, indem er Berichte aus anderen Quellen einschiebt und Eigenes dazugibt. Er behandelt Motive aus der heidnischen Göttersage und den antiken Lebensformen; er verwendet den gelehrten Helden, Frauen, die um die Liebe des Mannes werben, die Verschlingung schwerer Schicksale mit der Vortrefflichkeit der Helden und Heldinnen u. dgl. Anderes wieder, Festlichkeiten, Hochzeiten, Turniere, schildert er in den herkömmlichen höfischen Formen. Seine

Kombinationslust zeigt sich besonders im Mittelstück des Romans, in dem er die vierzehn Jahre der Trennung, über die die Vorlage mit einer kurzen Bemerkung hinweggeht, mit einer Unmasse fabelhafter Abenteuer des Helden ausfüllt.

Diese an passender Stelle geschickt eingefügte Abenteuermasse, die den Hauptteil des Werkes ausmacht, gibt Heinrich ebenfalls nicht im Stil des griechischen Romans, sondern er folgt hier deutschen Mustern. Von der lateinischen Historia wird lediglich die Meeresszenerie als Hauptschauplatz beibehalten. Wir erleben Seefahrten, Züge ins Innere der Länder, Kämpfe mit Ungeheuern, Kriegsfahrten, Turniere, Liebesgeschichten; es erscheinen Fabelwesen, Kentauren, Sirenen, aber auch die Helden der christlichen Legende Elias und Enoch. Dieser selbständige Mittelteil, dessen Zusammenfügung Heinrichs eigenes Werk ist, zeigt die außerordentliche Belesenheit und Literaturkenntnis des Dichters. Sie umfaßte Antikes, Byzantinisches, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Rudolf von Ems, den Stricker, Konrad von Würzburg, Wirnt von Grafenberg, Ulrich von Eschenbach, Reinfried von Braunschweig, Volksepen, Herzog Ernst, Orendel, Ortnit, Wolfdietrich, des Honorius Augustodunensis ‚Imago Mundi‘ u. a. Meister Heinrich hat seinem Romanwerk keine selbständige Komposition gegeben, sondern hält sich an seine Vorlage. Es gelingt ihm auch nicht recht, die Menge der Abenteuer architektonisch gegliedert aufzubauen. Die Stoffmasse bringt es mit sich, daß einzelne Personen, Handlungen, Situationen nicht immer anschaulich und wirkungsvoll hervortreten. Scherzhaftes, Volkstümliches, Derbes sind dem Dichter nicht fremd. Er rühmt sich heimlicher Liebeserfahrung und preist an anderer Stelle seine Ehe; natürliches und konventionelles Leben stellen sich nebeneinander.¹³

Ein aus der Weltliteratur geholter Stoff wird mit Spätantiken, Orientalischem, Mittelalterlichem zu einer Dichtung vereinigt, die gleichfalls zur Unterhaltung städtisch-bürgerlicher Kreise bestimmt ist. Den Hauptreiz des Romans bilden die zahlreichen Abenteuer und Wundergeschichten, in denen der mit Blick für weltliche Schönheit und Gesundheit begabte Verfasser nicht selten seiner Sinnenfreude und Lebenserfahrung Ausdruck verleiht.

(13) Vgl. A. Bockhoff und S. Singer, Heinrichs von Neustadt ‚Apollonius von Tyrland‘ und seine Quellen (1911); W. Schürenberg, Apollonius von Tyrland. Fabulistik und Stilwille bei Heinrich von Neustadt (Diss. Göttingen 1934).

Schilderungen der Sitten und Gebräuche der eigenen Zeit, medizinisches Wissen u. a. m. sind eingeflochten.

Diesem weltfreudigen Werk späthöfisch-städtischen Erzählertums stellt Heinrich von Neustadt ein religiöses Lehrgedicht zur Seite: ‚Von Gottes Zukunft‘ (8129 Verse) mit der sogenannten ‚Visio Philiberti‘ (594 Verse).¹⁴ Der sinnensfrohe, gelegentlich satirische Arzt und Dichter wollte sich zwar des Lebens freuen, mußte aber als echtes Kind seiner Zeit doch fürchten, daß der Jüngste Tag nahe sei. Den Apolloniusroman hatte er auf Veranlassung einer schönen Frau abgefaßt. Gottes Ankunft in ihren mehrfachen Formen wollte er dichten in rechter Absicht zur sittlichen Besserung der Leser und Hörer. Zweck, Titel, Aufbau und Inhalt des Werkes hat Heinrich von Neustadt selbst in den Versen 8097 ff. umschrieben:

Er hat nit durch der werlte gunst
Diz gûte buch zu samem braht,
Nit dann in rechter andaht
Daz gebezzert da von wesen
Die ez horn oder lesen . . .

Gotes zu kûnft ist genant
Diz buch nach der nûwen hant.
Nu merkt auch me da bi:
Diz buch ist geteilt in dri.

Daz erste wie Got abher quam;
Daz ander wie er sich an nam
In siner frunde hertzen
Mit liebe und auch mit smertzen;
Dar nach dez dritten bûches list
Wie er zu gerihte komen ist
An dem jûngsten tage.
Von dem buch ich nit me sage.

Unter Benützung der neuesten theologischen Literatur will er die dreimalige Herabkunft des Herrn darstellen: die Menschwerdung, sein Erdenwallen in Liebe und Leiden, die Ankunft zum Jüngsten Gericht. Im ersten Buch des Lehrgedichtes wird hauptsächlich der ‚Anticlaudianus‘ des Alanus ab Insulis verdeutscht. Heinrich berichtet, wie Caritas und Pietas die Gottheit aus dem Himmel herabbrachten. Natur will einen vollkommenen Menschen schaffen. Sie berät sich darüber mit den Tugenden. Sie vermag es hinsichtlich des Leibes, in bezug auf die Seele kann es nur Gott. Eine Abordnung der Tugenden begibt sich in den Himmel. Gott schenkt jenem Leib eine Seele. Bei Alanus ist der Mensch, den Natur und Gott schaffen, ein mit allen Tugenden ausgestattetes

(14) Vgl. Heinrich von Neustadt, Apollonius, Von gotes zuockunft (Auswahl), hrsg. v. J. Strobl (1875), dazu E. Steinmeyer, Anzeiger für deutsches Alterthum 1 (1875), 15 ff.; ders., Allgemeine deutsche Biographie 11 (1880), 639 f.; M. Marti, ‚Gottes Zukunft‘ von Heinrich von Neustadt (1911); H. Hansel, Zeitschrift für deutsche Philologie 62 (1937), 365.

Geschöpf. Bei Heinrich hingegen ist das Ergebnis die Geburt des Gottmenschen Christus. Durch Gott, Natur und Tugenden wird bei ihm die erste Ankunft Christi herbeigeführt. Die Umdeutung vollzieht Heinrich mit Hilfe des Mythos von den vier Töchtern Gottes, wie er auch in anderen geistlichen Dichtungen, so etwa in der ‚Erlösung‘, Verwendung findet.¹⁵ Das zweite Buch der Dichtung erzählt die Leidensgeschichte des Gottmenschen, seine Auferstehung und Himmelfahrt sowie die Sendung des Heiligen Geistes. Das dritte ist dem seit Frau Ava in der geistlichen Dichtung Österreichs behandelten Antichrist und der Herabkunft Christi zum Weltgericht gewidmet. Eingeschoben ist eine Übertragung der ‚Visio Philiberti‘ ins Deutsche, eines Streitgesprächs zwischen Seele und Leib nach dem Tode. Hauptquelle für den ersten Teil von ‚Gottes Zukunft‘ ist der ‚Anticlaudianus‘. Daneben sind sowohl für diesen wie für die folgenden Partien verschiedene andere Quellen benutzt: die *Vita Mariae rhytmica*, die *Legenda aurea*, das *Compendium theologiae veritatis*, die lateinische *Homilia de Maria Magdalena* des Pseudo-Origenes, Adsos Abhandlung *De ortu et tempore Antichristi*, Schriften und Predigten Anselms von Canterbury und Bernhards von Clairvaux u. a. ‚Von Gottes Zukunft‘ zeigt größeren Reichtum an Stilformen und wirksamere Rhetorik als der Apolloniusroman. Freilich, eine organisch zu einem Ganzen sich fügende Komposition ist auch hier nicht vorhanden. Aber Heinrich entnimmt seinen Quellen nur das Anschauliche und für die Empfindung Wirksame. Er zeigt inneren Anteil an seinem Werk und erreicht gelegentlich die ‚Gedrungenheit und Wirksamkeit der älteren geistlichen Poesie‘. Der abenteuernde Erzähler und weltfreudige Arzt ist zum pathetischen Prediger geworden. Der Mensch des frühen 14. Jahrhunderts verliert das innere Gleichgewicht von Diesseits und Jenseits. Es scheint, als müsse der Bereich des Seelischen immer tiefer aufgeackert werden, um eine neue Ernte zu tragen.

In der Erscheinung Heinrichs von Neustadt ist viel Individuelles. Er verwendet seine poetische Begabung und Gelehrsamkeit zur höfischen Ausschmückung des gesellschaftlich-bürgerlichen Lebens. Seine echte und empfundene Religiosität behindert ihm nicht den weltlichen Blick für das Gesunde und Schöne des Lebens.

Spruchdichtung eines unbekannten österreichischen Verfassers

(15) Vgl. Seemüller, aaO. 15; R. Heinzel, *Zeitschrift für deutsches Alterthum* 17 (1874), 43 ff.

aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist der ‚Magezoge‘.¹⁶ Das Gedicht betitelt sich selbst im Eingang nach dem Inhalt und nach dem Vortrag:

Ich heiz ein spiegel der tugende
und ein magezoge der jugende.

‚Magezoge‘ heißt ‚paedagogus‘. Während Konrad von Haslau etwas später in seinem ‚Jüngling‘ eine mehr äußere Anstands- und Erziehungslehre für junge Edelleute bietet und das Auftreten und das Leben vor allem in seiner unmoralischen Seite behandelt, gibt der ‚Magezoge‘ dem Schüler noch eine Sitten- und Tugendlehre, die dem jungen Ritter seine Pflichten gegenüber Gott und der Gesellschaft, namentlich aber auch gegenüber den Abhängigen und niedriger Stehenden einschränken soll.

Praktisch-pädagogischen Zwecken diene auch das erste österreichische Wörterbuch, von dem wir Kunde haben. Der erste Herzog aus dem Hause Habsburg, Albrecht I., vermählt mit Elisabeth von Görz und Tirol, ließ für seine Söhne ein Wörterbuch der in ihrer neuen österreichischen Heimat gebräuchlichen Sprache anlegen, damit sie die ihnen noch fremden mundartlichen Eigenheiten lernten. Herzog Friedrich der Schöne ließ dieses Wörterbuch dann für die Mundart der Vorlande umarbeiten.¹⁷

Von 1250 bis 1350 haben innerhalb Wiens Mauern keine Dichterpersönlichkeiten wie Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide gewirkt und ist auch keine dem Nibelungenlied an Rang ähnliche Dichtung mehr entstanden. Nichtsdestoweniger blieben Stadt und Hof auch weiterhin ein sehr wirksames kulturelles Ausstrahlungszentrum für ganz Österreich. Die sprachwissenschaftliche Forschung der jüngsten Zeit hat gezeigt, wie die Wiener Dichtung und Literatur das maßgebliche Vorbild für die Sprache und den Stil vieler Dichtwerke in Steiermark, Kärnten, Tirol und sonst gewesen ist. Von etwa 1400 an tritt an Stelle der poetisch-literarischen eine wissenschaftlich-literarische Ausstrahlung, deren Brennpunkt die zu ihrer ersten Blüte gelangte Universität abgab.

(16) Hrsg. v. M. Haupt, Altdeutsche Blätter I (1836), 86 ff., u. G. Rosenhagen, Deutsche Texte des Mittelalters 17 (1909), 21 ff.; vgl. ferner E. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 62 (1925), 221 ff., u. H. Niewöhner, Ebd. 63 (1926), 269 f.

(17) J. Strobl, Studien über die literarische Tätigkeit Kaiser Maximilians I. (1913), Vorwort, ohne Quellenangabe.

II. Religiöse Zweckliteratur. Mystik und Ordensdichtung. Legendendichtung

Neben diesen ritterlich-bürgerlichen, weltlich-gelehrten Erscheinungen zeigt sich schon in der Umgebung Rudolfs von Habsburg jene eigentümliche geistlich-religiöse Zweckliteratur, die für das ausgehende Mittelalter am meisten charakteristisch wird und auch dem äußeren Umfang nach den größten Platz einnimmt. Sie ist gewöhnlich in der Kirchensprache abgefaßt und theologisch gelehrten, historisch-politischen oder lehrhaft-moralischen Inhalts. In diesem Zusammenhang sind zunächst drei Persönlichkeiten aus dem Ordensklerus zu nennen, die entweder in Wien selbst tätig waren oder deren Wirken doch in erster Linie nach Wien gerichtet war: die beiden Zisterzienser Gutolf von Heiligenkreuz und Nikolaus Vischel und der Benediktiner Engelbert von Admont. Dieser geistlich-religiösen Zweckliteratur nahe steht das bisher zur Gänze oder größtenteils unbeachtete Schrifttum der Mystik, das sich bereits Ende des 13. Jhs. in so außergewöhnlichen Erscheinungen wie Agnes Blannbek und Agnes von Österreich zeigt, ferner die Dichtung der Ritterorden mitsamt ihrer Aufgeschlossenheit für religiöse Literatur sowie die ältere und auch im Spätmittelalter fortblühende Legendenliteratur und Legendendichtung.

Gutolf von Heiligenkreuz, Mönch des Zisterzienserklosters Heiligenkreuz im Wienerwald,¹ urkundlich zwischen 1265 und 1285 nachweisbar, eine Zeitlang Abt von Marienberg bei Güns, Seelsorger und Lehrer des Zisterzienserinnenklosters St. Nikolaus vor dem Stubentor und des Tochterhauses in der Singerstraße,² stand politisch, wie die ihm nahestehenden Wiener Patriarch, auf Seiten König Ottokars.

Er verfaßte als Fortsetzung einer in Heiligenkreuz entstandenen und fortgeführten Handschrift der „Österreichischen Annalen“

(1) Vgl. A. E. Schönbach, Über Gutolf von Heiligenkreuz, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. 150/2 (1904); O. Redlich u. A. E. Schönbach, Des Gutolf von Heiligenkreuz Translatio s. Delicianae, Ebd. 159/2 (1908); W. Glöckl, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 37 (1916), 628 ff.; O. Brunner in Stammers Verfasserslexikon II (1936), 129 ff.

(2) Das äußere Kloster bestand bereits 1230, das innere wurde nach dem Ungarneinfall 1270 von dem Wiener Bürger Paltram vor dem Stephans-

eine ‚*Historia annorum 1264—1279*‘³ mit wertvollen Nachrichten zur Zeitgeschichte, einen ‚*Tractatus de ordine iudiciario*‘⁴ d. h. einen für den praktischen Gebrauch abgefaßten Abriß des kanonischen Prozeßrechtes, und schrieb für den Unterricht der Nonnen des Nikolausklosters eine ‚*Summa grammatica*‘.

Die ‚*Summa grammatica*‘ (6 Hss.) bildet ein vollständiges Lehrgebäude der lateinischen Sprache, das mit den Buchstaben anfängt, über die Redeteile zur Syntax sich erstreckt, von Figuren und Tropen handelt, einen Abriß der Metrik gibt und mit einem Verzeichnis der Quantitäten nach Lautgruppen abschließt. Das Werk ist ein auf das Praktische gerichtetes Schulbuch, reich mit Beispielen ausgestattet, und fußt auf Priscian, Donat und dem Doctrinale des Alexander de Villa Dei. Den letzten Teil der Grammatik bildet ein lateinisch-deutsches Vokabular. Gutolf zeigt in dem zu einer Art Realenzyklopädie ausgebauten Werk eine die durchschnittliche Schulgelehrsamkeit überragende Bildung; er kennt die lateinische Dichtung weltlichen Inhalts, darunter den Archipoeta, und bekundet Interesse für deutsche und germanische Dinge. Die Kapitel ‚*De accentibus*‘ (18) und ‚*De metro*‘ (19)⁵ hat Gutolf in dem ‚*Opus de cognoscendis accentibus*‘ in Verse umgesetzt.

Diese historischen, juristischen und grammatischen Schriften werden ergänzt durch Dichtungen und Schriften hauptsächlich hagiographischen und asketischen Charakters. Es sind zu nennen:

Zunächst ein ‚*Leben des hl. Bernhard von Clairvaux*‘ in Hexametern,⁶ geschöpft hauptsächlich aus den sechs Büchern der *Vita prima* des Heiligen mit zahlreichen Wundergeschichten. Die in blühender Rhetorik abgefaßte Legende zeigt Vertrautheit mit den römischen Schuldichtern und gehört zur Schulpoesie der Zeit.

Weiters ein ‚*Dialog zwischen der hl. Agnes und einem Zisterzienser*‘ (vor 1287),⁷ in 443 leoninischen

friedhof gegründet. Beide Nonnenklöster waren der Oberleitung und Aufsicht des Abtes von Heiligenkreuz unterstellt.

(3) *Monumenta Germaniae, Scriptores* 9 (1851), 649 ff.

(4) Text bei Schönbach, aaO. 150/2, 113 ff.

(5) Diese Texte bei Schönbach, Ebd. 150/2, 95 ff. Von der Prosafassung der ‚*Summa grammatica*‘ wurde bisher nichts veröffentlicht.

(6) Gedruckt: *Clariloci apud Nanceium* (1606 u. 1609); *Bernhardus Gutolfi monachi*, hrsg. v. Th. Heimb (Nürnberg 1743 u. 1746).

Hexametern, darstellend eine Vita der Heiligen, die Gutolf auf Verlangen seines Ordensbruders, des Heiligenkreuzer Kellermeisters und späteren Abtes von Baumgartenberg, Rapoto (gest. 1298) ausgearbeitet hat. Grundlage bildet die Vita S. Agnetis, welche die Acta Sanctorum Boll. zum 21. Jänner als Werk des hl. Ambrosius bringen und die Gutolf mit dichterischer Freiheit um- und ausgestaltet: der Fragesteller und Unterredner ist Gutolf selbst; die Jungfrau und Märtyrerin spricht in einer Vision. Vers 439 ersucht Gutolf die Heilige, ihre Erzählung zu schließen, da dem Rapoto, der das Gedicht angeregt hat, das Metrum nicht zu gefallen scheine. Aber mit Vers 438 war auch Gutolfs Quelle, die Vita des Pseudo-Ambrosius, erschöpft.

Schließlich eine ,*Translatio sanctae Delicianae*' (1281—1287),⁸ gewidmet Frau ,Margard', gewesene Äbtissin des Klosters zu St. Nikolaus, aus Anlaß der Übertragung des Hauptes der Heiligen durch Paltram vor dem Stephansfriedhof und seinen Schwestersohn Paltram Vatzö (1276) von Prag aus dem Kloster Strahov nach Wien in die neue Kirche des von den Paltramen befürsorgten Zisterzienserinnenklosters in der Singerstraße. Die im kunstvollen Kursus geschriebene ,Überführung' enthält nach dem Widmungsbrief an Frau Margaretha eine Schilderung Ungarns und der ungarischen Einfälle nach Österreich, eine Beschreibung der Stadt Wien und ihrer Lage, die Geschichte des Klosters St. Nikolaus außerhalb und innerhalb der Mauern, den Bericht über die Erwerbung der Reliquie, als die beiden Paltrame mit anderen Wiener Bürgern 1276 nach Prag zur Beratung mit dem König Ottokar berufen worden waren, die Geschichte der hl. Deliciana, eine Ansprache an die Märtyrerin und die Erzählung der von den Reliquien vollbrachten Wunder.

Die deutsche Urfassung eines größeren Werkes, das den Titel ,*Der minne rat*' (entstanden zwischen 1280 und 1300) geführt haben dürfte, ist leider verschollen und nur in gekürzter lateinischer Übersetzung als ,*Consilium amoris*' in der Hs. 435 der Stiftsbibliothek in Klosterneuburg bekannt.⁹ Es war ebenfalls der Äbtissin Margaretha des Klosters St. Nikolaus gewidmet und enthält eine Darstellung des Tugendlebens als Anleitung zur

(7) Text bei Schönbach, Ebd. 150/2, 82 ff.

(8) Text bei Schönbach, Ebd. 159/2, 8 ff.

(9) Vgl. H. Maschek in Stammlers Verfasserlexikon III (1943), 403, u. Zeitschrift für deutsches Altertum 74 (1937), 145.

Askese für Ordensleute, zur einen Hälfte praktisch, zur anderen theoretisch mit gelegentlich eingestreuten Exempeln.

Von anderen Gutolf zugeschriebenen Werken, wie ‚De mysteriis rerum gestarum Veteris Testamenti libri X‘, ‚Expositio orationis dominicae‘ und eine Predigt auf die hl. Scholastica, dürfte nur das letztere tatsächlich von ihm stammen.

Wir haben von der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert drei unterschiedliche Wesensbilder Wiens überliefert: das eines unbekannten Vaganten zwischen 1260 und 1298, der die angenehme Lage und die Fülle der Lustbarkeiten preist (vgl. S. 19), jenes Adolfs von Wien um 1315, der die Stadt als Quelle geistlicher und weltlicher Bildung verherrlicht (vgl. S. 59), und zwischen beiden in der Mitte die prosaische, ausführlichere, sachlichere Beschreibung der Stadt und ihrer Lage durch Gutolf von Heiligenkreuz in seiner ‚Translatio s. Delicianae‘: ‚Die Stadt erwarb wegen ihrer anmutigen Lage stets die besondere Vorliebe unserer Fürsten und wuchs nach Entfernung der alten römischen Begrenzung zu einem genügend großen bürgerlichen Gemeinwesen heran, daß sie nicht durch die Größe und Macht ihrer Körperschaft, sondern aus eigenem Verdienst und infolge Benützung ihrer wunderbaren Fruchtbarkeit den mächtigsten Städten wenn nicht voranzustellen, so doch gleichzusetzen ist. Unmittelbar an ihren Mauern fließt der mächtige Donaustrom vorüber. Er trägt von rückwärts gegen Norden bebaute Hügel mit dicht gedrängten Rebenpflanzungen heran, deren sehr beliebter Wein seine Trinker dermaßen erquickt, daß es unrecht wäre, einen Falerner zu begehren. Die Westseite schützen gewaltige Starkholzwälder, vorzüglich geeignet zur Jagd. Nach Osten und Süden schließlich zeigt die Stadt das ebene Antlitz der Felder mit häufig dazwischen eingestreuten Dörfern. Entlang dem Flußlauf zieren auch blumenreiche Baumgärten die Stadt wie eine Pforte für alle Reisenden nach Italien oder Frankreich. Eine besondere Lobeserhebung beansprucht sie dadurch, daß zu ihr aus den entlegenen Gebieten der Welt verschiedenartigstes Kaufmannsgut in großem Umfang herangeführt wird. So hat Wien, an welcherlei Vorteil der Dinge auch andere Städte sich rühmen mögen, sowohl an Selbsterzeugtem wie an Zugeführtem reichen Überfluß.‘

Diese Beschreibung ist ganz aus dem Blickfeld und Geist der handeltreibenden Bürgerschaft abgefaßt und hat das dem Klerus wohlthätige reiche Patriziat als Publikum vor Augen. Selbstbewußt werden das Alter, die wachsende Größe, die auf eigener Tätigkeit

beruhende Macht und die europäische Stellung Wiens betont. Die günstige geographische Lage ermöglicht den für den Export in Betracht kommenden Weinbau edelster Sorten und bedingt die für den Verkehr und Fernhandel eifrig genützten Gegebenheiten und ausbaufähigen Möglichkeiten.

Heiligenkreuz war im 13. Jahrhundert ein sehr beachtenswerter Sammelpunkt geistigen und literarischen Lebens. Außer von Gutolf wissen wir von einem gelehrten Magister Ambrosius und von Nikolaus Vischel.¹⁰ Dieser lebte von ca. 1260 bis um 1320 und war ein bedeutender Mann, der ein umfangreiches theologisches Schrifttum in lateinischer Sprache hinterließ. Seine Studien machte er in Paris, wo er wahrscheinlich Thomas von Aquin zum Lehrer hatte. In allen seinen Werken spiegelt sich die Theologie der eben erst gegründeten Sorbonne. Das in Paris geholte gründliche und umfassende Wissen vertiefte er durch eifrige Studien in Heiligenkreuz und Wien, wo er offenbar als einer der Nachfolger Gutolf mit der Seelsorge der Chorfrauen befaßt war. Vischel war Polyhistor, in erster Linie aber Gottesgelehrter, der in lebendiger Auffassung seine theologische Wissenschaft in den Dienst der monastischen Seelsorge stellte. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch seine Schriften, durchwegs Predigten und Predigtbücher, zu beurteilen: *„Sermones de tempore“*, *„De laudibus B. V. Mariae“*, niedergeschrieben auf Bitten seiner mönchischen Freunde und der Chorfrauen von St. Nikolaus, *„Imago B. V. Mariae“* (gedruckt Augsburg bei Anton Sorg um 1477), eine Art Mönchsspiegel, gewidmet seinem Lieblingsschüler Johannes, *„De sex operibus Abygail“*, eine Art Konferenzbuch für Vorträge bei den Klosterfrauen, *„De sanctissima Eucharistia“*, geschrieben für seinen Freund Ernst, Prior und Lesemeister der Augustiner-Eremiten in Baden, um ihm und seinen Mitbrüdern Anregung zur Predigt zu geben. Das anscheinend letzte Werk war eine Schrift *„De incarnatione verbi contra Catharos Manichaeorum sequaces“*, worin er dem damals in Österreich um sich greifenden Unglauben der Katharer entgegenzutreten wollte. Schließlich hat Vischel ebenso wie Gutolf in der Geschichtsschreibung der Zeit seinen Platz: er war der Autor des mittleren Teiles der *„Continuatio Sancti Crucis“*. Vischels Stärke war offenbar die popularwissenschaftliche Darstellung. Seine literarhistorische Bedeutung liegt in der anschei-

(10) Vgl. S. Grill, Nikolaus Vischel von Heiligenkreuz (1937, Heiligenkreuzer Studien 6).

nend sehr weitgehenden Einflußnahme auf die Predigtliteratur seiner Zeit. Von seiner Mariologie muten weite Strecken eher als Dichtung denn als Theologie an. Auffallend sind seine Kenntnisse in der rabbinischen Literatur.

Verbunden mit dem habsburgischen Herrscherhaus und zum Teil mit der Stadt Wien erscheint auch Engelbert von Admont (Abt von Admont seit 1297, gest. 1331). In seinem autobiographischen und autobibliographischen Brief an den Rektor der Wiener Stephansschule Meister Ulrich berichtet er selbst über seinen Studiengang. Demnach führten ihn die Lehr- und Wanderjahre zunächst (1271) etwa drei Jahre nach Prag, dann für neun Jahre nach Italien, wo er in Padua bei angesehenen Lehrern seine Ausbildung zu einer Persönlichkeit allumfassenden Wissens genoß. Seine zahlreichen Schriften behandeln Theologie, Philosophie, Pädagogik, Musik, Staatstheorie und die Naturwissenschaften. In ihrer Gesamtheit betrachtet, ergeben sie beinahe eine Summa mittelalterlichen Forschens und Wissens. Dazu kommen epische und lyrische Dichtungen. Das *Panegyricum in coronationem Rudolphi Habsburgensis*: „*Slavica qui tumidi confregit cornua sceptri*“, in dem die Wahl Rudolfs von Habsburg und dessen Sieg über Ottokar von Böhmen auf dem Marchfeld 1278 gefeiert wird, ist verschollen (entgegen der Behauptung Wichners). Ein „*Rosarium Mariae*“ und ein „*Psalterium Jesu Christi*“ druckt G. M. Dreves, *Analecta Hymnica* 35 (1900), 123 ff. bzw. 79 ff. Bemerkenswert ist das Lehrbuch „*De musica*“. Von den drei staatsphilosophischen Schriften „*De regimine principum*“, „*Speculum virtutum*“ und „*De ortu et fine Romani imperii*“ gab die zweite den Söhnen des Königs Albrecht I., den Prinzen Otto und Albrecht, Regeln und Vorschriften über die Denk-, Handlungs- und Regierungsweise eines musterhaften Fürsten. Wie die jüngst näher aufgedeckte handschriftliche Überlieferung zeigt, hat dieser Fürstenspiegel in Wien und Österreich noch im 14. und 15. Jahrhundert interessiert. Vom Traktat „Über den Ursprung und das Ende des römischen Reiches“ hat sich sogar noch Aeneas Sylvius Piccolomini anregen lassen und daraus Grundgedanken in seiner Schrift „*De ortu et auctoritate imperii Romani*“ an Kaiser Friedrich III. manifestiert.¹¹

*

(11) B. Pez, *Thesaurus anecdotorum* I (1721), S. LXI ff. u. 429 ff.; ders., *Bibliotheca ascetica* III (1724), Praef. u. ö.; *De musica*, abgedruckt

Die bei Gutolf von Heiligenkreuz sichtbar gewordenen Züge Bernhardischer Mystik werden ergänzt durch eine Erscheinung franziskanischer Prägung im Bereiche der Minoriten.

Noch unter den letzten Babenbergern, wahrscheinlich 1221, waren mit Jacobus de Tarvisio und Albertus Pisanus, zwei unmittelbaren Schülern des hl. Franz von Assisi, die Minoriten nach Wien gekommen. Herzog Leopold VI. baute ihnen auf ihm gehörigen Grund zwischen dem Schottenstift und der Burg eine Kapelle mit Kloster, die beide dem hl. Kreuz geweiht wurden. Diese Niederlassung wurde bald vergrößert. Der Konvent gehörte zunächst zur sächsischen, seit 1235 zur österreichischen Provinz. Der Provinzial residierte im Wiener Mutterkloster. Die Brüder erfreuten sich bald großen Ansehens beim Adel wie beim Volk.¹²

Als österreichische Provinziale erscheinen: Conradus de Vienna 1269 bis 1275, Albertus de Haimburgo 1275 bis 1281 und 1310 bis 1316, Martinus de Cremsa 1281 bis 1290, Henricus de Welsperg 1290 bis 1310, Henricus de Ratisbona 1316 bis 1319.¹³ In einer Urkunde vom 1. Februar 1294 werden am Schluß Pater Heinrich der Provinzial, Pater Heinrich der Kustos und Bruder Heinrich der Guardian genannt.¹⁴ Derselbe Guardian Bruder Heinrich taucht noch in einer Urkunde vom Jahre 1296 auf.¹⁵ Möglicherweise ist er identisch mit Bruder Heinrich von Preising, dem Beichtvater der österreichischen Herzoge. Im Jahre 1301 erscheint Bruder Niklas als Guardian.¹⁶ In der Urkunde Wien vom 29. März 1315

bei M. Gerbert, *Scriptores ecclesiastici de musica sacra* II (1784), S. 287 ff.; J. Wichner, *Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont* III (1878), 516 ff.; ders., *Kloster Admont und seine Beziehungen zu Wissenschaft und Unterricht* (1892), 41 ff.; A. Posch, *Die staats- und kirchenpolitische Stellung Engelberts von Admont* (1920); H. Engel in *Stammlers Verfasserlexikon* I (1933), 570; E. Schulz, *Archiv für Kulturgeschichte* 29 (1939), 51 ff.; O. Menzel, *Corona Quernea* (1941), 390 ff.; G. B. Fowler, *Intellectual interests of Engelbert of Admont* (New York, Columbia University Press 1947).

(12) Vgl. G. E. Friess, *Geschichte der österreichischen Minoritenprovinz*, *Archiv f. österr. Geschichte* 64 (1882), 81 ff.

(13) Ihre Reihe ist verzeichnet in „*Saeculum quintum etc.*“ (Wiener-Neustadt 1724), 95.

(14) Friess, aaO. 203.

(15) Vgl. Das Formelbuch K. Albrechts I., *Archiv für Kunde österr. Geschichts-Quellen* II (1849), 284, Nr. 46.

(16) Vgl. *Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien* 5 (18), 137.



werden angeführt: Bruder Seybot als Provinzial (?) und Bruder Heinrich von Preising als Guardian.¹⁷

Der Wiener Minoritenkonvent war anscheinend schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Pflegestätte mystischen Lebens, wobei die eigentlichen Träger der mystischen Geisteswelt die einzelnen Persönlichkeiten des Konventes waren. Neben der Ordensgemeinschaft der Mönche bestand anscheinend schon um 1250 eine weibliche Tertiarengemeinde.

Diesem Wiener Minoritenkonvent unterstand nun die einzige mit Namen bekannte Wiener Mystikerin der spätmittelalterlichen Literatur, deren *Vita et revelationes* uns erhalten sind: Agnes Blannbekin, geb. um 1250, gest. 10. Mai 1315 zu Wien. Ihrem Namen nach zu schließen stammte sie wahrscheinlich aus Plambacheck bei Plambach, Pfarre Grünau, im Gerichtsbezirk Kirchberg an der Pielach, Diözese St. Pölten, Niederösterreich.¹⁸ Plambacheck ist ein kleines Dorf, das 1915 etwa 100 Einwohner zählte. Sein Name ist als *Plambacheck* (1370) und *Planpacheck* (1388) für das 14. Jahrhundert in Göttweiger Urbaren belegt.

Dazu würde stimmen, daß Agnes Blannbek in einem Zusatz durch eine Hand des 14. Jahrhunderts zur Neresheimer Handschrift als die Tochter eines Bauern bezeichnet wird.¹⁹ Über ihre Jugend geben ihre *Revelationes* einige Auskunft: Kap. 39 berichtet sie, wie sie als Kind alles Spiel mied, ihre Eßwaren den Armen gab und, vom Hl. Geist belehrt, strenge Askese übte; als sie 11 Jahre alt war, ergriff sie eine große Verehrung zum *Gottsleichenam*; sie beeilte sich, *Begine* zu werden.

Um 1275 wurde Agnes Franziskaner-Tertiarschwester in Wien und wohnte wahrscheinlich im Haus der Schwestern vom dritten Orden, das allerdings urkundlich erst 1302 zum erstenmal erwähnt wird.²⁰ Als *schwester der dritten regel* oder *vom dritten orden* hat Agnes offenbar nach einer Regel gelebt, wie sie A. Birlinger,

(17) Friess, aaO. 206.

(18) Hinweis von Herrn F. Maschek.

(19) *Anno Domini MCCCXVIII minus tribus annis (?) obiit haec Virgo in X. Kal. Maji, Agnes Blannbekin, filia cuiusdam rustici, et morabatur Viennae, et erat de confessione Minoris cujusdam sancti Fratris.*

(20) Erste bekannte Meisterin 1306: Schwester Eysal (Isolde) *meisterinne des ordens der puezze sand franzizzen ... ze Wienne*. Das Ordenshaus bildete einen Teil der alten Nummer 45 (Schenkenstraße 7, Bankgasse 10). Vgl. R. Müller, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 145.

Deutsche Franziskanerregel des 13. Jhs. (Germania 18, 1873, 186 ff.), veröffentlichte. Die Wiener Minoritenmönche haben sie in die Theorie und Praxis des asketisch-mystischen Lebens eingeführt.

Ein Bruder des Wiener Minoritenkonventes war der Seelenführer der Mystikerin. Als solcher zeichnete er ihre Offenbarungen auf. Nach Kapitel 37 ließ sich die Seherin durch ein kleines Wunder bzw. eine wunderbare Gebetserhörung, den Willen Gottes, ihre Offenbarungen dem Beichtvater kundzutun, bestätigen. Und Kapitel 38 handelt von den drei Gnaden, die ihm der Herr für die Aufzeichnungen verheißen hat. Dieser Seelsorger muß ein in den mystischen Phänomenen und in der mystischen Literatur bewandelter Mann gewesen sein. Denn Kapitel 87 ist von den ‚Sermones in Cantica Canticorum‘ (ca. 1150) des hl. Bernhard von Clairvaux (1091—1153), einem der grundlegenden mystischen Schriftwerke der Epoche, die Rede, welches der Seelenführer für den Konvent abschreiben lassen will. Am Schluß (235) wird auch ein Name genannt: ‚Hoc qui scribebat, Ermenricus nomen habebat.‘ Bernhard Pez scheint der Auffassung gewesen zu sein, daß damit der Schreiber des Neresheimer Kodex gemeint sei. Es spricht aber doch auch manches dafür, daß sich da ein Bruder Ermenricus, der Beichtvater und Aufzeichner der Visionen, nennt bzw. an dieser Stelle der sonst weggelassene Name stehen geblieben ist.

Von anderen Mitgliedern des Wiener Konventes werden in den Revelationes mit Namen genannt in Kap. 229 (1294?) der eben verstorbene Frater Erlolfus, welcher 37 Jahre im Orden gelebt hat, und ein ebenfalls verstorbener Bruder Seifried.

Auf diese Aufzeichnungen der Agnes Blannbek ist als erster Bernhard Pez aufmerksam geworden. Er fand im Benediktinerstift Neresheim in Württemberg eine aus dem 14. Jahrhundert stammende lateinische Pergamenthandschrift, die er nach einer Abschrift herausgab, die ihm P. Leopold Wydemann, Vicarius der Kartause Gaming, anfertigte: ‚A g n e t i s B l a n n b e k i n, quae sub Rudolpho Habsburgico et Alberto I. Austriacis Impp. Viennae floruit, V i t a e t R e v e l a t i o n e s auctore Anonymo Ord. F. F. min. e. Celebri Conv. S. Crucis Wiennensis, ejusdem Virg. Confess. — Viennae apud Petrum Conrad Monath 1731,²¹ dediziert dem Abte Kilian von St. Lamprecht. Die Ausgabe wurde sogleich nach

(21) Auszüge bei J. Chmel, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. II (1849), 46 ff.

ihrem Erscheinen auf kaiserlichen Befehl konfisziert. Es haben sich daher nur wenige Exemplare erhalten.²²

Eine für die Literaturgeschichte offenbar wertvollere deutsche Pergamentschrift, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, besaß die Stadtbibliothek zu Straßburg, wohin sie aus der Johanniterbibliothek gekommen war. Aus ihr hat J. v. Görres in seiner ‚Christlichen Mystik‘, 2. Bd. (1837), S. 242 ff., einige Seiten veröffentlicht. Diese Handschrift ist 1870 verbrannt. Nach den Proben bei Görres zu schließen, stand sie im sprachlichen Ausdruck ungleich höher als die lateinische Version.

Eine bisher nicht identifizierte dritte (lat.) Handschrift von Agnes Blannbeks ‚Revelationes‘ besitzt die Bibliothek des Zisterzienserstiftes Zwettl in Niederösterreich. Sie ist im Cod. Zwettl. 384, fol. 29 bis 76, überliefert. Inc. ‚Confiteor tibi pater domine quia abscondisti hec‘ — expl. ‚Ipsa autem stabat a sinistris sacerdotis etc. . . .‘ Der schön geschriebene Pergamentkodex stammt aus Wien und befand sich im Besitz des Otto Gnemhertl (gest. 1349), Plebanus der Kirche Maria am Gestade.²³ Leider ist die Handschrift nicht mehr zur Gänze erhalten. Sie reicht bis zum ersten Drittel des Kapitels 189 der Zählung von B. Pez. Die letzten 36 Kapitel fehlen.²⁴

Über Agnes Blannbek selbst ist unmittelbar aus den *Revelationes* nur wenig zu entnehmen. Die Visionen erfolgten in der Minoritenkirche, in ihrer Stube, in der Stephanskirche, in der Kirche zu St. Jakob und in der Michaelerkirche. An Jahreszahlen erscheinen oder sind zu erschließen: 1281, 1290, 1292, 1293, 1294. Von politischen Ereignissen spielen hinein: der Tod Rudolfs von Habsburg (gest. 15. Juli 1291), die Einfälle der Ungarn in Österreich, die Vorgänge in Ungarn 1293 ff., der Franziskaner Papst Nikolaus IV. Im Kapitel 2 sah sie alle zur Seligkeit bestimmten Menschen auf Erden und ihre eigene Bekehrung, den Aufstieg der Menschen zu Gott und ihren Abfall und die Wohnungen und die

(22) Vgl. M. Denis, *Die Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek* (1780), 383.

(23) Otto Gnämhardtlein wird 1348 ‚pfarrer vnd Chapplan vnser yrowen auf der Stetten‘ genannt. Vgl. A. Mayer, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Alterthumsvereine II/2 (1905), 893.

(24) Vgl. St. Rössler, *Verzeichnis der Handschriften der Bibliothek des Stiftes Zwettl*, *Xenia Bernardina* II (1891), 433, der lediglich vermerkt: ‚*Visiones cuiusdam virginis Weginne conscripta per confessarium ipsius ex ord. fratrum minorum.*‘ Den Hinweis verdanke ich Herrn F. Maschek.

Herrlichkeit der Auserwählten. Beim Kommunizieren empfand sie geistige und leibliche Süßigkeit ähnlich wie der Bruder Otto — möglicherweise ein gleichzeitig lebender mystisch begnadeter Minorit des Wiener Konventes. Am Gründonnerstag 1291 (?) bekam sie in einer Vision die Gewißheit, zu den Auserwählten zu gehören. Sie ist sowohl Tröstungen wie Anfechtungen der Seele ausgesetzt (83). Sechs Engel standen vor ihr als Wächter (124); in einem Winkel den Engeln gegenüber ein Teufel (125). Wie es die Regel vorschreibt, betete sie die Horen. Sie konnte also wohl lesen. Nach Kapitel 76 hatte sie das ‚donum lacrimarum‘.

An den *Revelationes* zeigt sich im Sinne Bernhards von Clairvaux und der Franziskaner-Mystik des 13. Jahrhunderts das subjektive Ergreifen des Religiösen in den zwei Stufen und Formen der *Consideratio* und *Contemplatio*, welche letztere in der Ekstase den unmittelbaren Verkehr der Seele mit Gott findet. Die Visionen beginnen mit Gesichten über die Schöpfung. Dann nehmen die Begebenheiten aus dem Leben Christi von der Menschwerdung bis zur Grablegung und Auferstehung die Hauptrolle ein. Christus bildet als Gekreuzigter wie als Gottmensch und Herr den Mittelpunkt der Offenbarungen. Ihm folgen die Jungfrau Maria, die Engel und verschiedene Heilige. Um dieses Zentrum ranken sich Religiös-Theologisches und Moralisches, Persönliches der Seherin, ihres Seelsorgers und des Konventes der Brüder, Verhältnisse und Ereignisse der Zeitgeschichte, Musikalisches, sehr viel Symbolik, Allegorie und Bildhaftes, anscheinend in engen Beziehungen zur Kunst- und Kulturgeschichte der Zeit.

Die Zentralgestalt der Visionen ist Christus. Gleich zu Beginn erscheint er der Seherin in der Kirche der Minoriten nach der Messe in seiner vollen Schönheit, und sie sah ‚in homine et in lumine divino‘ die ‚elementa et creaturas et res ex ipsis factas‘. Weiters empfängt sie Offenbarungen über seine Wundmale (5/6) und über die fünf Arten von Werken, die er ununterbrochen an den Menschen verrichtet. Sie sieht die Geburt Christi, die Krippe, die Magier, die Hirten und Engel (193/94), die Taufe, die Dreieinigkeit und das Wirken des Hl. Geistes (24 ff.), die Jugend der Gottesmutter, die Mysterien des Leidens und Todes Christi (54 ff.). Einmal (85) erscheint ihr Christus mit einer Krone auf dem Haupte und einer Axt auf der linken Schulter: ‚Et progrediens ait: ego vado succidere arborem maiorem, quae est in terra.‘ Sie fürchtet, daß damit Papst Nikolaus IV. (gest. 4. April 1292) gemeint sei. Kapitel 212 sieht sie den Herrn auf dem Throne des

Gerichtes sitzen, das Zepter in der Hand, vor ihm viele Religiösen: alle fallen auf ihr Angesicht und bitten um Frist zur Buße.

Von den Heiligen ist nach den Aposteln, Johannes dem Täufer und Moses der erste der hl. Franziskus, und zwar wegen seiner überaus starken und innigen Liebe zu Gott. Seine innere Liebe zeigt sich äußerlich daran, daß an seinem Körper die Wundmale Christi wieder aufleuchten. Charakteristisch ist auch eine Stelle über Berthold von Regensburg: er ist vor Gott nicht geringer als St. Ambrosius, und zwar *„propter gratiam doctrinae, quia docuit et quia austerus in se exstitit“*. Den Engeln und Heiligen gegenüber lauern die Mächte des Bösen, deren Hauptvertreter ebenfalls sehr anschaulich geschildert wird.

Von mystischer Allegorik, Symbolik und Bildern sind bemerkenswert: die drei Stationen Gottes: Küche, Apotheke, Kaufladen; die sechs Ruhebetten Christi, sein vierfacher Tod am Kreuze (57); die sechs Tugenden, die dieses Lager dem Herrn bereiten (60), versinnbildet durch sechs Mädchen mit Kerzen in den Händen (61); die sechs Arten der Frommen (94), die zehn Töchter der Seele (105), die sieben Stufen der Barmherzigkeit, der dreifache Grad der Reinheit, der vierfache Weg der Armut (147); die goldene Himmelsburg, darin Justitia und Misericordia (204) ähnlich wie in der Tochter Syon des Lamprecht von Regensburg (3301 ff.) u. a. m.

In einer köstlichen Genreszene (117) aus dem Jahre 1281 (wenn die Jahreszahl in Kap. 129 richtig ist und nicht 1291 lauten soll) werden der Kustos, der im Klostersverband die Disziplin aufrechtzuerhalten hatte, der Lektor, der die für die höheren priesterlichen Weihen designierten Brüder in das Studium der Theologie einführen sollte, und der Guardian, der Vorstand des Wiener Klosters, in einer Vision sehr anschaulich vorgestellt: *„Deinde ait Dominus ad Custodem satis dure: Avete Domne. Vos bene deberetis esse magis humilis, et recogitare, unde te tulerim, et quo extulerim: et magis benigne loqui Fratribus, et corripere mansuetis, nec habere tam contemptibilia verba ad Fratres. — Deinde allocutus et Lectorem:²⁵ avete Domne. Nimis estis piger, et tepescitis a servitio meo propter infirmitatem vestram. — Post hoc salutavit Guardianum inclinando et duriter reprehendo: Cum sis amicus Dei, multum offendis truphatoriis (i. e. nugacibus) et ridiculosis verbis, dissolutionem et cachinum provocantibus. Facis,*

(25) Namhafte Lektoren waren: Gibotto und Martin von Wien.

quemadmodum lotrix, quae lavans pannos, dealbat eos in Sole cum magna diligentia, ac postea eosdem pannos in lutum calcat.' Möglicherweise sind zwei dieser Brüder identisch mit den in der Urkunde von 1294 genannten Persönlichkeiten.

Agnes Blannbekin besaß eine ansehnliche Allgemeinbildung. Gestalten und Zitate aus dem Alten und Neuen Testament sind ihr vertraut. Sie kannte Bernhards ‚Sermones in Cantica Cantorum‘, die Abhandlung des Augustinus über die Dreifaltigkeit, ferner Hieronymus, Gregorius, Berthold von Regensburg u. a. m. Sie gehört in die Reihe der Franziskaner-Mystik, die im 13. Jahrhundert in David von Augsburg,²⁶ Berthold von Regensburg, Lamprecht von Regensburg u. a. eine erste Höhe erreichte und einen Hauptzweig der deutschen Mystik ausgebildet hat.²⁷

Den Wandel im Kulturgeschehen und die zunehmende religiöse Verinnerlichung, zunächst besonders in der weiblichen Hofgesellschaft, zeigt die doppelte Funktion, in der uns ein Mitglied des habsburgischen Fürstenhauses in der Literaturgeschichte begegnet: Agnes von Österreich (1280—1364), die Tochter Herzog Albrechts I. und seiner Gemahlin Elisabeth von Görz, Tirol und Kärnten, die ältere Schwester Friedrichs des Schönen und Ottos des Fröhlichen, als Veranlasserin religiöser lateinischer und deutscher mystischer Schriften und Besitzerin deutschsprachiger religiöser Bücher.

Agnes war als kleines Kind nach Wien gekommen und ist hier aufgewachsen. Aus den *Revelationes* der Agnes Blannbek (Kap. 142) erfahren wir, daß ihre Mutter Elisabeth um 1290 eine Gefährtin dieser Minoriten-Mystikerin, die ebenfalls im Rufe der Heiligkeit und besonderer Begnadung stand, in ihr Haus nahm und versorgte. In jugendlichem Alter wurde Agnes 1297 in Wien mit König Andreas III. von Ungarn verheiratet. Nach dem Tode ihres Gemahls 1301 kehrte sie sogleich wieder nach Österreich zurück und wohnte, abgesehen von einigen Reisen, meist in Wien oder dessen Nähe.²⁸ Sie betätigte sich als große Wohltäterin des Himmelfort- oder Agnesklosters (1331), dessen Gebäude und Kirche sie erweitern ließ. Agnes verstand Latein und war in der

(26) Gilt heute als einer der vorzüglichsten Lehrer der Mystik des 13. Jhs. Sein Hauptwerk ‚*De exterioris et interioris hominis compositione*‘, ein Wegweiser zur christlichen Vollkommenheit in drei Büchern, war in zahllosen Handschriften verbreitet.

(27) Vgl. auch W. Tschulik, Wilbirg und Agnes Blannbekin (Diss. Wien 1925, Maschinschr.).

Literatur bewandert. Nach dem Hinstorben ihrer Mutter übersiedelte sie nach Königsfelden im Aargau, wo sie sich zwischen dem Doppelkloster der Minoriten und Klarissinnen, das an der Stätte errichtet worden war, an der man 1308 ihren Vater König Albrecht ermordet hatte, ein Haus hatte bauen lassen. Auch von Königsfelden aus blieb sie mit Wien in ständiger Verbindung.

Als Agnes beim Tode ihrer Mutter 1313 in Wien den Bischof Philipp von Eichstätt (Ph. v. Rathsamhausen O. Cist. 1306—1322), den einstigen Seelenführer ihres Vaters, um Rat fragte, wie sie, 'eine schwache Witwe, ihre künftige Stellung als Hausmutter der zwei Klöster zu Königsfelden am besten ausfüllen könnte', verwies sie der fromme und gelehrte Bischof auf das Beispiel der hl. Waldburga. Auf schriftliches Ansuchen der Königin verfaßte Bischof Philipp eine Lebensgeschichte der hl. Waldburga und versah sie mit einem Widmungsbrief an Agnes (Acta Sanctorum V, 553—567).

Aus den Briefen Heinrichs von Nördlingen kennen wir Agnes von Österreich als eine Gönnerin mystischer Kreise,²⁹ für die sie anscheinend schon in Wien Interesse gefaßt hatte. Seit 1310/12 war ihre Stieftochter Elisabeth Nonne (später Priorin) im Dominikanerinnenkloster zu Töb bei Winterthur und trat in geistige Beziehung zu Heinrich Seuse. Für Königin Agnes hat der größte Vertreter der spekulativen deutschen Mystik des Mittelalters Meister Eckhart (um 1305 oder 1313) das deutschsprachige 'Buch der göttlichen Tröstung' abgefaßt und den mit dem Trostbuch gemeinsam herausgegebenen 'Sermon von dem Edlen Menschen' vor der Königin wahrscheinlich im Kloster Töb (etwa 1314) gepredigt.³⁰ Das aus drei Teilen bestehende Trostbuch spricht zunächst drei Grundsätze aus: 1. In Gott ist kein Leid; den wahrhaft gerechten Menschen wird nichts betrüben, sofern er sich alles Erschaffenen entkleidet und in Gott wiedergeboren wird. 2. Der wahrhaft 'Gerechte' hat mehr Freude an der 'Ge-

(28) Vgl. H. v. Liebenau, Argovia 5 (1866/67), 1 ff.; H. v. Liebenau, Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn (1868); H. v. Liebenau, Hundert Urkunden zur Geschichte der Königin Agnes (1869).

(29) Ph. Strauch, Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen (1882), XLV ff.; Das Leben der Schwestern zu Töb beschrieben von Elsbet Stägel, hrsg. v. F. Vetter (1906, Deutsche Texte des Mittelalters 6), 100 u. ö.

(30) Meister Eckharts Buch der göttlichen Tröstung und von dem Edlen Menschen, 2. Aufl. hrsg. v. J. Quint (1952, Lietzmanns Kl. Texte 55); L. L. Hammerich, Zeitschrift für deutsche Philologie 56 (1931), 69 ff.; H. Roos, Ebd. 57 (1932), 224 ff.

rechtigkeit' als an allem anderen. 3. Leid empfindet man nur, wenn man das liebt, woran man geschädigt wird; daher solle man das Erschaffene nur in Gott lieben, dem einzigen Quell alles Guten, aller Wahrheit, allen Trostes. Diese drei Grundsätze finden im zweiten Teil in etwa 30 einzelnen Trostgründen Verwendung. Das dritte Kapitel enthält Worte und Beispiele guter Menschen. — Der ‚Sermon von dem Edlen Menschen‘ bietet in deutlicher Bezugnahme auf die Lebensschicksale der Königin Agnes eine Predigt über Luc. 9, 12: ‚ein edeler Mensch fuor us in ein verres Lant entphahen ime ein Riche unt kam wider‘, und behandelt zunächst nach Ephes. 4, 24 den Unterschied zwischen dem alten oder äußeren und dem neuen oder edlen Menschen, beschreibt dann die verschiedenen Stufen in der Entwicklung des ‚inneren‘ Menschen und schildert, wie das Bild Gottes in dem Menschen verborgen liegt und erst hervorleuchtet, wenn alles Erschaffene entfernt wird, und wenn der Mensch aus sich selbst herausgeht: ohne Zeit, Raum und Körper schaut er dann das Erschaffene ohne allen Unterschied in Gott. Durch den Propheten Oseas spricht der Herr: ‚ich wil die edeln selen fûren in ein einodin unt ich wil da sprechen in ir herczen ein mit eime, ein von eime, ein in eime unt in eime ein ewechlich.‘³¹

Im IV. Buch (386 ff.) seiner ‚Österreichischen Chronik von den 95 Herrschaften‘ berichtet Leopold Steinreuter über den Bücherbesitz der Königin Agnes: ‚Si het ain bibel, die waz ze deütsche gemachtet. Darinn las si mit fleizz, und het auch ain ander pûch, an dem der heiligen leben ordenleich was geschriben.‘³² Bekannt ist ferner das aus ihrem Besitz stammende ‚Gebetbuch‘³³ mit der ältesten deutschen Mariensequenz:

Avê, vil liehtir meris sterne,
ein lieht der cristinheit, Mariâ, alri magide ein lucerne.

Eine gewisse Vorliebe für mystische Literatur scheint auch in dem im 13. Jahrhundert gegründeten Frauenkloster St. Laurenz auf dem alten Fleischmarkt vorhanden gewesen zu sein. Die

(31) Beide Analysen nach Hammerich, aaO. 88 ff.

(32) Ed. J. Seemüller, Monumenta Germaniae Hist. VI (1909), 191.

(33) Pergamentkodex 12. Jh. Bis 1841 im Kloster Muri. Seither verschwunden. Einzelnes daraus gedruckt in Graffs Diutisca 2 (1827), 292 ff., W. Wackernagels Altdeutschem Lesebuch I² (1839), 274 ff. und W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften (Basel 1876), 285 ff.

Nonnen lebten zuerst nach der Regel des hl. Dominikus, nahmen aber 1450 die Augustinerregel an. Das Kloster erfreute sich der besonderen Gunst König Friedrichs des Schönen und seiner Gemahlin Elisabeth.³⁴ Unter den Konventualinnen befanden sich zahlreiche Töchter reicher Wiener Bürgerfamilien. Diesem Kloster gehörte ursprünglich eine der drei erhaltenen Handschriften (G) der ‚Tochter von Syon‘ des Lamprecht von Regensburg (um 1252).³⁵ Die aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Handschrift trägt die Notiz ‚Hie hebt sich an die tochter von syon vnd chort czu sand larenzen zu wienn‘. Sie kam dann später in die Senkenbergische Bibliothek und schließlich in die Universitätsbibliothek Gießen. Das Grundthema dieser mystisch-allegorischen Dichtung betrifft die Vereinigung der Seele mit Gott. Die Bilder und Vergleiche haben ihre Hauptquelle in der symbolisierenden und allegorisierenden Theologie der Scholastik, vor allem Bernhards von Clairvaux und Hugos von St. Viktor.

Mit Wien und der Mystik stand auch der häretische Begharde Nikolaus von Basel (ca. 1310 bis 1393/97) in Berührung. Er war Laie, lehrte hauptsächlich zu Basel und in der Rheingegend und endete nach einem Bericht in Johann Niders ‚Formicarius‘ kurz vor dem Pisaner Konzil (1409) zu Wien wegen seiner ketzerischen Lehren zusammen mit zweien seiner Schüler, Jacobus und Johannes, sein Leben auf dem Scheiterhaufen. Nach einem Zeugnis in der Hs. 247 der Mainzer Stadtbibliothek wurde Nikolaus mit seinen beiden Genossen durch Heinrich von Langenstein zunächst mit der Kirche versöhnt, dann aber doch verbrannt, nachdem sie abermals in ihre beghardischen Irrtümer verfielen. Zutiefst vom göttlichen Ursprung seiner vielen Visionen und Offenbarungen überzeugt, besaß Nikolaus die Gabe, seine Irrlehren in schöne Worte zu kleiden („Acutissimus enim erat et verbis errores coloratissime velare noverat“). Diese Lehren waren die der Begharden und Waldenser: er sei sich bewußt, daß Christus wirklich in ihm wäre und er in Christo; er verlangte Unterwerfung unter seine Person; meinte das Evangelium klarer und vollkommener zu verstehen als die Apostel und die Kirche; maßte sich an,

(34) Über ihr kunsthistorisch bedeutsames Gebetbuch vgl. W. A. Neumann, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/2 (1907), 599.

(35) Hrsg. v. K. Weinhold, Lamprecht von Regensburg, Sanct Francisken Leben und Tochter Syon (1880).

die Geistlichen und Bischöfe zur Verwaltung ihrer Ämter zu befähigen; kein in Sünde befangener Priester könne die Sakramente spenden oder das Opfer darbringen u. dgl. m. Die von C. Schmidt aufgestellte Hypothese, Nikolaus von Basel und der ‚Gottesfreund im Oberland‘ seien ein und dieselbe Person gewesen, wurde von Denifle widerlegt.³⁶

Eine mystische Dichtung von der ‚Geistlichen Gemahelschaft‘ Gottes mit der Menschenseele ist in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Handschrift 295 (53. b. 15) fol. 1^a bis 67^b des Wiener Schottenstiftes erhalten.³⁷ Als Verfasser des 6529 Verse umfassenden Werkes nennt sich am Schluß ein Dichter namens K o n r a d. Die Handschrift kam möglicherweise mit der Bibliothek des 1453 in Wien verstorbenen Dr. decret. Johann Polzmacher in das Schottenkloster. Der Titel deutet den Inhalt an: ‚Daz puechel ist von geistheicher gemähelschaft / Die czwischen got ist vnd der sel vnd redet / in geleichnuzz von tugenten als von junchfrawen.‘ Die Dichtung war offenbar für ein (Zisterzienserinnen-?) Frauenkloster bestimmt. Ihr Zweck ist Belehrung, Erbauung und Anleitung zu einem mystischen Leben mit dem Ziel der Vereinigung der Seele mit Gott. Im Anschluß an Psalm 44, 15 ‚Adducentur regi virgines‘ läßt ein König durch Boten sieben Jungfrauen zur Hochzeit. Sechs lehnen unter verschiedenen Vorwänden ab. Nur die siebente leistet Folge. Sie ist die auserwählte Seele, die im weiteren die Hauptgestalt der ganzen Dichtung abgibt. Zu ihr kommen, vom König gesandt, als Lehrerinnen verschiedene ‚Tugendjungfrauen‘ (Timor, Justitia, Contritio, Sapientia, Caritas u. a.), welche jede in besonderer Weise die auserwählte Seele stufenweise vorbereiten zur hochzeitlichen Vereinigung mit dem König. Elemente einer bereits popularisierten Brautmystik, Motive aus dem Hohen Lied, Bilder und Wendungen aus der ‚Tochter Syon‘ des Lamprecht von Regensburg, geistliche Allegorie, Tier-

(36) Vgl. C. Schmidt, Nikolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften (1866); H. Denifle, Historisch-politische Blätter 75 (1875), 17 ff., 93 ff., 245 ff., 340 ff., auch separat (1875); H. Haupt, Zeitschrift für Kirchengeschichte, hrsg. v. Brieger 7 (1885), 508; Allgemeine deutsche Biographie (Strauch).

(37) A. Hübl, Catalogus codicum manu scriptorum qui in bibliotheca monasterii B. M. V. ad Scotos Vindobonae servantur² (1899), Nr. 203 (neue Signatur 295). Auf die Hs. hat zum ersten Male hingewiesen H. Hoffmann, Altdeutsche Blätter II (1840), 316 ff.; eine ausführlichere Untersuchung bietet A. Klecker-Kahler, Festschrift für Dietrich Kralik zum 70. Geburtstage (Wien 1954).

symbolik und Bildgesichte sind miteinander verbunden und verschmolzen. Kulturgeschichtlich interessant sind die Bilder vom Brautstuhl, der Kindelbetterin, der Hinweis auf das Gumpelspiel u. a. Zum Schluß wendet sich der Dichter an den Leser: wer dieses ‚geistlich püchel list‘, dem ist durch die Gnade ein besonderer Weg gewiesen; er möge nicht über die Einfalt des Verfassers spotten, denn dieser habe sein Werk in Verbindung mit Gott begonnen:

Wer aber da pey bessert sich,
Den pit ich, daz er pit vmb mich
Also tûn ich vmb yn.
Daran hab wir baide gewin.
Ich sûnder haiz chûnrat.

Wer mein armes gehûge hat,
Dem lan got in seinem reich,
Da ich in sech ewichleich.
Dez verleich vnns in des sunes namen
Got vater mit dem heiligen geist.
Amen.

Die Absicht, die Konrad mit seinen Ausführungen, Gleichnissen und Mahnungen verfolgt, ist die Erweckung der Liebe zu Gott und die sittliche Besserung des Lesers, mit dem er in diesen eigenartigen Schlußversen den Kontakt der gegenseitigen Fürbitte herstellen möchte. Leider wissen wir über die Person dieses Mystiker-Dichters bis jetzt nichts Näheres. Der Sprache nach zu schließen gehört die Dichtung nach Niederösterreich und ist älter als die anscheinend einzige Handschrift, die sie überliefert.

*

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts waren die Deutschen Ordensritter nach Wien gekommen und hatten in der Singerstraße eine Niederlassung gegründet; um 1240 waren ihnen die Johanniter gefolgt, die in der Kärntnerstraße Platz für ihr Ordenshaus fanden.

Der Literatur dieser Ritterorden gehörte Johann von Frankenstein aus Frankenstein in Schlesien, Johanniterpriester im Ordenshaus ‚ze Wîne in der Kernêr strâze‘, wo er im Jahre 1300 im Dialekt seiner Heimat den ‚Kreuziger‘ vollendete.³⁸ ‚Kreuziger‘ nannte er das Werk, weil es die Leidensgeschichte Christi, des ersten Kreuzträgers, behandelt und weil Johann von Frankenstein sich selbst als Kreuzträger betrachtete.

Ditz bûch nenn ich den Krûzigêre,
wan iz kundet uns die mêre
von der marter Jesu Christ,
der der êrste krûzigêre ist
gewesen (11.429 ff.).

Ouch ich, des bûches tichtêre,
gewesen bin ein krûzigêre,
ein brûder der sand Johansêre,
als daz wolde unser hêre,
in dem orden sand Johan (11.437 ff.).

(38) Hrsg. v. F. Khull, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 160 (1882).

Sein guter Freund und Ordensbruder Seidel, der Verwalter der Niederlassung, besaß die lateinische Handschrift eines auf den Evangelien fußenden, gelehrt-theologischen Werkes über die Passion Christi, das vielleicht Matthäus von Krakau zum Urheber hatte,³⁹ und bat ihn, die Schrift in deutsche Verse zu bringen:

Er het daz bûch zû latîn,
in dûtsch ich im das verkarte;
ein teil kam iz mich an harte,
wan got wol weiz daz ich ê
sulchez het geticht nî mê (11.456 ff.).

Die Arbeit ist ihm also nicht leicht gefallen. Ein schönes Bildnis des Verfassers ziert die einzige (Cod. Vind. 12.691) erhaltene Handschrift. Die Einwirkungen der Prosa, die auf mystischem Gedankengut beruht, werden fruchtbar. Bei aller religiösen Grundhaltung und Themastellung verrät der Verfasser Kenntnis der weltlichen Dichtung: er kennt Wolfram, Ulrich von dem Türlin, Konrad von Würzburg, den jüngeren Titurel. Die Mystik gewinnt im 14. Jahrhundert auch im männlichen Gefühlsleben viel Platz. Es ist keine weltfrohe, sondern eine qualvolle Frömmigkeit.

Ein beachtliches Zeugnis für die Aufgeschlossenheit des Deutschen Ritterordens gegenüber der Literatur würde es bedeuten, wenn sich die Vermutung beweisen ließe, daß die Widmung des ‚Marienlebens‘ von Bruder Philipp dem Kartäuser,⁴⁰ ‚den bruodern von dem diutschen hus‘ gerade der Wiener Niederlassung des Ordens gegolten hat. Bruder Philipp verfaßte seine Dichtung noch vor 1316 in der Kartause zu Seitz, welche aber zu Wien und zum Habsburgerhof mannigfache Beziehungen hatte. Der Dichter übersiedelte schließlich aus der Südsteiermark in die Kartause Mauerbach bei Wien (gegründet von Friedrich dem Schönen 1316), wo er 1345 oder 1346 verstarb. Sein Werk gehört zu den verbreitetsten Dichtungen des Spätmittelalters.

*

Der weltlichen Heldendichtung der höfischen Blütezeit bis zu einem gewissen Grad vergleichbar ist die geistliche Heldendichtung der mittelalterlichen Kirche. Sie fand ihren literarischen Ausdruck

(39) R. Ferber, Die Quelle des ‚Creuziger‘ des Johann von Frankenstein (Diss. München 1935). Literatur bei Ehrismann, aaO. 366, u. W. Krogmann in Stammers Verfasserslexikon II (1936), 590.

(40) Hrsg. von H. Rückert (Quedlinburg 1853); ein Auszug von F. Bobertag, Kürschners Deutsche National-Litteratur 11 (1886), 1 ff.

in der *Legende*, d. h. einer Geschichte des Lebens und Märtyrertums einer heiligen Person. Der Zweck dieser oft fabulos ausgeschmückten Viten und Erzählungen war die religiöse Erbauung. Die österreichischen Klöster ließen sich die Pflege der Legende in besonderem Maße angelegen sein. Handschriften in Heiligenkreuz, Zwettl, Lilienfeld, Melk, Admont und in der Wiener Nationalbibliothek überliefern ein Ende des 12. Jahrhunderts in Österreich oder dem benachbarten Bayern entstandenes *Magnum Legendarium Austriacum*, eine umfangreiche Legendensammlung in lateinischer Prosa. Wie neuere Forschungen zeigen konnten, hat dieses *„Große österreichische Legendarium“* auf die geistliche Dichtung des Mittelalters weitreichenden Einfluß ausgeübt.⁴¹

Angesichts dieser langen und ausgebreiteten Tradition nahm aller Wahrscheinlichkeit auch im spätmittelalterlichen Schrifttum Wiens die Legendendichtung einen bevorzugten Platz ein, und zwar Prosalegenden, Legenden in poetischer Form und geistliche Novellen. Zunächst fanden wohl besonders die Viten jener Heiligen Interesse, denen Kirchen und Kapellen der Stadt geweiht waren. Dann die Legenden der Modeheiligen. Seit jeher spielte auch in der Predigt die Legende eine große Rolle.

In dem Brief Engelberts von Admont an Magister Ulrich in Wien, in welchem der Autor selbst seine Schriften mit Anführung der Anfangsworte aufzählt, nennt er auch eine *Katharinenlegende*: *„Inclita sanctae Katharinae virginis acta.“* Es kann nur eine von Engelbert selbst literarisch geformte Fassung der Katharinenlegende gemeint sein. Da das Werk bisher nicht wieder aufgefunden wurde, läßt sich auch nicht sagen, in welchem Verhältnis es zu Wien stand. Eine zweite Katharinenlegende, ein *„buch da innen stet von sand Kathrein“*, erscheint 1419 im Nachlaß von Hanns Haunstil, Kaplans Paul des Würfel.⁴²

Vom *„Magnum Legendarium Austriacum“* her schuf auf Grundlage der *„Vita Adae et Evae“*, die verschiedenen mittelhochdeutschen Dichtungen zur Quelle diente, ein gewisser *Lutwin* seine geistliche Dichtung *„Adam und Eva“*.⁴³ Der Dichter war offenbar

(41) Vgl. A. Kern, *Das Magnum Legendarium Austriacum*, in: Die Österreichische Nationalbibliothek, Festschrift für J. Bick (Wien 1948), 429 ff.; G. Eis, *Die Quellen des Märterbuches* (1932, Prager Deutsche Studien 46); ders., *Beiträge zur mittelhochdeutschen Legende und Mystik* (1935, Germanische Studien 161).

(42) Vgl. K. Uhlirz, *Centralblatt für Bibliothekswesen* 13 (1896), 91.

(43) Hrsg. v. K. Hofmann und W. Meyer, *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart* 153 (1881).

österreichischer und Laie. Das Werk ist zu Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden. Ob es nach Wien gehört, ist fraglich. Seemüller hat seine Zweifel zwar ausgesprochen, die Dichtung aber in seine Darstellung miteinbezogen. Neuere Forschungen wollen Lutwin mit ‚Leutwin dem Schreiber‘ gleichsetzen, der in einer zu Klosterneuburg am 17. März 1300 ausgestellten Urkunde genannt wird, seine Dichtung aber in Deutschböhmen entstanden sein lassen.⁴⁴ Doch die vorgebrachten Argumente sind nicht voll überzeugend. Der Sprache nach gehören der Mann und das Werk nach Österreich.

Lutwins Bearbeitung der apokryphen Adamslegende ist die ausführlichste, die wir in der deutschen Poesie der Zeit besitzen. Der Verfasser stellt sich Vers 57 ff. selbst zu den geringeren und unbekannten Dichtern:

Der dis buch hat gedihet,
Mit rymen wol berihtet:
Er ist Lutwin genant.
Sin namen ist lutzel ieman erkant.

Zunächst nach der biblischen Genesis, dann der Version der ‚Vita Adae et Evae‘ im großen österreichischen Legendenbuch ⁴⁵ folgend, erzählt er die Erschaffung des ersten Menschenpaares, den Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradies und die weiteren Schicksale bis zu Adams Tod: ihre Arbeit und Buße, die Versuchungen des Teufels, das Zusammenleben und die Trennung, die Geburt des ersten Kindes Kain, wie der Engel Michael Adam lehrt, die Erde zu bebauen, die Untat und das Schicksal Kains, Adams Tod und die Klage Evas und der Kinder. Gegen Schluß wird die Legende vom Kreuzesholz eingeflochten, das auf dem Grabhügel des ersten Menschen emporwächst. Zahlreiche Illustrationen in der einzigen erhaltenen Handschrift (Cod. Vind. 2980, Ambras 259) unterstreichen die ergreifenden und rührenden Züge der alten Legende, die der Dichter in gewandter und lebhafter Haltung einem Publikum erzählt, das der Legendendichtung noch kindlich unbefangen gegenüberstand. Etwa ein Fünftel kann inhaltlich als eigene Zutat des Dichters angesehen werden.

(44) G. Eis, Beiträge z. mhd. Legende u. Mystik 23 ff. Vgl. ferner A. C. Dunstan, The middle high german ‚Adam and Eva‘ by Ludwin and the latin ‚Vita Adae et Evae‘, The modern Language Review 24 (1929), 191 ff.; H. Fr. Rosenfeld in Stamlers Verfasserlexikon III (1938), 202 ff.

(45) Text bei Eis, aaO. 241 ff.

Die aus dem Werk entgegretretende Weltanschauung ist düster. Lutwin war von der unentwegten Schwäche der sündigen Menschheit überzeugt; er kannte die Welt und das Leben, aber er mahnt zur Abkehr von ihrer Freude. In der Ausdrucksweise und Metrik schwebte ihm das höfische Vorbild des Wigalois von Wirnt von Grafenberg vor Augen; auch Abhängigkeiten von Konrads von Heimesfurt ‚Himmelfahrt Mariae‘, aus Konrad Flecks ‚Flore‘, dem Spervogel, Freidank, Heinrich von Freiberg und dem lateinischen Bartholomäusevangelium sind nachgewiesen oder nachzuweisen versucht worden.

Von Heiligengeschichten, die in Wien eine poetische Formung in deutscher Sprache erhielten, begegnet als erste die Dorotheenlegende. Die hl. Dorothea erfreute sich im Spätmittelalter auf Grund einer ihr bei der Hinrichtung zuteil gewordenen Verheißung einer besonderen Verehrung als Helferin in Bedrängnissen aller Art. Herzog Albrecht II. und der Erzieher seines Sohnes Rudolf IV., Meister Niclas, gründeten in der ‚Laderstraße‘ (jetzt Spiegelgasse) eine Kapelle zu Ehren der Heiligen Dorothea und Katharina. Rudolf IV. vollendete sie und ließ sie am 25. Mai 1360 weihen. Der Kaplan der Kapelle war oberster Schreiber oder Kanzler des Herzogs. Beide Ämter vereinigte auch Andreas Plank, der mit Zustimmung Albrechts V. dort 1414 ein Augustinerchorherrenstift errichtete.⁴⁶

Vermutlich steht mit dieser Verehrung der hl. Dorothea durch den herzoglichen Hof und einzelne Wiener Bürger bereits die poetische Fassung ihrer Legende in Zusammenhang, welche Heinrich der Teichner geschaffen hat. Sie ist in den Wiener Hss. 2901 (zwischen 1360 und 1370), fol. 105 ff. (245 Verse), 2819 (Ende des 14. Jhs.), fol. 81 f. (unvollständig) und 2848 (15. Jh.), fol. 42 ff. (248 Verse), überliefert und beginnt: ‚Ez waz ein fürst zu ayner vrist / Und sein vraw di gelaubten an christ.‘ Mit der Errichtung des St.-Dorotheen-Stiftes zu Anfang des 15. Jahrhunderts und mit Andreas Plank selbst hängt wohl die spätmittelalterliche poetische Behandlung der Dorotheenlegende zusammen, welche in der Klosterneuburger Hs. 1079 (aus dem Besitz des Dorotheenstiftes) erhalten ist. Der Verfasser erzählt im Anschluß an den Text der Legenda aurea die Geschichte der Martyrerin aus Cäsarea, die einen heidnischen Bewerber verschmähte und trotz grausamster

(46) R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 159 f.

Folterungen dem Christentum treu blieb, und verbindet damit das wundersame Begebnis mit dem Rechtsanwalt Theophilus. Dieser hatte die Heilige auf ihrem Wege zur Richtstätte mit der Rede verspottet, sie möge ihm doch aus dem Garten ihres himmlischen Bräutigams, zu dem sie demnächst gelangen würde, Blüten und Früchte senden. Und tatsächlich, bald nachdem Dorothea den Todesstreich empfangen hatte, erschien dem Spötter ein Engel und überreichte ihm — es war mitten im Winter — rote Rosen und liebliche Früchte. Theophilus bekehrte sich zum Christentum und wurde ebenfalls enthauptet. — Der Bearbeiter stellt die fürbittende Kraft St. Dorotheas nachdrücklichst heraus: ‚Die ihre Marter gerne lesen hören‘ sollen Erhörung eines jeden Gebetes erlangen. Das Ganze ist stark aufgeschwellt, in Stilformen, die der Spätgotik eigentümlich sind. Nur eine Persönlichkeit wie Plank, dem das von ihm gegründete Stift am Herzen lag, hatte Interesse daran, die Patronin seiner Kirche und seines Hauses als besonders mächtige Fürsprecherin erscheinen zu lassen.⁴⁷

Ebenfalls von Heinrich dem Teichner poetisch behandelt wurde die *Legende von der heiligen Kreszentia*: ‚Eine schöne Historie von ainer edlen Kaiserin‘ (270 Verse). Kreszentia, die Gemahlin des Kaisers von Rom, zweimal fälschlich der Untreue bezichtigt, zweimal zum Tode bestimmt und wieder gerettet, heilte ihre vom Aussatz befallenen Verleumder und ihren Gemahl, der den Anschuldigungen Glauben geschenkt hatte. Schließlich entsagte die Heilige der Krone und wurde Klausnerin. — Dieser Novellenstoff von der demütigen, alles duldenden und alles verzeihenden Frau war für die asketische Sinnesart des Teichner besonders verlockend.⁴⁸

Eine dritte Legende betraf die h. l. *Hedwig* (gest. 1243), die Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien und Polen. Ihre Vita, und zwar die ‚*Legenda Maior*‘ mußte 1380 im Auftrag Herzog Albrechts III. Rudolf Wittauer in deutsche Prosa übertragen.⁴⁹ Die Heilige, fromm, enthaltsam, eifrig in allen Werken der Nächstenliebe, war eine der Stammütter des habsburgischen Hauses

(47) J. Wagner, *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* 1862, Sp. 232 ff.; L. Busse, *Die Legende der heiligen Dorothea im deutschen Mittelalter* (Diss. Greifswald 1930); V. O. Ludwig, *Die heilige Dorothea* (1928).

(48) Vgl. A. Mussafia, *Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl.* 51 (1866), 667 f., wo eine Analyse nach der Wr. Hs. 2848, Bl. 45v—49v unter dem Titel ‚Der treulose Schwager‘ gegeben wird; St. Teubert, *Crescentia-Studien* (Diss. Halle 1916), 43 ff.

(49) Der Name Wittauer deutet auf das Dorf Wittau im Marchfeld.

und galt als Vorbild einer christlichen Landesmutter. Das Werk ist in der Hs. 3408 (früher 4300) der Kgl. Bibliothek zu Brüssel enthalten.⁵⁰ Ein geistliches Liederbuch mit einer *Kunigundenlegende*, ein *‚sankbuch cum historia Kunigundis‘* wird 1432 unter den Besitztümern des Wiener Bürgerspitals vermerkt.⁵¹

Bereits an die Schwelle des Humanismus führt das Briefwerk über den hl. Hieronymus, welches um 1370 ein Mitglied der Wiener Kartause, d. h. wohl Mauerbach, verdeutschte (Cod. Vind. 2956).⁵² Die Arbeit betrifft die unechten Briefe des Eusebius, Augustin und Cyrill zum Lobe des Heiligen mit ihren verschiedenen Wundergeschichten und entstand unabhängig vom Prager Frühhumanismus und der Verdeutschung durch Johann von Neumarkt. Aber nur im ersten Drittel strebte der Übersetzer eine wörtliche Wiedergabe des lateinischen Textes an, dann beschränkte er sich immer mehr auf eine Auswahl und knappe Auszüge. Für wen die in der damaligen Wiener Mundart gehaltene Übersetzung bestimmt war, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich für ein Mitglied des regierenden Hauses.

Die Zusammenfassung und den Höhepunkt erreichte dieses Interesse der Herrscherfamilie an der Legendenliteratur in Kaiser Maximilian I. Er ließ nicht nur die weltliche Heldenepik der mittelalterlichen Vergangenheit sammeln und abschreiben, sondern auch die geistliche Heldendichtung seiner ‚Sipp-, Mag- und Schwägerschaft‘. Der Kaiser nahm unter seine Bücherpläne ein großes illustriertes Werk auf mit allen seinem Hause verwandten Männern und Frauen, welche die Kirche als Heilige oder Selige verehrt. Und 1518 legte Jakob Mennel dem Kaiser einen Katalog vor mit den Legenden der 123 Heiligen und 47 Seligen unter seinen Ahnen und Verwandten.⁵³

(50) Vgl. R. Priebisch *Zeitschrift für deutsche Philologie* 35 (1903), 362 ff.; v. d. Gheyn, *Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale de Belgique* V (1905), 381; K. u. F. Metzger, *Die Legenda major ins Deutsche übersetzt* (1927).

(51) Vgl. K. Uhlirz, *Centralblatt für Bibliothekswesen* 13 (1896), 101.

(52) Abgedruckt bei J. Klapper, *Schriften Johannes von Neumarkt II*, Berlin 1932 (Vom Mittelalter zur Reformation VI, 2).

(53) S. Laschitzer, *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlung* 7 (1886), 70 ff.; Th. Frimmel, *Ebda.* 10 (1889), CCCXXV. Vom Bücherbesitz Maximilians I. sind an möglicherweise aus Wien stammenden Handschriften zur Legendenliteratur noch anzuführen: ‚Unnser frawen legendt teutsch gereimbt‘; ‚Sant Katarina histori gereimbt teutsch‘; zwei Heiligen-Passionale;

Um ein einigermaßen vollständiges Bild der Legendenliteratur zu erhalten, müßte man den einschlägigen Handschriftenbesitz der Klöster, des Adels und der wohlhabenden Bürgerfamilien näher kennen. Vorläufig sei daraus nur eine von Ulreich Schreier schön illustrierte lateinische *Vita des hl. Morandus*, des habsburgischen Grafen und Patronen der Tirnaschen Kapelle in der Stephanskirche, erwähnt (Cod. Vind. 1946), die der Universitätsprofessor Paul von Stockerau 1482 Kaiser Friedrich III. als Geschenk darbrachte, und auf eine deutsche Fassung der Pilatussage mit der Legende von der hl. Veronika in der Bibliothek des Schotienstiftes (Cod. 310) verwiesen.

Der Legendenliteratur gehört schließlich auch eines der frühesten Erzeugnisse des Wiener Buchdruckes an. Der erste in Wien bekannt gewordene Buchdrucker Johann Petri veröffentlichte 1482 die Legende des Pest- und Seuchenpatrones *St. Rochus*, dessen Verehrung im 15. Jahrhundert großen Aufschwung genommen hatte. Petri, der wahrscheinlich aus Italien stammte, ließ hier die von Francesco Diedo, einem Patrizier aus Venedig, verfaßte Legende ins Deutsche übersetzen und dazu einen künstlerischen Holzschnitt anfertigen. Das Druckwerk fand in Wien rasche Verbreitung, so daß bald eine zweite Ausgabe notwendig wurde. Weder der Übersetzer noch der Formschneider sind bis jetzt bekannt.⁵⁴

Wie an der Pariser Universität hatten auch in Wien sowohl die Fakultäten wie die Nationen ihre besonderen Schutzpatrone, deren Feste alljährlich gefeiert wurden und deren Legenden in den dabei üblichen Predigten und Festreden Verwendung fanden. Überliefert oder wenigstens dem Titel nach bekannt geworden sind bis jetzt von *Arbogast Strub* (1483—1510)⁵⁵ Reden auf die hl. Katharina (1507), Patronin der artistischen Fakultät, und auf die hl. Ursula, die Schutzheilige der rheinischen Nation, und von *Joachim von Watt* (1484—1551) Reden zum Ursulatag 1510 und zum Tag der Heiligen Cosmas und Damianus (1516), der beiden Patrone der Mediziner.⁵⁶ Die Persönlichkeiten der beiden Fest-

„Ain teutsch legendt buech von vnnser frauen vnd etlichen hailigen“; „Sant Hilgarten legendt“. Vgl. das Innsbrucker Inventar von 1536, Nr. 256, 257, 259/60, 272, bei Th. Gottlieb, *Die Ambraser Handschriften I: Die Büchersammlung Maximilians I.* (1900), 104 f.

(54) F. Maschek, *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 53 (1942), 38 ff.

(55) Vgl. E. Ch. Brandstätter, *Arbogast Strub* (Diss. Wien 1950, Maschinschr.).

(56) Vgl. W. G. Wieser, *Die geistlichen Reden des Joachim von Watt* (Diss. Wien 1949, Maschinschr.).

redner stehen bereits innerhalb der Geschichte des Wiener Humanismus. Neu an ihren Reden ist die moderne Form der Rhetorik, in Stoff und Gehalt aber schöpfen sie noch immer aus den mittelalterlichen Legenden dieser Heiligen.

III. Schul- und Bildungswesen vor der Gründung der Universität. Gelehrtendichtung und lehrhaftes Schrifttum

Die Notwendigkeit eines geordneten Schulwesens für die Stadt Wien führte schon früh zur Errichtung einer Schule bei St. Stephan. Diese wird urkundlich im Freiheitsbrief Friedrichs II. vom April 1237 erstmalig erwähnt, durch den der Kaiser Wien zur freien Reichsstadt erhob. Neuere Forschungen haben jedoch wahrscheinlich gemacht, daß bereits zur Zeit der Frühscholastik eine Domschule bei St. Stephan existierte, die von einem aus Frankreich gekommenen Magister Petrus geleitet wurde und der die Ausbildung des Klerus oblag. Petrus entstammte der Schule von Chartres, war Schüler Gilberts de la Porrée, stand dem Kreis um Otto von Freising nahe und geriet Mitte des 12. Jahrhunderts von Wien aus in einen christologischen Streit mit Gerhoh von Reichersberg.¹

Unter Herzog Albrecht I. wurde 1296 das Patronat der St.-Stephans-Schule dem Stadtrat übertragen und die Anstalt auch zur Bürgerschule von Wien gemacht. Diese Schule, auf sand Stephans-Freithof entwickelte sich allmählich zu einer bedeutenden wissenschaftlichen Lehranstalt nicht nur Österreichs, sondern auch des deutschen Südens, bis ihre höheren Aufgaben schließlich die durch Rudolf IV. 1365 gestiftete Universität übernahm.² Früh auch schon unterhielten die verschiedenen Orden theologische Hauslehranstalten, die der Heranbildung ihres geistlichen Nachwuchses dienten. Teilweise praktisch-wissenschaftlichen Charakter in mathematisch-technischer Hinsicht besaßen auch die Wiener Bauhütten.

An der Stephansschule wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht nur die lateinische Sprache gelehrt, der Klerus und

(1) Vgl. H. Fichtenau, Ein französischer Frühscholastiker in Wien, Jahrbuch für Landeskunde von Nieder-Österreich NF 29/1944—1948 (1948), 118 ff.

(2) Vgl. A. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien (1880).

die Söhne der Bürger unterwiesen, sondern es wurden auch lateinische Autoren gelesen und Poetik vorgetragen. Als einer der Rektoren der Stephansschule ist Meister Ulrich, ein vertrauter Freund Engelberts von Admont, zwischen 1284 und 1326 urkundlich nachweisbar. Seiner Aufsicht unterstanden die Schulen beim Bürgerspital, bei den Schotten und später auch bei St. Michael. Ulrich, Inhaber der Pfarre Falkenstein, war Gelehrter, Maler, Dichter und Mediziner, als solcher auch Leibarzt Herzog Albrechts. Die ‚Fabelsammlung‘ seines Schülers Adolphus, genannt Adolf von Wien (1315), enthält im 11. Kapitel eine panegyrische Verherrlichung der Stephansschule, der Stadt Wien und des Rektors, so daß wir aus diesem frühen Beispiel literarhistorischer Charakteristik ein gutes Wesensbild Meister Ulrichs zu entnehmen vermögen:

- 651 Non aspernaris lac sumere; namque potiris
 Pro solidis epulis mentis ad alta means.
 Tu satias cleri cor doctrinam sitientis,
 Sideribus sicut donat Apollo jubar.
- 655 Ut fontis scatebra rivo grandem pluit undam,
 Sic seris ore pia dogmata quando legis.
 Moribus es Seneca, Sed corde Plato vel Ulisses,
 Non ut arundo levis, quam ventus ipse trahit.
 Nunc es Aristoteles vel nunc Paulus, Helias,
- 660 Priscicus et Cicero; nunc es Apolonius;
 Nunc facis in tabula novem placere sorores
 Cum decima, per se quae nihil esse solet.
 Virgilii calamum sequeris, quandoque Lucani;
 Carmina cum fingis, tu vires, imo flores,
- 665 Nobilis egregia, caput Austri, magna Vienna
 Quae multum clerum continet in gremio,
 Qui concurrit ibi vario de climate mundi:
 Te quaerit: cervus utpote fontis aquas.
 Quorum tu corda satias cum fonte salubris
- 670 Doctrinae, fluvius utpote pisciculum.
 Ut polis est caput Austri quam regis arte salubri,
 Sic caput es cleri dogma serendo pium. —
- 677 Exaltare tuos titulos qui nititur, ille
 Soli fumosis lumina dat faculis.

‚Du verschmähst nicht die Milch schlichter Weisheit zu trinken, danach aber schreitest du zu den Höhen des Geistes empor. Gleich wie Apollo den Sternen Licht verleiht, so sättigst du das Herz der wissensdurstigen Priesterschaft. Wie die sprudelnde Quelle dem Fluß die gewaltige Welle spendet, so lehrst du, wenn du liest, fromme Glaubenssätze. Von Charakter bist du ein Seneca, an Ein-

sicht gleichst du Plato und Ulysses. Du bist nicht wankelmütig wie ein Schilfrohr, das der Wind bewegt. Bald scheinst du Aristoteles, bald wieder Paulus, Helias,³ Priscicus⁴ oder Cicero zu sein, dann wieder Apollonius. Als Maler läßt du im Bild die neun Schwestern mit der zehnten sich vertragen, welche für sich allein nichts bedeutet. Und gar wenn du als Dichter Vergil und Lucan nacheiferst, dann wächst dein Ruhm; wenn du Gedichte machst, blühst auch du, vornehm ragende Hauptstadt Österreichs, du großes Wien, das viel Priesterschaft in seinen Mauern birgt, welche aus allen Gegenden der Welt hieher eilt und dich, Ulricus, sucht wie der Hirsch die Wasserquelle. Und du sättigst ihre Herzen mit dem Strome heilsamer Weisheit wie der Fluß das Fischlein. So wie Wien, das du mit deiner Heilkunst beherrscht, das Haupt Österreichs ist, so bist du das Haupt des Klerus, indem du fromme Satzungen gibst. — Deinen Ruhm noch zu erhöhen, hieße der Sonne mit rauchigen Fackeln Licht spenden wollen.⁵

Meister Ulrich hat nicht nur eine dichterische Tätigkeit im Sinne Vergils und Lucans entfaltet, sondern auch Werke nicht dichterischen Inhalts verfaßt. Von seinen Dichtungen ist bisher nichts bekannt geworden, wohl aber werden ihm eine Reihe wissenschaftlicher Werke, wie Glossen zur Apokalypse (Cod. Zwettl. 97), ein ‚Liber de Clave Intentionum‘ (Clm. 331), ‚Dicta super fallacias suas‘ (Clm. 331), zugeschrieben.⁶ Jedenfalls war unter Ulrichs Leitung an der Stephansschule die Poetik Gegenstand von Vorlesungen, Disputationen und praktischen Übungen.

Als Beweis der Dankbarkeit nun für Ulrichs Unterweisung in der Dichtkunst widmete ihm sein Schüler A d o l f v o n W i e n, der ebenfalls Geistlicher war, in lateinischer Sprache seinen ‚D o l i-

(3) Petrus Helie (12. Jh.), französischer Grammatiker, Verfasser eines Auszuges aus Priscian mit eigenen Beigaben: ‚Summa (Commentum?) Prisciani.‘ Vgl. M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter III (1931), 184 ff.

(4) Priscian aus Caesarea (491—518), Verfasser einer ausführlichen lateinischen Grammatik für Lehrer in leoninischen Versen. Der Cod. 387 der Stiftsbibliothek Zwettl enthält zwei Bücher der Grammatik Priscians, die ein Werk Ulrichs sein sollen.

(5) Vgl. M. Büdinger, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. 13/2 (1854), 331 ff.

(6) A. Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien 36. Ein Brief Ulrichs an den Magister D. in Mittheilungen aus dem vaticanischen Archive II (1894), 232 f.

gamus seu fraus mulierum',⁷ eine Folge von erotischen Ehebruchsnovellen, wie sie in ähnlicher Art aus der deutschsprachigen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts durch v. d. Hagen und H. Niewöhner in den Sammlungen ‚Gesamtabenteuer‘ (1850) und ‚Neues Gesamtabenteuer‘ (1937) in großer Zahl zusammengestellt wurden. Bescheiden bittet Adolphus den Lehrer, die Dichtung von allen Mängeln zu befreien, die ihr eventuell noch anhaften. Diese ‚Fables‘ von der ‚Vrouwen list‘ sind uns in der Wolfenbüttler Hs. 4031 (15. Jh.) und der Wien-Mondseer Hs. 4264 (15. Jh.) überliefert und bestehen aus vier Teilen. Die Einleitung nennt in einem Akrostichon den Namen des Verfassers und bezeichnet Zweck und Ziel der Dichtung: sinnbildliche Exempla = Bîspel sollen dem Leser zeigen, was ihm an Betrügereien bevorsteht, wenn er sich allzusehr mit Frauen einläßt. So wie Vergil in der Aeneis die Muse, so bittet Adolphus Christus um Beistand. Bei den folgenden neun Versnovellen handelt es sich um ein Ehepaar, bei dem die Frau mit ihrem Mann nicht zufrieden ist und ihn heimlich (2, 4, 6) oder in Anwesenheit ihres Gemahls (1, 2, 7) betrügt und ihm dann den Fehltritt zu verbergen versteht (2, 3, 7) oder als berechtigt hinstellen möchte (1). Im Falle des Mißlingens versteht die Frau es, vor der Öffentlichkeit sich den Anschein der Unschuld zu geben (6) und schiebt die Schuld auf den Mann. Als Gehilfin der Betrügereien erscheint entweder die Mutter (4) oder eine alte Kupplerin (5). Die achte Geschichte schildert die erotische Macht des Weibes über den Mann; die neunte, wie eine Alte zwischen den Eheleuten Zwietracht stiftet. Das zehnte Kapitel faßt zunächst nochmals alle Gefahren zusammen, die den Mann von seiten der Frauen bedrohen, und rät unter Angabe entsprechender Mittel den Männern, die Frauen zu meiden. Der bereits ausführlich analysierten Lobrede auf Ulrich folgt ein kurzes Nachwort, das nochmals den Namen des Dichters nennt und als Abfassungszeit das Jahr 1315 angibt.

Adolphus hat diese neun aus der Dichtung und Didaktik seiner Zeit herausgewachsenen Erzählungen nicht schon in dieser Zusammenstellung vorgefunden und einfach nacherzählt, sondern er hat die Reihe aus verschiedenen Quellen kompiliert. Dabei leitete ihn offenbar die pädagogische Absicht, ähnlich wie beim ‚Buch der

(7) P. Leyser, *Historia poetarum et poematum medii aevi* (1721), 2007. Danach abgedruckt von Th. Wright, *Selection of latin stories* (1842); z. T. bei J. Ulrich, *Proben der lateinischen Novellistik des Mittelalters* (1906), 5 ff.; H. Zwölfer, *Die Fabeln des Adolfus* (Diss. Wien 1934, Maschinschr.).

sieben weisen Meister' oder der ‚Sukasaptati‘, den siebzig Erzählungen eines Papageien, den angehenden Geistlichen und Studenten ein Remedium amoris in die Hand zu geben. Insgesamt stammen sechs Geschichten aus dem Orient, zwei aus Europa, für eine (3) ließ sich die Herkunft bis jetzt nicht feststellen. Hauptquelle war die ‚Disciplina clericalis‘ des Petrus Alphonsi mit ihren orientalischen, besonders indischen Bestandteilen. Aus ihr sind entnommen: ‚Vom listigen Weib des Weingärtners‘ (3), von dem auch eine deutsche Fassung existiert,⁸ ‚Der Liebhaber mit dem Schwert‘ (4), ‚Die weinende Hündin‘ (5) und die ‚Brunnengeschichte‘ (6). Die den Erzählungen vorgesetzte oder angehängte Moral erlaubte es, die ziemlich fragwürdigen Motive zu behandeln.

Das Werk des Adolphus ist zweifellos nach einem gewissen Plan aufgebaut: in der Einleitung wird der lehrhafte Zweck angedeutet, dann werden die ‚Fabulae‘ erzählt, wobei die Tendenz immer wieder aufgenommen wird, bis das Ganze schließlich auf eine predigthafte Ausdeutung und Belehrung hinausläuft. Drei literarische Einflußsphären scheinen maßgebend: die mittelalterliche Mären- und Schwankliteratur und Ovid.

Die durch Meister Ulrich rühmlich begonnene Tradition der Stephansschule setzte fort und erhöhte der namhafteste Leiter, den sie gehabt hat: Konrad von Megenberg. Geboren 1309 im Dorfe Mainberg in Franken, ist er um 1334 in Paris an der Universität als angesehener Lehrer tätig. Seit Frühjahr 1342 findet er Beruf und Brot in Wien als Leiter der Schule bei St. Stephan und Schützling der österreichischen Herzoge. Hier entwickelt er sich zum Verfasser bedeutender wissenschaftlicher und politischer Werke: der ‚Deutschen Sphaera‘, des ‚Buches der Natur‘ (1350), des ‚Tractatus de translatione imperii‘ (1354), der verschollenen ‚Oeconomica‘ (um 1354), des ‚Tractatus contra Wilhelmum Occam‘ (1354) u. a. Seine rund dreißig, zum Teil sehr umfangreichen Lehrbücher oder Kampfschriften sind an Päpste, Kaiser, Landesfürsten, Geistliche, Gelehrte, insbesondere aber an das Volk gerichtet und tragen alle einen lehrhaften Zug.⁹

Schon das große, zur kirchenpolitischen Streitliteratur gehörige Jugendgedicht ‚Planctus ecclesiae in Germaniam‘ läßt erkennen, wie es im Gedankengehalt und mit seinen

(8) H. Niewöhner, Neues Gesamtabenteuer I (1937), 41 f.

(9) Vgl. H. Ibach, Leben und Schriften des Konrad von Megenberg (1938), mit ausführlichen Hinweisen auf die Werke sowie die gesamte Literatur.

literarischen Stilmitteln an die Überlieferung gebunden ist.¹⁰ Konrad behandelt in der Form eines Klageliedes oder Ludus als eine Art literarischer Vision den Zustand der Kirche und die Möglichkeiten seiner Besserung. In Rede und Gegenrede mit einer Fülle von großen Bildern wird der Stoff vorgetragen. Ähnlich wie in der ‚Meide Kranz‘ des Heinrich von Mügeln die zwölf Künste vor Karl IV. auftreten, so wird der Planctus Konrads vor Papst Benedikt XII. aufgeführt.

In seiner Wiener Zeit (1342 bis 1348) hat Konrad die in Paris begonnenen astronomischen und naturkundlichen Studien und Lehrvorträge fortgesetzt. Das Ertragnis liegt vor allem in der Fertigstellung der ‚Deutschen Sphaera‘¹¹ und in eifriger Arbeit am ‚Buch der Natur‘.¹² Abgeschlossen wurde dieses allerdings erst 1350, als Konrad schon nach Regensburg übersiedelt war. Die ‚Deutsche Sphaera‘ ist eine Übersetzung des astronomischen Handbuches ‚Sphaera mundi‘ (um 1250) des Johannes von Holywood (Johannes de Sacrobosco), das ‚Buch von den natürlichen Dingen‘ oder ‚Buch der Natur‘ eine Bearbeitung des ‚Liber de natura rerum‘ des Thomas von Cantimpré unter Zuhilfenahme anderer Stoffe aus den Schriften der Araber Rhazes und Avicenna, Alberts des Großen u. a. sowie selbst gesammelten Tatsachenmaterials. Beide Werke gehörten zu den angesehensten Leistungen damaliger Naturwissenschaft, vereinigen gelehrtes Studium und gute Beobachtung, Ansichten der Autoritäten und selbständiges Denken und wurden als viel gebrauchte Lehr- und Lesebücher zwei Jahrhunderte hindurch an den Schulen verwendet. Wie für den ‚Planctus‘ gilt auch für das ‚Buch der Natur‘ Verhaftetsein in der Tradition und Emporwachsen aus ihr. Physiologus, Lucidarius, Meinauer Naturlehre, Arznei- und Kräuterbücher, mit ihrem Wissen um die Dinge der natürlichen Welt, den gestirnten Himmel, Steine, Pflanzen und Tiere, sind die Vorfahren. Die ersten Benützer der beiden Werke waren wohl Konrads Magister und Schüler der Stephansschule. Darüber hinaus waren erstmals umfangreiche wissenschaftliche Werke weiteren und aufnahmewilligen Volkskreisen zugänglich gemacht. Das ‚Buch der Natur‘ blieb bis in das 16. Jahr-

(10) Bei R. Scholz, Bibliothek des Preußischen Historischen Institutes in Rom IX (1911), X (1914); neue Ausgabe in Monumenta Germaniae Hist., Staatsschriften des späteren Mittelalters 2 (1941).

(11) Hrsg. v. O. Matthaei, Deutsche Texte des Mittelalters XXIII (1912).

(12) Hrsg. v. F. Pfeiffer (1861).

hundert eines der beliebtesten deutschen Bücher. Auszüge daraus unter dem Namen Alberts des Großen konnte man bis ins 19. Jahrhundert auf Jahrmärkten kaufen.

Die ‚Sphaera mundi‘ hat Konrad ziemlich genau in die ‚Deutsche Sphaera‘ übersetzt, ohne besondere persönliche Note, aber mit Verständnis und großer Sachkenntnis. Sie enthält in der Hauptsache einen Auszug aus dem Almagest und den Schriften des Arabers Alfraganus und diente zur Vermittlung der Grundlagen der Astronomie an Laien. Das ‚Buch der Natur‘ war zunächst auch Übersetzung, hat aber im Laufe der Zeit durch Umgliederung des Aufbaues, Übergehen von Unwesentlichem, Ergänzungen aus anderen Schriften, Einfügung eigener Wahrnehmungen eine freiere Gestalt gewonnen. Das neu hinzugekommene Tatsachenmaterial hat Konrad in Wien gesammelt, teils durch gelehrte Studien, teils indem er planmäßige Aufzeichnungen über die Naturereignisse und Merkwürdigkeiten der Zeit führte. Über den Zweck der Übersetzungen geben die ‚Vorreden‘ zu beiden Werken näheren Aufschluß. Die zur ‚Deutschen Sphaera‘ wendet sich in Reimpaaren ‚wider die die lieber hören türssen mār¹³ dan die warheit‘, das ‚Buch der Natur‘ hat eine Vor- und Nachrede in Titulrelstrophen. Wie Hieronymus die Bibel vom Hebräischen ins Lateinische und Boethius die Bücher des Aristoteles vom Griechischen ins Lateinische übersetzte, so wollte Konrad es versuchen, ‚ain puoch von latein in däutscheu wort‘ zu tragen. Der Megenberger, der Geistlicher war, will den Laien in einem deutschen Buch die ‚Wahrheit‘ in die Hand geben, um sie von den Riesen- und Lügengeschichten der volkstümlichen Literatur ebenso wie von den Neidhartspielen abzulenken. Übersetzen ist für Konrad eine schwere Arbeit. Mit sprachlicher Meisterschaft, Gefühl, Geschick und Sachkenntnis war er um den deutschen Prosastil bemüht.

Konrad sieht die Welt und alle Dinge in der sie durchwaltenden Ordnung. Er ist überzeugt vom Einklang des kosmischen und des irdischen Geschehens. Plan und Absicht seiner beiden Hauptwerke, des ‚Buches der Natur‘ und der ‚Oeconomica‘, waren die Darstellung des Ordogedankens von der göttlichen Vorsehung bis zur

(13) türssen mār d. s. allgemein Geschichten von Riesen; im besonderen wird vielleicht angespielt auf Strickers oder Konrads von Würzburg Erzählung von dem menschenfressenden ‚Türsen‘, in dessen im Walde gelegenes Haus sich zwölf Wanderer verirren, die er der Reihe nach aufzehrt. Vgl. W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch² (1839), 559 ff., und F. H. v. d. Hagen, Minnesinger I (1838), 331.

scheinbar nebensächlichsten Kleinigkeit. Gemäß seiner scholastisch-lehrhaften Weltanschauung sieht er in Gott den Ursprung alles Seins. Von ihm aus erfolgte die Schöpfung der Engelwelt, der Gestirne und der vier Elemente Feuer, Luft, Wasser, Erde. ‚Und von der vier element Mischung in sich selber werden alle andern dinch: stain, paum und tyr.‘ Die Kraft Gottes sichert ihnen den Bestand. Das Ordogesetz des Makrokosmos ist auch gültig für den Mikrokosmos des Menschen, der ebenfalls ‚aller ding aigenhait an im hat die in der großen werlt sein‘.

Der ‚Tractatus de translatione imperii‘ und der ‚Tractatus contra Occam‘ waren Kaiser Karl IV. gewidmet, in dessen Nähe Konrad öfter weilte und von dem er gelegentlich mit diplomatisch-kirchlichen Missionen betraut wurde. Das verschollene ‚Speculum felicitatis humanae‘ und eine Abschrift des ‚Buches der Natur‘ (1349) wurden jedoch Herzog Rudolf IV. zugeeignet. Nicht mit Unrecht vermutet man neuerdings, daß Konrad von Megenberg als Rektor der Stephansschule auch mit der Erziehung der Söhne des herzoglichen Hauses betraut war. Während Konrad in Wien sich vorwiegend mit den Naturwissenschaften befaßte, wandte er sich nach seiner Übersiedlung nach Regensburg, wo er 1374 gestorben ist, mehr der Ethik und Politik zu.

In seiner umfassenden Gelehrsamkeit und als Übersetzer mit Konrad von Megenberg verwandt, aber Laie und Meistersinger war Heinrich von Mügeln (gestorben nach 1371) die zweite weithin sichtbare Gestalt, welche im 14. Jahrhundert in Wien in Erscheinung tritt. Vom Hof der Luxemburger in Prag, wo er neben Johann von Neumarkt lebte, kam er unter Rudolf IV. nach Österreich. Sein dichterisches Hauptwerk ‚Der Meide Kranz‘, ein allegorisch-didaktisches Gedicht, eine Wissenschafts- und Tugendlehre, wurde noch zur Verherrlichung Karls IV. geschaffen.¹⁴ Weiteren Ruhm trugen dem Dichter seine Meisterlieder und Fabeln ein:¹⁵ mit Gelehrsamkeit durchsetzt, in schwerem blumigem Stil gedichtet. Seine Kunst kommt von der alten Spruchdichtung her und pflegt dabei die Minnedichtung weiter, freilich

(14) Hrsg. v. W. Jahr (Diss. Leipzig 1908).

(15) W. Müller, Fabeln und Minnelieder von Heinrich von Mügeln (1847); U. Kube, Vier Meistergesänge von Heinrich von Mügeln (1932, Germanische Studien 112); vgl. auch die Literatur bei P. Piur, Petrarcas Briefwechsel mit deutschen Zeitgenossen (1933), XLV (Vom Mittelalter zur Reformation VII).

in gewandelter Sehweise und in meistersingerischen Stilformen. In Wien schließlich verfaßte Heinrich seine ‚Ungarnchronik‘, eine Darstellung der ungarischen Geschichte von der Sintflut bis zum Jahr 1333. Sie ist in zwei Fassungen ausgeführt worden: als lateinische Reimchronik (1358/60, unvollendet) und als deutsche Prosachronik (um 1360). Die Reimchronik ist König Ludwig von Ungarn gewidmet, die Prosachronik Rudolf IV. von Österreich. Möglicherweise geht auch die lateinische Prosa, die das ‚Chronicon pictum Vindobonense‘ von 1358 überliefert, auf Heinrich von Mügeln zurück. Diese Bilderchronik ist die unmittelbare Vorlage für Heinrichs deutsche Ungarnchronik gewesen.¹⁶

Heinrich von Mügeln war nicht nur einer der zwölf Ahnherrn des Meistergesangs, der an Können und Bildung die Mehrzahl der Zunftgenossen weit überragte. In seiner Persönlichkeit strömen auch die anderen maßgeblichen, ja beinahe alle Bezirke des spätmittelalterlichen Schrifttums zusammen. Er betätigte sich als Prosaist, Historiker, Übersetzer und in der biblizistischen Bewegung. Sein Verdienst um die Aneignung und Eindeutschung der Bibel besteht nicht nur in einer Prosaübersetzung des Psalmenkommentars des Nikolaus von Lyra, sondern auch in einem großen deutschen glossierten Bibelwerk, zu dem aller Wahrscheinlichkeit nach die sogenannte Schlierbacher Bibel, die bayerisch-österreichische Bearbeitung des Hiob (Vollmer, Materialien II, 2) und eine in der Komposition selbständige Evangelienharmonie gehören.¹⁷ Anderthalb Jahrhunderte vor der Reformation vertritt Heinrich bereits öffentlich die Meinung: wer dem deutschen Volk die ‚Schrift‘ in der Muttersprache vorenthalte, der sündige wider den Heiligen Geist. Im Kampf um dieses deutsche Bibelwerk mußte Heinrich von Mügeln Prag verlassen und wandte er sich nach

(16) Die lateinische Reimchronik ist hrsg. von J. Chr. Engel, Monumenta Ungarica (Wien 1809) und A. Domanovszky, Scriptores rerum Hungaricarum 2 (1938), 87 ff.; die deutsche Ungarnchronik bei M. Kovachich, Sammlung kleiner Stücke, in welchen gleichzeitige Schriftsteller einzelne Abschnitte der ungarischen Geschichte aufgezeichnet haben I (Ofen 1805); die Bilderchronik ist hrsg. von F. Toldy als ‚Marci Chronica de gestis Hungarorum‘ (Ofenpest 1867) und von M. Florian in Fontes Hist. Hungaricae domestici I/2 (1883), 100 ff. Vgl. ferner H. Ludwig, Heinrichs von Mügeln Ungarnchronik, Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe (1938).

(17) Vgl. A. Bergeler, Das deutsche Bibelwerk Heinrichs von Mügeln (1938); H. Vollmer, Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Bibel im Mittelalter (1938). Literatur bei Ehrismann, aaO. 463, und E. Gierach in Stammers Verfasserlexikon II (1936), 312.

Österreich. Hier, in der Umgebung von Wien oder in der Stadt selbst, hat er es weiter-, vielleicht zu Ende geführt. Eifer, Andacht, Gewissensnöte und der Wunsch, auch anderen Menschen zu helfen, waren die Beweggründe für diese spätmittelalterliche Bibelübersetzung eines Laien.

Heinrich von Mügeln leitet über von der höfischen Lyrik zum Meistergesang. Meistersingerische Kunstübung, naturgeschichtliche Kenntnisse, biblisch-theologisches Wissen und Geschichte sind ihm gleichermaßen vertraut. Seine Übersetzungen, insbesondere die der *Factorum et dictorum memorabilium libri novem* des Valerius Maximus, gewidmet Hertnit von Pettau 1369, sind in freier Weise eigentlich als ein Kommentar gestaltet und weisen auf Humanismus und Renaissance.¹⁸

Die Dedikation der Geschichte der Römer des Valerius Maximus an einen der Herren von Pettau, die zu den ältesten und angesehensten Adelsgeschlechtern der Steiermark gehörten, braucht man nicht mit einem Aufenthalt Heinrichs von Mügeln in der Südsteiermark in Verbindung zu bringen. Sie weist viel eher nach Wien. Die Herren von Pettau unterhielten enge Beziehungen zu den österreichischen Herzogen und besaßen in Wien zu häufigem Aufenthalt am Graben und in der Johannisstraße Häuser. Das Haus am Graben erkaufte Hartneid der Ältere und sein Vetter Hartneid der Jüngere, Marschall in der Steiermark, am 16. Mai 1366.¹⁹ Der jüngere Hartneid machte 1368 mit Herzog Albrecht III. und dessen Bruder Leopold den Kriegszug in die Lombardei und nach Rom mit. Ein *‚Härtwicus de Pettaw‘* erscheint 1368 ff. als Mitglied des Ordens der Templeise. Auf Herdegen von Pettau (gest. nach 1351) dichtete Peter Suchenwirt eine Ehrenrede.

Höhere theologische Haus-Lehranstalten für die Heranbildung des jungen Nachwuchses in Studium und Kirchenamt bestanden in Wien, soweit wir wissen, in den Klöstern der Minoriten, der Dominikaner (beide ca. 1226 nach Wien gekommen), der Zisterzienser in der Singerstraße

(18) Gedruckt Augsburg bei Anton Sorg 1489. Am Schluß: Hie endet sich das register vnd buch Valerij Maximi / das do sagt von der Romer geschicht vnd thaten / auch von jrem wesen vnd ordnung der römischen Regierung etc. Hain 11.632.

(19) Vgl. R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 125.

und der Augustiner; auch die Schotten hatten zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine schola interna für den Priesternachwuchs. Mehrere an diesen Ordenslehranstalten tätige Lektoren (Lesemeister) der Hl. Schrift und Theologie genossen einen bedeutenden Ruf. So anscheinend der Minorit Martin von Wien (Ende des 13. und Anfang des 14. Jhs.), Verfasser einer geschichtlich interessanten ‚Expositio officii Missae‘, die in einem Wiener Kodex von 1345 erhalten ist.²⁰ Aber sonst liegen ihre geistigen und literarischen Leistungen und Auswirkungen zum größten Teil noch im Dunkeln. Nur für die Augustiner kann man seit dem 14. Jahrhundert einiges feststellen. Sie berief Friedrich der Schöne 1327 in Erfüllung eines Gelöbnisses während seiner Haft auf der Burg Trausnitz von ihrer Niederlassung vor dem Werdertore (in der Roßau) in die innere Stadt nahe der Burg, wo Kirche und Kloster errichtet wurden. Die an der Südseite der Kirche angebaute St.-Georgs-Kapelle diente der von Herzog Otto dem Fröhlichen gestifteten Rittergesellschaft der Templeisen zum Gottesdienst und für Versammlungen. An der Ordensschule lehrte eine Zeitlang der erste namhafte Schüler Ockhams Gregor von Rimini, einer der bedeutendsten Spätscholastiker, der 1358 auch im Wiener Konvente starb. Er hatte in Paris studiert, dann in Bologna, Padua, Perugia, Paris als Professor gewirkt und war der Verfasser eines Kommentars zu den beiden ersten Büchern der Sentenzen des Petrus Lombardus und eines Traktates ‚De usuris‘. Gregor von Rimini gehört mit Thomas von Straßburg, der 1357 auf einer Visitationsreise ebenfalls im Wiener Konvente starb, zu den großen Repräsentanten der von Aegidius von Rom gegründeten Ordensschule.²¹ Wie kaum ein anderer scholastischer Theologe hat Gregor von Rimini in seinem Sentenzenkommentar augustinischen Gedankengängen Raum gegeben. In einer vom Indeterminismus fast vollständig abrückenden Weise

(20) Vgl. Kölnische Volkszeitung v. 15. Februar 1934; Kirchengeschichtliche Studien 1934, H. 2; Lexikon für Theologie und Kirche² 6 (1934), 988.

(21) Das Grab Gregors ist wie das des Thomas heute verschollen. Als Johann Eck 1516 gelegentlich einer Disputation in Wien weilte, fand er die Epitaphien der beiden großen Theologen ‚incondita barbara et numeris inconcinnis duriuscula‘. Er bat daher seinen Freund Joachim von Watt, für beide Männer ein würdiges Elogium zu verfassen. Watt kam dieser Aufforderung für Gregor von Rimini nach. Ecks Bericht und Watts Dichtung sind abgedruckt bei J. Eck, Disputatio Viennae habita, hrsg. v. Th. Virnich (1926, Corpus Catholicorum 6).

betonte er die Allmacht und absolute Notwendigkeit der göttlichen Gnade. Ohne die Gnade Gottes, von der alles abhängt, vermag der Mensch keine Sünde zu meiden und nichts Gutes zu tun, ja nicht einmal zu erkennen, was zum sittlich guten Leben gehört. Diese augustinisch-gregorianische Lehre der Augustiner-Ordensschule spiegelt sich in der Wiener Literatur bei Nikolaus von Astau in der Übersetzung der ‚Visionen des Ritters Georg aus Ungarn‘, besonders aber in der ‚Österreichischen Chronik der 95 Herrschaften‘ des Leopold Stainreuter und in der Übersetzung der Schrift ‚De regimine principum‘ von Aegidius Romanus wieder. Natürlich standen die Mönche der habsburgischen Familienstiftung vielfach in nahen Beziehungen zum Hof.²²

Neben der Stephansschule läßt sich in Wien als einzigartiges Beispiel seit der Hochromanik im 12. Jahrhundert die Tätigkeit einer mittelalterlichen Bauhütte nachweisen, die eine Art Hoher Schule der Architektur, Pflegstätte der Mathematik, und Hauptschaffensstätte der bildenden Kunst darstellte. Diese Werkstattgemeinschaft zeigt in ihren Kunst- und Stilformen zunächst normannische Einflüsse und bringt in ihren Schöpfungen die bereits erstarrten Formen der englischen und französischen Ursprungsländer in Österreich zu einer reichen und prächtigen Nachblüte. Die überaus fruchtbare Tätigkeit dieser Bauhütte setzt bei der von irischen Benediktinern aus Regensburg zwischen 1161 und 1200 errichteten Wiener Schottenkirche ein; es wurden die Michaelerkirche erbaut, die Stephanskirche vergrößert und in Niederösterreich eine ganze Reihe bedeutender Pfarr- und Klosterkirchen geschaffen. Über Wien und Niederösterreich erstreckte sich die Wirksamkeit der Wiener Bauschule nach Steiermark und Kärnten, Mähren, die Slowakei und Ungarn.

Als zur Zeit des Aufschwunges des Zunftwesens in den Städten die Blüte der Bauhütten an den großen französischen und deutschen Kathedralen begann, bestand wie in Köln, Straßburg, Regensburg u. a. O. auch bei St. Stephan in Wien eine durch Jahrhunderte florierende Bauhütte als ständige Einrichtung, zunftmäßig geordnet, aber bereits aus hochstehender Tradition heraus

(22) Über das Kloster vgl. A. Mayer, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/2 (1905), 882 f. — J. Wursdörfer, Erkennen und Wissen nach Gregor von Rimini (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters 20/1), Münster 1917; K. J. Heilig, Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung 47 (1933), 257 f.

arbeitend. Die im Zeitalter der Gotik an Umfang zunehmende Bautätigkeit bei St. Stephan (Chor, Langhaus, Türme) und an Kirchen der Stadt und des näheren und weiteren Hinterlandes bot dieser Bauhütte reiche Arbeitsmöglichkeiten. Auf dem großen Hüttentag von Regensburg 1459 wurde die Wiener Bauhütte als eine der vier Haupthütten des Deutschen Reiches erklärt. Ihr Gebiet reichte von der Traun bis tief nach Ungarn. Die in der Bauhütte vereinigten Architekten, Baumeister, Parliere, Steinmetzen und Bildhauer hatten ihre eigene, z. T. geheime Schultradition, ihre eigene Mystik etc. Möglicherweise hängt das Aufblühen der mathematischen Studien im 15. Jahrhundert gerade in Wien wenigstens zum Teil mit dieser Dombauhütte zusammen.²³

Liturgie, Studien und der Lehrbetrieb brachten es mit sich, daß die Klöster, Kirchen und Lehranstalten Bücher benötigten und Bibliotheken anlegten. Die Bibliothek der ältesten Wiener Klostergründung, der noch im 12. Jahrhundert nach Wien gekommenen eigentlichen Schottenmönche, die 1418 wieder weg-zogen, ist verschollen. Die an Stelle der schottischen getretenen deutschen Benediktiner mußten eine neue Büchersammlung anlegen. Seit dem 13. Jahrhundert besaßen die Minoriten und Dominikaner eine Klosterbibliothek. Bei den ersteren ist für 1349 eine ‚*libraria*‘ bezeugt. Ihr vermachte 1350 Konrad Spitzer seine Bücher. Am Dom zu St. Stephan gab es bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts eine Büchersammlung, die in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts schon stattlich angewachsen war. Von Schenkern sind hervorzuheben Nikolaus von Ysper, der Domherr Chrasto und der auch als Arzt berühmte Friedrich (Astronom). Aus der Bibliothek der Stephansschule ist ein aus der Zeit um 1350 stammendes Ausleiheverzeichnis erhalten. Ansehnliche Verzeichnisse von Büchern liturgischen Charakters stammen von der Marienkapelle des Rathauses (1367) und der Kirche des Bürger-spitals (1432).²⁴

(23) Vgl. R. K. Donin, Der Wiener Stephansdom als reifstes Werk bodenständiger Bautradition, Zeitschrift des Deutschen Vereines für Kunstwissenschaft 10 (1943), 209 ff.; R. K. Donin, Die romanische Baukunst in Wien. Geschichte der bildenden Kunst in Wien I, hrsg. v. R. K. Donin (1944), 145 ff.; R. K. Donin, Der Wiener Stephansdom und seine Geschichte (1946), bes. 29 u. 55.

(24) Vgl. Theodor Gottlieb, Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien 31 (1914), 29; Th. Gottlieb, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs I (1915), II (1929), Register von A. Goldmann.

IV. Das volkstümliche Lied. Die Schwankdichtung

Die Übersetzungsarbeiten Konrads von Megenberg und Heinrichs von Mügeln waren für Laien höherer Stände gedacht und tragen entweder wissenschaftlich-belehrenden, religiös-erbaulichen oder historisch-humanistischen Charakter. Volkstümlicher, lebensnäher und bodenständig im weiteren Sinne sind andere Literaturgattungen der Zeit: das volkstümliche Lied, die Schwankdichtung, die Lehr- und Spruchdichtung.

Wien war das ganze Mittelalter hindurch eine singfreudige Stadt. Neben der für höhere Kreise bestimmten Kunstlyrik gab es zweifellos eine Fülle von volkstümlichem Liedgut. Aber gerade das Volkslied im eigentlichen Sinn des Wortes fand erst sehr spät den Weg in die Schrift. Faßt man den Begriff jedoch etwas weiter, so ist unschwer zu erkennen, daß die Volksliedgeschichte Wiens im Einklang mit der übrigen Literatur die Züge der Fürstenstadt an sich trug. Seit dem ausgehenden Mittelalter stand neben dem Hof- und Adelswesen das Bürgertum. Und da die Stadt auch im Spätmittelalter noch vielfach bäuerlichen Charakter hatte, klang wohl auch das brauchtümliche Liedwesen immer mit an.¹

Es ist kaum eine Frage, daß bereits im Zeitalter der Babenberger neben der hochkultivierten Kunstform des Minnesangs auch das Volkslied, etwa bei den brauchtümlichen Gelegenheiten und Volksfesten, an denen sich Adel wie Bürgertum beteiligte, eine Rolle spielte. Im ‚Fürstenbuch‘ des Jans Enikel wird der verstorbene Herzog Leopold VI. (gest. 1230) von den trauernden Wienern geradezu in seiner Eigenschaft als Ansinger und Anführer des Reigens, des Festtanzes um den Maibaum, bezeichnet. Der höfische Minnesang zeigte an seinem Höhepunkt bei Walther von der Vogelweide mancherlei erfrischende volkstümliche Elemente. Noch viel offensichtlicher wurden die Beziehungen zum Dörflichen, zum Spiel, Lied und Tanz der Bauern in Wien und Umgebung bei Neidhart und seinen Nachfahren. Freilich ging andererseits auch im Mittelalter das Volkslied bei der höheren Dichtung zu Lehen.

Neben den brauchtümlichen Liedern war seit dem 13. Jahrhundert das Gesellschaftslied üblich. Das erste Zeugnis

(1) Zum Grundsätzlichen vgl. L. Schmidt, Das Volkslied im alten Wien (1947).

ist ein Trinklied in der um 1260 gedichteten ‚Wiener Meerfahrt‘ und stammt aus bürgerlichen Kreisen. Wien, die alte Weinstadt, besaß schon damals ihre mit dem Weinbau verbundene Volksmusikalität, und als die Zecher in euphorischer Verfassung meinen, in einem Schiff zu sitzen, das sie als Pilger ins Heilige Land bringt, stimmen sie den altbekannten Kreuzfahrerleis ‚In Gotes namen varen wir!‘ an.

Die literarische Tradition des Liebesliedes blieb vom Minnesang her noch am lebendigsten unter dem Adel. Unter den Sängern neuer Lieder scheinen daher auch später Adelige nicht selten gewesen zu sein. Niklas v. Wyle, der bekannte frühhumanistische Übersetzer, berichtet 1468 in der Widmung seiner 12. Translatze, der Übersetzung des Fortunatraumes von Aenea Sylvio Piccolomini, an Pfalzgräfin Mechtild: ‚Als wylant tett der hochgeborn durlüchtig fürst hertzog Lüppolt von österrych etc. In ainem liede, das sin gnäd machet von ainer fürstin die Im vermechelt zû gebrächt werden solt. Darinne Er spricht:

Kum glück, vnd tû din hilff darzû
Sid Ich nit rûw hab spät noch frû etc.’

Wyle meint, der Herzog rufe in dem Lied wie viele andere das Glück an, als ob es ein Wesen wäre, das Macht und Gewalt besitzt.² — Unter dem dichtenden Herzog kann wohl nur Herzog Leopold IV. (1371 bis 1411) gemeint sein, der zweitälteste Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold III. und der Viridis Visconti, der mit Katharina, Tochter Herzog Philipps von Burgund, vermählt war, und der in der Tradition der ‚Prachtliebende‘, ‚Stolze‘ und ‚Fette‘ benannt ist.

In dem zwar erst im 16. Jahrhundert erschienenen Liederbuch des Schulmeisters bei den Schotten Wolfgang Schmeltzl³ ‚Guter seltzamer vnd künstreicher teutscher Gesang‘ (Nürnberg 1544), in welchem er ‚die aller künstlichsten, eltisten, seltzamsten vnd besten Teutschen gesang, so er im landt Oesterreich vnd anderswo bekommen mügen, zusammen gelesen‘ und das der Herausgeber in erster Linie für Wien bestimmt hatte, finden sich Balladen, Taglieder, Liebes-, Streit- und Tanzlieder,

(2) N. v. Wyle, Translationen, hrsg. v. A. v. Keller (1861), 231 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 57).

(3) Vgl. F. Spengler, Wolfgang Schmeltzl (Wien 1883) und Allgemeine Deutsche Biographie 31 (1890).

Trink-, Spott- und Fastnachtslieder und Lieder auf verschiedene Stände. Vieles davon stammt aus dem 15. Jahrhundert oder hat seine Wurzeln in noch älterer Zeit. Den Anteil Österreichs und der Stadt Wien daran genauer zu bestimmen, ist kaum möglich. Wahrscheinlich aber gehören nach Wien: das Lied von der Erzgrube, mit der die Weinschenke verglichen wird („Freut euch, ir lieben knaben / der herbst erzaigt sich wol“), das Arbeitslied „Faßziehen in Österreich“, das die Tätigkeit der Faßzieher, die die schweren Weinfässer aus den Schiffen an das Donauufer befördern, zum Thema hat, u. a. m. Auf ein höheres Alter weist auch das ebenfalls erst aus dem 16. Jahrhundert überlieferte Lied „Es liegt ein Schloß in Österreich“, in dessen Schlußstrophe gesagt wird, daß „drei Jungfräulein zu Wien“ das Liedlein gesungen haben.

Neben den weltlichen Liedern war auch das volkstümliche geistliche Lied all die Jahrhunderte hindurch in Brauch und Übung. Einmal als Kirchenlied, dann als Pilger- und Wallfahrtslied. Man pflegt zweierlei zu unterscheiden. Erstens das wurzelechte geistliche Volkslied, das sich aus der kirchlichen Litanei entwickelte, d. h. den ein- oder, seit dem 14. Jahrhundert voll entwickelten, vielstrophigen „Ruf“ mit seinen verschiedenen Formen wie Gebetslied, episches Lied, episodisches Lied, christbiographisches Lied, Marien- und Heiligenlied. Seine Entwicklungsgeschichte vollzog sich vielfach und für lange Zeit im Schatten und unbeachtet von der literarischen Überlieferung. Zweitens die geistliche Kunstdichtung, die aufs Volk abzielte und erst allmählich Volksgesang wurde, wie z. B. das Osterlied „Christ, der ist erstanden von der marter aller“, welches im Klosterneuburger Osterspiel aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts in der nächsten Umgebung von Wien beim Volk als allgemein bekannt vorausgesetzt wird. Diese Einflüsse aus den Bezirken des geistlichen Spiels dauern das ganze Mittelalter an. Aus ihnen stammt u. a. das Judaslied „O du armer Judas, was hastu gethan / das du deinen herren also verrathen hast!“, womit noch Kaiser Maximilian I. die Stadt Regensburg wegen ihres Abfalles vom Reich verspottete,⁴ oder das Lied beim Kindelwiegen „Joseph, lieber Joseph mein / hilff mir wiegen mein Kindelein“ u. a. m.

Zu den volkstümlich geistlichen Rufen, die ihren epischen Inhalt aus der Heilsgeschichte nehmen, gehörte auch das Geißler-

(4) Vgl. R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen II (1866), 184.

lied. Die Geißlerbewegung berührte zweimal im Verlaufe des Spätmittelalters auf ihren Bußfahrten die Stadt Wien: 1261 und in der großen Pestzeit des Jahres 1349. Ein Wiener Chronist⁵ überliefert 1261 die ersten deutschen Verse aus einem Geißlerliede:

Ir slacht euch sere in Christes ere.
Durch Got so lat die sunde mere.

Die aus der zweiten Welle 1349 erhaltenen Geißlerlieder erweisen in ihrer Auswahl und ihrem Aufbau für das 14. Jahrhundert ein breit entwickeltes Wallfahrtslied und ermöglichen Schlüsse über sein Aussehen.

Ein Beispiel dafür, daß auch die Waldenser zu Beginn des 14. Jahrhunderts sich des deutschsprachigen Volksgesanges zur Dokumentierung und Verbreitung ihrer Lehren bedienten, liefert Nikolaus Vischel. Er zitiert am Beginn seiner Schrift ‚De incarnatione Verbi contra Catharos Manichaeorum sequaces‘ folgende Blasphemie der Ketzer:

Eva het ain man
Der was gehaissen Adam.
Von der zeit on man
Nie vrowe chint gewan.
Noch immer also stet getuet
Unser gelaub und unser muet.

Dieselbe Blasphemie begegnet als Anklagepunkt bei der Inquisition in Krems 1315.⁶

Dem volkstümlichen geistlichen Lied begegnet man auch bei jenem entscheidenden historischen Ereignis, das auch sonst in der Literatur mannigfachen Niederschlag gefunden hat, der Entscheidungsschlacht 1278 zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar. Glaubwürdigen Berichten zufolge begann das Heer Rudolfs mit dem volksliedmäßigen Kreuzfahrerlied ‚In Gotes namen varen wir‘ den Kampf und beendete ihn mit dem Loblied ‚Es sungen drei Engel einen süßen gesang / daß in dem hohen himmel klang‘.

Wie auf dem Gebiete des weltlichen Liedes ein Unterschied zu machen ist zwischen Volks- und Gesellschaftsliedern, so wird man gut tun, dieselben Unterscheidungen auf den geistlichen Volks-

(5) Continuatio Praedicatorum Vindobonensis, Monumenta Germaniae, Scriptores 9 (1851), 728; A. Hübner, Die deutschen Geißlerlieder (1933).

(6) Vgl. S. Grill, aaO. 8; E. Tomek, Kirchengeschichte Österreichs 1 (1935), 215 ff.

gesang anzuwenden. Das 14. und 15. Jahrhundert kennen sowohl ein religiöses volkstümliches Lied wie ein geistliches Gesellschaftslied, das in den mystischen Kloster- und Laiengemeinschaften gedieh und das eine Mittelstellung einnahm zwischen dem geistlichen Kunstlied und dem geistlichen Volkslied niederer Schicht.

Von den geistlichen Liedern der Spätzeit vermittelt eine gute Vorstellung eine im 16. Jahrhundert in Klosterneuburg geschriebene, in der Hs. 1228 überlieferte umfangreiche Sammlung solcher Gesänge und Texte. Vieles darin ist älteres Liedgut und gewiß auch in Wien bekannt und gebräuchlich gewesen. Es sind Marienlieder: ‚Es flag ein foglein weise‘, ‚Maria laß uns nit verderben‘ u. a.; Weihnachtslieder: ‚Da Jesus Krist geboren ward, da was es kalt‘, ‚Ein Kind geboren zu Bethlehem‘ u. a.; Dreikönigslieder: ‚Mit got so wellen wir loben vnd ern / die heiligen drey künig mit yrem stern‘; Christuslieder: ‚Venix ob allen Dingen, Jesus, du höchstes guet‘, ‚Jesus der blüemlinmacher‘, ‚Jesus schiffman‘, ‚Von dem rock Jesu Christi zu Trier‘ u. a.; das alte, aber im Text entstellte ‚Hie in zeit ist kaine rue‘; ‚Ich waiß ein hübsches heuselein‘; ‚Der tag wol durch die wolken drang‘; ‚Die Narrenkappe geistlich‘ u. v. a.⁷ Die Abschrift einer Übersetzung des ‚Jubilus rhythmicus de nomine Jesu‘ von Bernhard von Clairvaux⁸ enthält eine Handschrift des Schottenstiftes aus dem 15. Jahrhundert.

Es ist klar, daß eine Stadt von der politischen Bedeutung Wiens auch historische bzw. politische oder polemisierende Lieder gehabt hat. Freilich, für die ältere Zeit ist hievon bisher so gut wie nichts bekannt geworden. Erst seit dem 15. Jahrhundert verfügen wir über einige Texte. In seiner Geschichte Friedrichs III. berichtet Aeneas Sylvius bei der Darstellung des Konfliktes zwischen dem Kaiser und dem unter Führung Ulrich Eitzingers stehenden Adel, wie es Eitzinger während der Abwesenheit des Herrschers in Italien gelang, die Stadt Wien für sich zu gewinnen. ‚Festliche Tage‘, heißt es da zum 12. Dezember 1451, ‚wurden begangen; Gesellschaften mit zahlreichen Schmausereien wurden gegeben, man lud ein und wurde eingeladen; in der ganzen Stadt fanden Tanzereien statt. Männer und Weiber, Knaben und unverheiratete Mädchen sangen Lieder auf den ausgeschlossenen Kaiser.

(7) Die Texte bei W. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II (1867). Vgl. zu der ganzen Sammlung B. Rzyttka, Die geistlichen Lieder der Klosterneuburger Handschrift 1228 (Diss. Wien 1952, Maschinschr.).

(8) Gedruckt bei Wackernagel, aaO. 655.

Ladislaus, der edle Sproß Alberts, verkündeten sie laut, werde bald kommen.⁹ Von diesen Spottliedern auf den ‚Caesar exclusus‘ ist bisher kein Text bekannt geworden. Wohl aber Lieder, welche die folgenden Ereignisse behandeln. Der Kaiser mußte nach Belagerung Wiener-Neustadts schließlich Ladislaus an den Grafen von Cilli übergeben, und der junge König wurde unter dem Jubel der Bevölkerung nach Wien in die Hofburg gebracht. Die Bürgerschaft, berichtet Aenaes, weinte vor Freude. Die Geistlichkeit und das gesamte Volk kamen ihm mit den Ratsherren entgegen. Knaben und junge Mädchen sangen Lieder zu seinem Preis.¹⁰ Eines dieser Kinderlieder hat sich in der Handschrift des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Cod. Ms. chart. in fol. Nr. 26 Österr. und in dem von dem Preßburger Notar Liebhart Egkenvelder¹¹ (1387—1457) geschriebenen Kodex der Kgl. Bibliothek zu Brüssel Nr. 8879/80, fol. 24^b erhalten. Die Wiener Hs. scheint mir den besseren Text zu bieten:

Lob sey dem herrn Jesu Christ zu aller frist, seid das nun ist mit freud so minnickleichen 5 könig Lasslau her zu uns gesandt in sein lanndt. Freud sey bekannt den armen und den reichen.	Das In vor übl Gott behuet, 10 und sein gemuet behalt in guet, dadurch Er gnad erwerbe; das Er christenlichen glauben mehr, nach weiser lehr 15 falschheit verkehr, und nicht seine landt verderbe.
---	--

Erwirb Maria jungfrau rain
 uns allen gemain,
 das gross und klain
 20 durch deinen werthen namen
 könig Lasslau hie also regier,
 das Er und wier
 nimmer von dier
 geschaiden werden. Amen¹².

(9) Die Geschichte Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Silvius, übersetzt von Th. Ilgen² (1940), 256 (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit 88/89).

(10) Liliencron, aaO. II, 211.

(11) Er ist auch der Schreiber der Klosterneuburger Hs. 486, enthaltend Sermones des Nikolaus v. Dinkelspühl, und war vermutlich ein Schüler dieses Theologen. Vgl. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg (1850), 40.

(12) Vgl. J. Chmel, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. 25 (1857), 188, und Zeitschrift für deutsche Philologie 35 (1903), 369. Vorher schon Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter II, 352.

In einem anderen dieser Einzugslieder ‚Von König Ladislaus‘¹³ nennt sich in der Schlußstrophe der Verfasser:

Der uns das lied gesungen hat,
scholt ir in erkennen wol,
er get in chainen weisen rat,
sein roch ist narren vol;
do chunig Lasla zû Wien inrait,
dapei man in erchant:
Jacob Veter aller welt
spiegler ist er genant.

Dieser Jakob Veter stand auf seiten Eitzingers und seiner Partei und war wohl ein Fahrender, der sein Lied (1452) für das Volk verfaßt hat. In einer zweiten Redaktion der Schlußstrophe betont er seine prekäre Lage: ‚armût hat in umbfangen, sie tût im chrenchen frû und spat‘. Über die Einrichtung der Lebensweise des nach Wien gebrachten 13jährigen Knaben weiß Aeneas u. a. bei der Schilderung der Mittagstafel folgendes zu berichten: ‚Dazu erscheinen Schmarotzer, Spaßmacher, Tänzerinnen und Sängerinnen. Die sich in ein recht günstiges Licht zu setzen wünschen, reißen den Kaiser herunter oder loben den König [Lasla] und preisen des Grafen [Ulrich von Cilli] glänzende Taten. Sobald er genug an Gesang und Tanz hat, wird der Mittagsschlaf gehalten.¹⁴ Andere historische Lieder behandeln ‚König Laslas Tod.¹⁵ In einem davon nennt sich in der Schlußstrophe der Verfasser bzw. Redaktor:

Der uns das liede newes sang,
Hans Wispeck ist er genant,
zû Wien in Österreiche,
ain ritter an des künges hof,
wa findt man sein geleich?

Wissbeck gehörte vermutlich dem niederösterreichischen Adelsgeschlecht der Reichsritter von Wissbeck an. Das Lied wurde wohl auf die im 16. Jahrhundert unter dem Namen ‚Wissbecker Ton‘ bekannte Melodie gesungen und Wissbeck war ihr Schöpfer.¹⁶ Der von Geheimnissen umgebene jähe Tod des jungen Königs hatte schließlich auch Spott- und Schmähedichte auf Georg von Podie-

(13) Liliencron, aaO. I (1865), Nr. 99.

(14) AaO. II, 212.

(15) Liliencron, aaO. I, Nr. 106 a, 106 b, 107, 108; K. Uhlirz, Geschichte der Stadt Wien hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 81 f.

(16) Andere Lieder im ‚Wispecken Ton‘ bei F. M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch (1877), 448, 473, 480.

brad, seine Gemahlin Johanna von Rožmital, den Erzbischof von Prag Johann Rokycana und Ulrich Eitzinger zur Folge.

Obwohl es nicht ausdrücklich beurkundet ist, hat man in Wien gewiß auch die Erzählung Peters von Retz über die Schlacht bei Schiltarn (1396), die Lieder von der Schlacht bei Granson (1476), vom Fräulein von Britanien u. a. gehört. Der Augsburger Erasmus Aman besang Maximilians Einzug in Wien 1515 und Hans Sachs bekanntlich die Türkenbelagerung 1529.

Wie Kaiser Friedrich III., so hatte auch Maximilian I. ‚tihter‘ oder ‚sprecher‘ in seinen Diensten. Wir kennen den meistersingergeschulten Hans Ortenstein und den bedeutenderen, gleichfalls den Meistersingern nahestehenden Peter Frey. Aber sie stammen weder aus Wien noch sind zur Stadt nähere Beziehungen nachzuweisen. Erst in den Liedern aus Anlaß des Todes Kaiser Maximilians am 21. Jänner 1519 treten uns drei Dichter, Christoph Weyler, Jörg Pleicher und Jörg Pleier, entgegen, von denen die beiden erstgenannten aus Wien stammen. Christoph Weyler, vermutlich aus dem Wiener Goldschmiedegeschlecht gleichen Namens, dichtete die Klagerede auf den Tod des Herrschers ‚Kleglich so will ich singen‘.¹⁷ Das Gedicht zeigt einerseits noch leise Anklänge an die Form der lyrischen Totenklage der mittelhochdeutschen Zeit, andererseits trägt es den Charakter der Ehrenrede an sich und bietet schließlich eine epische Erzählung vom Sterben und dem Begräbnis des Kaisers. Wie Weyler stammt auch Jörg Pleicher aus einer in Wien heimischen Familie. Sein Gedicht ‚Von Kayser Maximilian I. Absterben‘¹⁸ schöpft wahrscheinlich aus derselben Vorlage, die Weyler benützte. Es ist ausschließlich als historisches Zeitungslied zur Verbreitung der wichtigsten Fakten um und zu des Kaisers Tod gedacht. Pleicher will lediglich das Volk über den Tod des Kaisers informieren.

Von den dichtenden Landsknechten im Dienste Maximilians I. Erasmus Aman und Jörg Graff (gest. 1542) lokalisiert der letztere das Lied ‚Von einer Vischerin, wie sie hat gestift vier mord‘¹⁹ in die Nähe von Wien. Das 27strophige Gedicht erzählt von

(17) Liliencron, aaO. III (1867), Nr. 307 a.

(18) Liliencron, aaO. Nr. 307 b.

(19) Nürnberg-Regensburger Hs. Bl. 104. Druck: Nürnberg Kunigund Hergotin o. J. (1530?). Hrsg. v. A. v. Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (1855), 345 ff., u. O. Schade, Weimarisches Jahrbuch 4 (1856), 416 ff.; vgl. ferner A. Götze, Zeitschrift für deutschen Unterricht 27 (1913), 99.

einer Fischerin, die in Abwesenheit ihres Mannes drei Studenten zu sich einlädt und von ihrem vorzeitig zurückkehrenden Eheherrn überrascht wird. Die Frau verbirgt die Liebhaber in der Fischgrube, wobei sie in dem nun eingelassenen Wasser ertrinken. Sie bestellt einen Knecht, der die Leichen in die Donau werfen soll. Die Frau gibt ihm zwei Gulden für den ersten. Als er zurückkommt, hat sie den zweiten hinter die Tür gestellt. Der Einfältige meint, der erste Tote sei wieder gekommen, expediert den zweiten und im selben Glauben auch den dritten. Als er das letztmal zurückkehrt, trifft er einen Geistlichen, der einen Kranken mit den Sterbesakramenten versehen soll. Der Knecht meint, es sei der zum viertenmal wiederkehrende Student und wirft nach hartem Ringen auch den Geistlichen in die Donau. Die Fischerin hat also das Leben von vier Männern auf dem Gewissen. Ob die Lokalisierung auf ein ähnliches Ereignis in der Nähe der Universitätsstadt Wien zurückgeht oder bloß zufällig ist, läßt sich nicht feststellen. Der Motivenschatz des Liedes vereinigt Elemente des Morgen- und Abendlandes und findet sich in zahlreichen Fassungen und Varianten, in den ‚Sieben weisen Meistern‘, in ‚1001 Nacht‘, in ‚1001 Tag‘ und den ‚Gesta Romanorum‘. Graff folgt hier einer alten Überlieferung. Die Erzählung ist sehr plastisch gestaltet und hat beim Publikum sicherlich großen Anklang gefunden.

*

Einen Hauptbestand der volkstümlichen Unterhaltungsliteratur der spätmittelalterlichen Jahrhunderte machen die *possenhaften Erzählungen und Schwänke* aus. Sie befriedigen die Freude von hoch und niedrig an komischen Geschehnissen und schwänkischen Menschen, an tölpischem Versagen und schlauer Überlistung. Wirklichkeitsnah und lebenskräftig huldigt die Schwankliteratur dabei meist einem sehr derben Realismus.

Der aus Bayern nach Österreich eingewanderte Neidhart von Reuenthal mit seinen realistisch-satirischen Bauernschilderungen, der aus dem rheinischen Westen stammende Stricker mit seiner volkstümlichen Drastik und den gerissenen Streichen des Pfaffen Amis, Seifried Helbling mit seinen Zeitsatiren voll anekdotischer Anschaulichkeit, die ‚Wiener Meerfahrt‘, dieser trinkfrohe Wirtshausschwank — alle vereinigten sie schon im 13. Jahrhundert Kunst und Volkstum in sinnlich lebendiger Weise und bargen deutlich fortwirkende Lebenskräfte in sich.

Nachdem Neidhart von Reuenthal beim Herzog von Bayern in Ungnade gefallen war, kam er um 1230 nach Österreich, wo ihm

Friedrich II. der Streitbare in der Nähe von Wien ein kleines Lehen gab. Im Bereich des babenbergischen Hofes erreichte der Dichter die Höhe seiner für ein ritterlich-höfisches Publikum bestimmten satirischen Kunst.²⁰

Höfisches und bäuerliches Erbe, Freude an Späßen und Schwänken, Hang zur Satire, derb realistische Gegenständlichkeit in der Darstellung kennzeichnen die im 14. und 15. Jahrhundert zur Unterhaltung der Stadtbewohner dienenden, aber auch in Universitätskreisen und bei Klerikern nicht unbeliebten *Neidhart-Geschichten* und die *Schwänke des Pfaffen vom Kahlenberg*. Für beide sind die Ansatzpunkte in der Umgebung Herzog Ottos des Fröhlichen zu suchen. Noch zu Lebzeiten des Herzogs bildeten sich in Anknüpfung an Gestalten seines Hofes Erzählungen schwankartigen Charakters, die erst mündlich verbreitet wurden, sich dabei veränderten und vermehrten und sich im 15. Jahrhundert zu literarischer Form verdichteten. Bei beiden Sammlungen wurde das willkürliche Nebeneinander der Schwänke in einen bestimmten Zusammenhang geführt, indem die Erzählungen lose um den Lebensgang eines schalkhaften Menschen gereiht wurden.

Um die Persönlichkeit Herzog Ottos (1301—1339), des Sohnes König Albrechts I., sammelte sich verschiedenartiges Schrifttum. Außer Engelbert von Admont, der für Otto und seinen Bruder Albrecht das ‚*Speculum virtutum*‘ verfaßte, widmete ihm ein Unbekannter ein ‚*Speculum militare de diversis libris compilatum*‘, eine Theorie der Kriegs- und Staatskunst.

Nach dem Vorbilde des Gralkönigtums im Parzival und in Nachahmung der Templeise Ludwigs IV. von Bayern gründete Otto (vor 1337) eine ‚*Societas Templois*‘, einen Ritterorden mit einem ‚König‘ an der Spitze, zur Erneuerung des Gralrittertums mit teils religiös-ritterlicher, teils gesellschaftlicher, vermutlich auch politischer Zielsetzung.²¹

Der an die St.-Georgs-Kapelle der Augustinerkirche lokalisierte Orden vereinigte Mitglieder des höchsten Adels: Herzog Otto und seine Söhne Friedrich (1328—1344) und Leopold

(20) Hrsg. v. M. Haupt, 2. Aufl. v. E. Wießner (1923).

(21) J. Feil, Über die ältesten St. Georgsritter in Österreich oder die Gesellschaft der Tempelaise in A. Schmidts Österreichischen Blättern für Literatur etc. V (1848), Nr. 56 ff. (S. 217 ff.); R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 126; A. Mayer, Ebd. II/2 (1905), 880; R. Müller, Ebd. III/2 (1907), 671.

(1327—1344), seit 1368 auch die Herzoge Albrecht III und Leopold IV.; ferner die Grafen Ulrich und Johannes v. Pfannberg, Burghard und Konrad von Maidburg, Friedrich von Ortenburg, Friedrich von Cilli, Johannes von Pernstein, die Burggrafen Johannes, Albrecht und Friedrich von Nürnberg, verschiedene Herren von Kapellen, Wallsee, Puchheim, Meissau, Pottendorf, Albrecht von Rauenstein, Friedrich von Stubenberg, Rudolf von Stadeck, Peter von Ebersdorf, Perchtold von Losenstein, Ulrich vom Graben u. a.; Graf Heinrich von Pernstein wurde 1368 zum Großmeister (Rex) bestimmt. Unter ihm erscheinen neue Mitglieder: Hertwig von Pettau, Heinrich von Neyperg, Ulrich von Zelking, Ulrich von Falkenstein u. a. Der schon unter den früheren Mitgliedern genannte Peter von Ebersdorf war oberster Erblandkämmerer und Vogt der an der Michaelerkirche bestehenden Nicolai-Bruderschaft der Spielleute; Rudolf (IV.) von Stadeck ein Nachkomme jener steirischen Adelsfamilie, welcher auch der gleichnamige Minnesänger entstammte.²² Verschiedenen anderen sind Ehrenreden Peter Suchenwirts gewidmet.

Herzog Otto (gest. 1339) hat die am 1. Mai 1341 erfolgte feierliche Einweihung der ‚Templaiser Kapelle‘, wie Leopold Stainreuter 1378 in einer Urkunde die St.-Georgs-Kapelle nennt, nicht mehr erlebt. Cod. Vind. 3321 (fol. 42) enthält das Verzeichnis der Gründer und ersten Mitglieder. Der Orden der ‚Ritter der Gralburg‘ erlosch noch vor 1400.

An den Hof Ottos in Wien werden aber auch der Pfarrer vom Kahlenberg und der Ritter Neidhart Fuchs versetzt. Beide, der Schelmenpfaffe und der Schelmenritter, sind aus der nämlichen literarischen Tendenz und Atmosphäre hervorgegangen. Wie hundert Jahre früher die Schelmenstreiche um den Pfaffen Amis, so gruppieren sich jetzt die Geschichten des Kahlenbergerbuches um Gundaker von Thernberg, Pfarrer im Kahlenbergerdorf. Und so wie es einen historischen Dichter ‚Nidhart‘ der Babenbergerzeit gab, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit einen Ritter Neidhart Fuchs am Wiener Hof Ottos annehmen.

Die bäuerlichen Motive und Stoffe des ritterlichen Neidhart (1250 schon verstorben) am Hofe des letzten Babenbergers mit ihren an Volksbräuche gebundenen Szenen fanden im Laufe des 13. Jahrhunderts zahlreiche Nachahmungen, in denen die alten

(22) Vgl. K. Weinhold, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. 35 (1860), 152 ff.

Themen und Vorwürfe sowohl festgehalten wie auch variiert und weitergebildet wurden. Ein beträchtlicher Teil dieser ‚unechten Neidharte‘ ist gewiß in Österreich entstanden.²³ Thomas Ebendorfer sah sich im 15. Jahrhundert veranlaßt, gegen ihre Laszivität und Bauernverspottung aufzutreten.²⁴ Den Hauptbestand der Nachahmungen bildeten jene Lieder, in denen die vortragenden Sänger als Neidharte auftreten und mit der Gattung auch den Dichter zum Typus machten.

Die erste Schicht der Nachbildungen waren noch lyrische Einzellieder zu Musikbegleitung und Tanz; bei einer zweiten versuchte ein epischer Zug in mehrere Einzelstücke eine verbindende Handlung zu bringen. Zu Neidhart und den Bauern als handelnden Wirkungskräften trat der Hof, um den als Mittelpunkt sich jene beiden anderen gruppieren. Die der zweiten Schicht angehörigen Stücke haben zwar auch noch Strophenform und Natureingang, aber ihr Inhalt ist episch und Handlungsgegenstand ist ein Streich, den Neidhart der Ritter und Hofmann Herzog Ottos den Bauern spielt. Als Anfang und Ursache seiner Feindschaft zu den Bauern wird die Schmach hingestellt, die ihm die Bauern beim Suchen und Finden des ersten Frühlingsveilchens für die Herzogin angetan haben. Diese Unbill zu rächen, verübt er an den Bauern verschiedene Streiche: er mimt als Dorfmädchen kostümiert die Braut eines Bauern und betrügt ihn um die Morgengabe, er hört als Mönch verkleidet den Bauern die Beichte, er schert Betrunkenen eine Mönchstonsur und führt sie in Kutten an den Hof des Herzogs u. a. m.²⁵ Die Geschichten werden zunächst ohne innere Verknüpfung erzählt und sind nur äußerlich durch das Gegenspiel Hofkreise und Bauern verbunden. In den Stücken, die den Herzog in die Handlung bringen, gilt Neidhart als sein Lustigmacher und Hofnarr. Diese epische Gruppe unechter Neidhart-Schwänke hat Seemüller²⁶ mit vollem Recht als österreichische und Wiener Erzeugnisse angesprochen. Sie befindet sich aber erst im Übergangsstadium zu einem epischen Ganzen. Der Kristallisationsprozeß ist am weitesten im ältesten Druck aus dem 15. Jahrhundert gediehen. Über die Vorstufen ist aus der noch dem 14. Jahrhundert ange-

(23) Vgl. Seemüller, aaO. 25 ff.

(24) Haupt-Wießner, aaO. 327.

(25) In der Ausgabe des späteren Schwankbuches vom Neithart Fuchs von F. Bobertag entsprechen die Nummern 2 bis 5, 7, 8, 10 bis 12, 14 und 15 diesen Neubildungen der zweiten Schicht.

(26) AaO. 25 ff.

hörigen Sterzinger Miscellaneen-Handschrift ²⁷ und einer Berliner Handschrift ²⁸ zu entnehmen, daß sich bereits Ende des 14. Jahrhunderts die Neidhart-Schwänke zu einem größeren Ganzen zu formen begannen. Aus den Beziehungen Neidharts zum Herzogshof und aus der Einheit des Helden entstand der Antrieß, die Schwänke aneinanderzureihen und durch eine Aufeinanderfolge der Handlungen zu verknüpfen.

Die Veilchengeschichte, die der Kern der Neidhart-Schwänke war, begegnet noch im 14. Jahrhundert in zwei bildlichen Darstellungen. Zuerst auf dem zwischen 1320 und 1340 entstandenen Wandgemälde in der Herrenstube des Hauses ‚Zur Zinne‘ in Diessenhofen in den österreichischen Vorlanden, die Herzog Otto verwaltete.²⁹ Zweitens auf dem heute nur in weitgehend beschädigtem Zustand erhaltenen Neidhartgrab an der Stephanskirche in Wien. Wolfgang Schmeltzl bezeugt, daß die daran befindlichen Reliefs die ‚historie‘ Neidharts darstellen, und F. Tschischka sah noch 1843 die Szene ‚wie Nithart dem Herzoge die Nachricht bringt, daß er das erste Veilchen des Frühlings gefunden habe.³⁰ In dramatischer Form erscheint die Geschichte vom Veilchen im St. Pauler Neidhartspiel aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und in den Neidhartspielen des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Tumba bei St. Stephan bezeugt überdies, daß es im 14. Jahrhundert am Hofe Ottos des Fröhlichen einen Ritter und Hofmann Neidhart gab, der einen Fuchs im Wappen hatte. Auf diesen spätmittelalterlichen Neidhart, der zur Unterhaltung der Hofgesellschaft Neidhart-Lieder sang und eine angesehene Persönlichkeit war, wurden später die Neidhart-Schwänke übertragen, wobei die Figur des Bauernfeindes ebenfalls auf ihn überging.

Dieses so geartete und in seinen Anfängen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Schwankmaterial hatte der dem Namen nach unbekannte Verfasser des Buches vom ‚Neithart Fuchs‘ in einer oder mehreren Sammlungen vor sich, als er gegen Ende des 15. Jahrhunderts daranging, eine volks-

(27) J. Zingerle, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl. 54 (1866), 293 ff.

(28) Abgedruckt bei v. d. Hagen, Minnesinger III (1838), 185 ff.

(29) Vgl. R. Durrer und R. Wegeli, Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 63 (1899), 273 ff. Anlaß zur Bemalung gab wahrscheinlich einer der Besuche Herzog Ottos in Diessenhofen.

(30) F. Tschischka, Die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien² (1843), 85 f.

tümlich komische Dichtung in der Art des Kahlenbergerbuches abzufassen.³¹ Anstatt aber das Schwankbuch nach der sichtlich gewollten biographischen Ordnung zu formen, stellte er einfach die ihm vorliegenden oder passenden Neidhart-Schwänke und -Lieder seinem Schema gemäß zusammen. Wegen eines Liebesabenteuers ist Neidhart Fuchs genötigt, seine Heimat Meißen zu verlassen. Mit seinen Possen erregt er in Nürnberg die Aufmerksamkeit des Herzogs Otto. Dieser nimmt ihn mit sich. Der Schauplatz aller folgenden Schwänke ist Niederösterreich und Wien. Gegen Schluß des Buches ist Neidhart ein alter Mann. Die Sammlung ist lediglich in drei alten Drucken überliefert. Der älteste (vor 1500, vermutlich aus Augsburg) führt den Titel: ‚Hye nach volget gar hübsche abentewrige gidicht so gar kurzweilleg sind ze lesen vnd ze singen die der edel vnd gestreng herre Neithart Fuchs . . . gemacht vnd vollbracht hatt mit den pauren zû zeichelmaur in Oesterreich vnd ander halbsen.‘ Ihm folgte ein zweiter 1537 und ein dritter 1566 in Frankfurt.

Schon Konrad Celtis war in seinem ‚Epitaphion Nithardi‘³² der Ansicht, daß Neidhart Fuchs ein gemeinsames Grab mit dem Pfaffen vom Kahlenberg umschließen sollte. Diese dem richtigen Gefühl für das Gemeinsame im Schaffen der beiden entspringende, übrigens im alten Neidhartdruck wie am Schluß des Kahlenbergerbuches vorgebildete Verbindung erschien Aventin geradezu ein Kennzeichen der Regierungszeit Ottos des Fröhlichen. Die Neidhart-Schwänke entwickelten sich aus dem literarischen Motiv des Bauernfeindes und waren als Stoffe lange im Umlauf, bis sie sich zu literarischen Formen verdichteten. Die Geschichten des Kahlenbergers wuchsen weit mehr aus realen und örtlichen Verhältnissen hervor. Voraussetzung auch für ihre Verdichtung zu der endgültigen literarischen Gestalt bildete ein Hof- oder Adelsleben, das Fühlung hatte mit dem bäuerlichen Volkstum.

Die erste kunstmäßige Fassung der Geschichten des Kahlenbergerbuches erfolgte in klerikal-höfischer Umgebung, und zwar erst in verhältnismäßig später Zeit, etwa 1460—1470, kurz be-

(31) Hrsg. von F. Bobertag, Kürschners Deutsche National-Litteratur 11 (1884). Literatur bei Ehrismann, aaO. 256, und G. Rosenhagen in Stammlers Verfasserlexikon III (1943), 501.

(32) Ein zweites, ebenfalls nur literarisches ‚Epitaphium Neithart vochs circa sepulturam suam wienne‘ war in der Handschrift 1304 der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg erhalten. Vgl. E. Steffenhagen, Germania 17 (1872), 40 f.

vor die Schwänke zum erstenmal gedruckt wurden. Ein sonst nicht näher faßbarer Philipp Frankfurter, der wohl zwischen 1420 und 1490 lebte und seiner Sprache nach gebürtiger Wiener war oder doch wenigstens sehr lange in Wien ansässig gewesen ist, brachte ‚Des paffen geschicht vnd histori vom Kalenberg‘ in die endgültige Form, in der sie in den Jahrzehnten zwischen 1480 und 1500 einen literarischen Siegeszug durch ganz Europa antrat.³³ Eine handschriftliche Überlieferung fehlt. Der älteste bekannte Druck erschien um 1473 bei Jodokus Pflanzmann in Augsburg. Frankfurter hatte die Schwänke selbständig ‚zu reimen gemacht‘, aber ohne die Überlieferung gänzlich auszuschöpfen.

Er war ein Reimsprecher meistersingerischer Art und besaß eine gewisse theologische Bildung. Den Stoff entnahm er der mündlichen und schriftlichen Überlieferung. Die Sammlung, Redigierung, Verbindung, Versifizierung und Anordnung der Schwänke im Rahmen der Lebensgeschichte des Pfarrers sind seine Leistung. Der Held der Geschichten ist ein an Verstand und Witz überlegener Kleriker, erst noch Student in Wien, der dann von Herzog Otto die Pfarre des Kahlenberger Dorfes erhält, zum Priester geweiht wird und im Kahlenbergerdorf als Pfarrer und Landwirt wirkte. Nach einer Reihe von Jahren voll von Schelmenstreichen übersiedelte er auf die Pfarre Priggwitz, wo er starb. Die Zahl der ihm angedichteten Schwänke war größer als deren Anzahl im Buch Frankfurters. J. J. Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich (1668), 317 und Herman Schedel in Clm. 400, fol. 71^b (um 1460) erwähnen Kahlenbergerschwänke, die bei Frankfurter fehlen. Schedel notiert in seinen Aufzeichnungen³⁴ noch zwei Schwänke, von denen der eine in die Reihe der Streiche am Passauer Bischofshof gehört, der andere zu den Bauernstücken. Aus den Andeutungen läßt sich leider kein genaueres Bild über ihren Inhalt machen. Fugger erwähnt im III. Buch als besten der Schwänke des Pfarrers von Kahlenberg den, der erzählt, daß er oben auf dem Berge einen Korb voll Totenköpfe ausgeschüttet und, als einer da, der andere dort hinaus rollte, gerufen: Viel Köpfe, viel Sinne! Das tun diese im Tod, was werden sie im Leben getan haben. —

(33) Hrsg. v. V. Dollmayr, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts 212—214 (1906). K. Schorbach, Seltene Drucke und Nachbildungen V (1905), bietet ein Faksimile des Heidelberger Druckes von 1400.

(34) Abgedruckt von H. Maschek, Zeitschrift für deutsches Altertum 75 (1938), 25.

Die anscheinend besonders in Universitätskreisen beliebt gewesenen Geschichten spielen z. T. im Kahlenbergerdorf oder haben die Passauer hohe Geistlichkeit, zu dessen Diözese der Pfarrer gehörte, zum Gegenstand. Alle drei Gruppen, die höfische, die bäuerliche und die klerikale, sind miteinander verzahnt. Die Schwänke der bäuerlichen Sphäre sind reich an Handlung, lebendig und werden knapp vorgebracht, wobei die Pointe immer glücklich herausgearbeitet wird und der Pfarrer den Bauern überlegen ist. In den Hofschwänken ist der Pfarrer eine Art Hofmann, derb, listig und verschlagen, der auch seinen einfachen Wortwitz zur Geltung bringt, durch Witz unterhält und selbst zur Zielscheibe des Spottes wird.

Die drei Gruppen der Schwänke werden durch einen epischen Faden zusammengehalten. Der erste Schwank vom Studenten mit dem Fisch und dem geprügelten Türhüter des Herzogs Otto gehört dem Wiener Hofkreis an. Auf ihn folgen vier Bauernschwänke im Kahlenbergerdorf. Ein an den Pfaffen Amis gemahnender Rätselstreit mit einem weisen Amtsbruder leitet zu drei Schwänken in der bischöflichen Sphäre in Passau über. Darauf folgen wieder Geschichten im Kahlenbergerdorf (die Addition zweier Mägde zu je 20 Jahren zu einer Haushälterin im kanonischen Alter) und als Mittelpunkt des Ganzen Hofschwänke, und zwar solche, mit denen der Pfarrer die Herzogin Elisabeth unterhalten will. Der Besuch der Herzogin im Kahlenbergerdorf veranlaßt den Pfarrer zu einem Besuch bei Hof in Wien und zu weiteren fünf Streichen. Die derbe Erzählung vom Besuch der vier Hofherren, denen der Pfarrer die Hengste mit Stuten vertauscht, lenkt zurück in das Dorf, wo die zwei Bauernschwänke vom Ankauf der Kirchengeräte und vom Weidegang spielen. Der Ausgang, die Übersiedlung vom Kahlenbergerdorf nach Priggwitz und der Tod des Pfarrers, steht wieder in Beziehung zur Hofsphäre. Das Ergebnis der Schwänke ist regelmäßig die Erringung eines Vorteils, in den Hofschwänken und klerikalen Späßen gewöhnlich eines persönlichen, in den bäurischen meist eines solchen, der der Kirche zugute kommt. Der Herzog wird als freigebiger Fürst hingestellt. Er und seine Gemahlin geben oft den Anstoß zum Schwank und setzen den Pfarrer in Bewegung. In den Bauernschwänken ist meist Kargheit das Motiv der Handlungsweise und die treibende Kraft des Geschehens.

Der Gestalt und dem Schwankbuch des Pfarrers vom Kahlenberg liegen geschichtliche Tatsachen und Vorgänge zugrunde. Natürlich nicht in dem Sinn, als ob die Schwänke, so wie sie

erzählt werden, sich auch tatsächlich ereignet hätten. Aber außer der historischen Persönlichkeit Herzog Ottos und seiner Gemahlin Elisabeth sowie des Passauer Weihbischofs Peter von Marchipolis (gest. zu Wien 1368/73 und bei den Augustinern begraben)³⁵ wurde in jüngster Zeit auch nachgewiesen, daß es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Wien noch eine Überlieferung gab, die in der Beschreibung des Donautales von Ladislaus Suntheim (verfaßt zwischen 1498 und 1506)³⁶ und im ‚Chronicon Alberti ducis Austriae‘³⁷ ihren Niederschlag gefunden hat und die in einem gewissen Gundaker von Thernberg den historischen Pfarrer vom Kahlenberg erblickte.³⁸ Und dieser Tradition kommt tatsächlich historische Wahrheit zu. Gundaker entstammte einer zu Thernberg im südlichen Niederösterreich ansässigen Adelsfamilie und war ein Sohn des Niklas von Thernberg. Er lebte im 14. Jahrhundert, war Pfarrer in Kirchberg am Wechsel, von etwa 1330 bis 1339 Pfarrer im Kahlenbergerdorf, stand in Beziehungen zum Zisterzienserstift Lilienfeld, in dessen Klosterkirche man ihm als Wohltäter einen Denkstein setzte, und er starb zu Prigglitz bei Gloggnitz, wo er auch begraben liegt.³⁹ Diese histori-

(35) Sein Testament in Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I, 3 (1897), Nr. 3275 u. dazu 3311.

(36) Hrsg. von F. Pfeiffer, Jahrbuch für vaterländische Geschichte I (Wien 1861).

(37) Hrsg. von H. Pez, *Scriptores rerum Austriacarum* II (1725), 375 u. 657. — Nach welcher Quelle J. J. Fugger den Pfarrer Weigand von Theben nennt, wissen wir nicht.

(38) Vgl. H. Maschek, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 73 (1936), 33 ff.; ders., *Ebd.* 75 (1938), 25 ff.; E. Schröder, *Ebd.* 73 (1936), 49 ff.

(39) Eine in der dortigen Pfarrkirche befindliche Grabplatte aus rotem Marmor, gegenwärtig Mensa des Patriziusaltars, trägt in Fraktur folgende zwei Inschriften: ‚Hie . ligt . begraben . der . Erbirdige / herr . herr . Wolgerus . gundacker / von . Terenberg . pfarer czw . Ka / lenperg . Taussent . funf . hundert / und md̄ . 21 . iar . ist . gestarben / der . Erbirdig . her . her . Iheronimus . neu / burger . pfarrer . czw . pruglasz . got . gnad‘ / Unter der Schrift schwaches Relief eines Kelches. — Aus der Jahreszahl 1500 ist zu schließen, daß man nicht den Originalgrabstein Gundakers vor sich hat, sondern eine aus dem Anfang des 16. Jhs. stammende Beschriftung, für die aber möglicherweise eine ältere in Prigglitz vorhanden gewesene Grabinschrift Verwendung fand. Hieronymus Neuburger oder Neuperger ist 1515 bis 1521 als Pfarrer in Prigglitz nachweisbar. Er war der Stifter der bekannten gotischen Monstranz. Die Grabplatte wird zuerst erwähnt bei J. Leitgeb, *Prigglitz, St. Christof und Umgebung* (1883), 7. Neuerdings hat sie H. Hornung für die „Deutschen Inschriften“ aufgenommen. Ihm verdanke ich den genauen Wortlaut des Textes.

sche Persönlichkeit war das Vorbild des Schwankhelden, ohne daß Gundaker auch nur annähernd so geartet gewesen zu sein braucht wie die Gestalt des Buches. Die historische Persönlichkeit hat später alles Individuelle abgestreift. Geblieben ist nur der Name seiner Wirkungsstätte und das Lokalkolorit: das Dorf am Fuße des Kahlenberges, die steil ansteigenden weinbepflanzten Hänge und die vorbeiflutende Donau. Der adelige Pfarrer Gundaker wurde im Verlauf des 14./15. Jahrhunderts gemeinsam mit dem adeligen Dichter Neidhart zu einer sagenhaften Gestalt, auf die eine Anzahl älterer, aus früherer Zeit literarisch bezeugter und neuerer Possen vereinigt wurde. Die Wahrscheinlichkeit, daß Gundaker von Thernberg selbst auch ein schalkhafter Kauz war, der zu dieser Vereinigung der Schwänke auf seine Person Anlaß gab, ist natürlich nicht von der Hand zu weisen.

Der Pfarrer vom Kahlenberg stand zwischen Gemeinde und Hof. Dem Hof gegenüber ist er ein armer Schlucker, der sich dem Herzog klug unterordnet und seinen Vorteil durch einen guten Einfall erreicht. Der Gemeinde gegenüber ficht er sein Recht durch. Noch immer wird der Neidhartsche Standpunkt — Überlegenheit des Herrentums über Bauernvolk und niederen Klerus — gewahrt. Der Pfarrer ist Landgeistlicher und höfischer Lustigmacher. Der Spott mit dem Religiösen, an dem manche Leser Anstoß nehmen konnten, und die derb-satirische Verhöhnung der Geistlichkeit galten im Schwank als erlaubt, wenn nur gegen die unmittelbare Hinordnung zu Gott nicht verstoßen ward. Daher war die Fortwirkung des Kahlenbergerbuches überaus nachhaltig. Bei Bebel, Brant, Luther und Murner, im Eulenspiegelbuch, im Peter Leu, dem ‚anderen Kahlenberger‘, ist sie vorhanden und sichtbar. Bis in das 17. Jahrhundert erschienen immer neue Ausgaben. Von Norddeutschland griff sie nach den Niederlanden und England über. Um 1497 gab es bereits eine niederdeutsche Ausgabe, um 1510 eine niederländische, um 1520 eine englische Prosafassung.

V. Lehr- und Spruchdichtung. Fabeldichtung. Novellistische Erzählung

Walther von der Vogelweide hatte neben dem Minnelied als zweite Kunstweise die Spruchdichtung gepflegt. Während der höfische Minnesang eine vornehmlich für den Adel bestimmte Kunst war, vermochte sich die in ihren Kulturwerten mehr auf rationa-

listischer Basis ruhende Spruchdichtung leichter den gewandelten sozialetischen und geistigen Verhältnissen der Zeit anzupassen. Spruchdichtung wurde als Kleinkunst angesehen und faßte zunächst Lebenserfahrung und moralische Weltanschauung in poetische Form; zu den alten Motiven kamen im 14. Jahrhundert lehrhaft moralische Elemente, die der Gattung realistische und praktische Charakterzüge verliehen. Gemäß der Struktur des literarischen Publikums in Wien hatte hier die Spruchdichtung sowohl aristokratische wie bürgerliche Belange zu betreuen. Ihre Pfleger und Vertreter waren Berufsdichter. Aber Heinrich der Teichner ist auf die moralische Spruchrede und die Sittenlehre eingestellt und dichtet für mittel- und kleinbürgerliche Kreise, indes Peter Suchenwirt die persönlichen Sprüche, Lobspruch und Totenklage, bevorzugt und einer adeligen Zuhörerschaft diene. Beider Kunstübung entsprach dem Geiste der Zeit; Religiöses, Politisches und Zeitgeschichtliches sind ihnen nicht fremd. Häufig werden die Spruchinhalte in die Formen der Beispiel- oder Gleichniserzählung, gelegentlich auch der Tierfabel oder Parabel eingekleidet.

Heinrich der Teichner ist der echt österreichische Vertreter einer auf weiten Strecken lehrhaften und sittenrichterlichen Spruchdichtung. Die Helbling-Satiren mit ihrer rügenden Beobachtung der Zeitverhältnisse, der ‚Renner‘ Hugos von Trimberg mit seiner Lehrhaftigkeit weisen die Entwicklungslinien zu seiner Erscheinung. Das unter dem Namen des Teichner überlieferte, zum großen Teil ungedruckte Schrifttum ist überaus umfangreich: 41 Handschriften enthalten über 700 Gedichte mit rund 70.000 Versen.¹ Der Dichter dürfte um 1310 geboren sein und stammte wahrscheinlich aus Kärnten. Möglicherweise ist der Name abgeleitet von der Teichen, einem Gebirgsgraben zwischen Feldkirchen und Himmelberg.² Er war schlichter bürgerlicher Laie und hat nach mehrmaligem vorübergehendem Aufenthalt in Wien hier dauernd Ruhe gefunden. Seine persönliche und schrift-

(1) G. v. Karajan, Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien VI (1855), 85 ff.; J. Seemüller, aaO. 34; P. Lessiak bei C. v. Kraus, Mittelhochdeutsches Übungsbuch² (1926), 239 ff.; H. Niewöhner, Zeitschrift für deutsches Altertum 68 (1931), 137, u. 69 (1932), 145; ders. in Stammers Verfasserslexikon II (1936), 334. Nach Abschluß der Arbeit erschienen: Die Gedichte Heinrichs des Teichners hrsg. v. H. Niewöhner (Berlin 1953, Deutsche Texte des Mittelalters 44). Band 2 und 3 sollen in kurzer Zeit folgen.

(2) Vgl. E. Kranzmayer, Sitzungsberichte der Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 226, 4 (1950), 46.

stellerische Entwicklung liegt noch beinahe vollständig im Dunkeln. Er nennt sich gelehrt durch Anlage und Gottes Gnade, also nicht infolge höherer Schulbildung. Die datierbaren Dichtungen fallen in die fünf Jahrzehnte zwischen 1320 und 1370; manche deuten auf ein zeitweiliges Wanderleben; einige weisen auf ländliche, andere auf städtische Umgebung. Suchenwirt rühmt die Frömmigkeit des Teichner, seine Weisheit, Keuschheit und Mildtätigkeit. In dem Gedicht ‚Von des Tichneres hîrat‘³ erzählt dieser selbst, wie ihn ein böses Weib, das ihn bei einem Beinbruch gepflegt hatte, hernach wegen angeblich gebrochenen Eheversprechens klagte, er sie zweimal vergeblich mit Geld zu beruhigen versuchte, aber schließlich zu Wien vor den obersten weltlichen und geistlichen Richtern sein Recht suchen mußte und fand. Als alter Mann ist er zwischen 1372 und 1378 in Wien gestorben. Nach dem Zeugnis Suntheims wurde er auf dem Friedhof bei St. Koloman vor dem Kärntnertore begraben.⁴ Die Schriftstellerei war dem Teichner Lebensaufgabe und diente ihm zum Lebensunterhalt.

Das Ziel der Entwicklung des wißbegierigen und grüblerisch veranlagten Mannes bekundet die Hauptmasse der von ihm überlieferten literarischen Schöpfungen. Und diese sind dem Inhalt und Ethos nach vorwiegend religiöse Lehrgedichte, Sitten- und Strafreden. Der Gesichtskreis des dem Charakter nach maßvollen und versöhnlichen, ohne harte und krisenhafte Entwicklung gereiften Mannes ist begrenzt durch die drei gottgeschaffenen Stände: Geistlichkeit, Adel, Bauern. Mit dem Blick eines religiös-sittlichen Menschen beobachtet er ein wenig düster gestimmt auf seinen Wanderungen durch Land und Stadt nachdenklich das Leben und Treiben in Kirche, Haus, Hof, Wirtsstube und auf Kriegszügen, stets unbefriedigt, immer Anlaß findend zu Tadel und Besserungsversuchen. Zu diesen meist aus der Wahrnehmung sozialer Übelstände, menschlicher Schwächen und Torheiten geschöpften moralischen Stoffen kommen abstrakt theologische Themen und Probleme der Glaubenswissenschaft.

Die sittlichen Themen erstrecken sich von der lieblos gereichten Klostersuppe und den Praktiken der Taschendiebe bis zu den Mißständen im Rechtswesen, den Turnieren und Preußenfahrten des Herzogs; er wettetert gegen die eingedrungene ‚Reinischait‘,

(3) Bei J. M. Schottky, *Jahrbücher der Literatur* 1 (Wien 1818), Anzeige-Blatt S. 28 f.

(4) In seiner um 1500 geschriebenen Chronik der Länder und Herren Hochdeutschlands. Vgl. F. Pfeiffer, *Germania* 1 (1856), 380.

d. h. die elegante rheinische und schwäbische Mode in Kleidung, Benehmen und Sprache, tadelt kirchliche und weltliche Mängel und nimmt entschieden Stellung für die armen Bauern. Besonders arg und häufig rügt er ‚Pfaffen‘ und Frauen. An die Schilderungen des Geschehenen werden Tadel, praktische Sitten- und Lebenslehren geknüpft. Überall bezieht er sich auf österreichische Zustände. Alle Scheltreden bleiben allgemein und unpersönlich. Immer ist er bestrebt, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten, wobei er viel kulturgeschichtliches Material bietet. Nirgends ist er zur Satire vorgedrungen.

Die theologischen Themen zeigen, wie der grübelnde Laie zu einem System der Moral gelangen möchte und bestrebt ist, sein Publikum über die wesentlichen Glaubenssätze zu belehren. Sie behandeln die Gottheit und ihre Eigenschaften, Himmel und Hölle, die Prädestination, den Einfluß der Gestirne auf die Menschen, das Verhältnis zwischen Leib und Seele, die Wege des Menschen zu Gott, das Böse und die Sünde, Glauben und gute Werke, Adel und Tugend, die Sakramente u. a. m.

In all diesen Stoffen und Gedankenkreisen versittlicht und belehrt der Teichner sozusagen Welt und Menschen im Geiste der scholastischen Ethik und des landläufigen Greinens, immer bemüht, praktische Ratschläge, Sittenregeln und Glaubenslehren zu erteilen. Religiös-sittlichen Standpunkt und praktische Opportunitätsmoral versteht er geschickt miteinander zu verbinden. Bemerkenswert ist, daß Teichnersche Themen auf viel höherer Ebene bald darauf auch bei Heinrich von Langenstein aufscheinen: in der Epistel ‚Contra clericos negotiantes‘ (Cod. Vind. 4134), in den ‚Versus de vanitate rerum‘ (Cod. Vind. 4427), in ‚De contemptu mundi‘ (Cod. Vind. 4576).

Als literarische Form für alle diese Sitten- und Tugendlehren und laientheologischen Fragen benützte der Teichner vorzugsweise die Spruchrede. Manches folgt der inneren Form des älteren Rügeliedes, gibt aber das Sangbare auf und nimmt das Kleid des Reimspruches an. Mit Ausnahme des ‚Gespräches mit der Weisheit‘ (4100 Verse) und eines Marienlobes (2000 Verse) sind die in kurzen Reimpaaren abgefaßten Gedichte ziemlich gleichartig gebaut (50—200 Verse); sie beginnen meist mit einer Frage oder einer Gleichnisrede, an welche eine Sittenlehre angeschlossen wird. Vorbilder bot das lang bekannte ‚bîspel‘ mit Parabel, Allegorie und epischem Teil, ohne zu strenger Nachbildung der Kunstform zu zwingen. Rein Episches ist selten, Lyrisches wird abgelehnt,

Hauptsache ist die ethische Haltung. Schwung und Schmuck der Sprache vermißt man. Die Stilform des Teichner strebt nach dem unmittelbaren Ausdruck des Gedankens. Für seinen Kunstbegriff und seine Kunsttechnik sind vor allem das Wissen und die Belehrung maßgebend. Er gebraucht die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Metrum und Reim sind ihm äußerliche Dinge. Die Weise kann man entbehren, das Wort nicht. Seine Sprache nähert sich weitgehend der Prosa und weist vom Mittelhochdeutschen weg auf das Neuhochdeutsche hin. Die Gedichte waren für den mündlichen Vortrag bestimmt.

Obwohl der Teichner spezifischer Moralist war und seine nur geringe poetische Gestaltungskraft keine besonders anziehende Wirkung auszuüben vermochte, brachten ihn seine Stoffe und Themen in äußere und innere Berührung mit einem zahlreichen Publikum. Seine Zuhörer waren größtenteils Kleinbürger; aber er stand auch in Verkehr mit Rittern und Bauern. Offenbar traf diese moralische Kunstübung auf ein sehr lebendiges Bedürfnis, veranlaßt durch innere Not und menschliches Interesse am Moralegehalt des Alltagslebens, über den mitzureden auch einfache Menschen sich fähig fühlten. Aber nicht allen machte er es recht: mancher wünschte, er solle weniger von Ewigkeit und Seelenheil und mehr von Minne und Ritterschaft reden.

Das Weltbild des Teichner setzt sich in eigenartiger Weise aus geistlichen, weltlichen, gelehrten und volkstümlichen Elementen zusammen. Er war im wesentlichen Autodidakt. Seine Seele haben viele Dinge und Fragen beschäftigt und beunruhigt, an denen andere Menschen achtlos vorübergehen. Er selber hat von sich gesagt, daß er wenig lache und oft trauere. Angst vor der Welt und dem Teufel und das Gefühl der Sündhaftigkeit bedrücken sein Gemüt. Anstatt sich an der Welt zu freuen, denkt er immer an den Tod. Statt der Schönheit der Erde sieht er die Fehler und Gebrechen der Menschen. Der Teichner kennt noch das höfische Leben, aber seine sittlichen Anschauungen sind der ritterlichen Welt bereits entgegengesetzt. Seine Kenntnis der älteren Literatur erstreckte sich gewiß noch auf den höfischen Roman, auf Formeln der Lyrik und Epik; er kannte den Freidank, Stricker und Neidhart, vielleicht auch die Helblingsatiren. Aber näher lagen ihm die Alexandersage, Erzählungsstoffe im ‚Römerbuch‘, im ‚Buch der Väter‘, die Legenden- und Fabelliteratur, volkstümliche Spruchweisheit u. dgl. Er zitiert Bibelstellen, Kirchenväter, Seneca, Berthold von Regensburg. Er zeigt naturwissenschaftliche

und theologische Kenntnisse und war den Einwirkungen der Predigt- und Traktatenliteratur ausgesetzt. Vieles verdankte er mündlicher Mitteilung und privater Belehrung. Obgleich er im großen und ganzen auf dem Boden der Kirchenlehre steht, vermutet Seemüller (45) wohl mit Recht, daß seine Lagentheologie und -philosophie eine Zeitlang unter dem Einfluß von religiösen Strömungen stand, die abseits von der Kirchenlehre sich geltend machten. Das würde auch den Tadel Thomas Ebendorfers erklären, der bei der andauernden Vorliebe des Volkes für die Gedichte des Teichner noch im 15. Jahrhundert eine verderbliche Wirkung befürchtet zu haben scheint. Peter Suchenwirt hat in einem frühen Beispiel literarhistorischer Wesenszeichnung seinen Freund als schlichten Laien charakterisiert, der Stoffe in deutscher Sprache darstellte, die auch einem Schriftgelehrten und ‚grammatisch‘ Gebildeten Ehre gemacht hätten:

- 22 Geistlicher weishait walten
 Begund er fur der welde spot,
 Im liebet in dem hertzen got
 25 Für alle weltleich er;
 Sein rat, sein weise ler
 Ist in der welde gartten
 Gesât mit worten zartten
 Der welt ze trost, got ze lob.
 30 Mit gueten siten swebt er ob
 Allen, die getichtes phlegen . . .
 54 Sein mund wart nie funden
 55 Mit smaichen noch mit liegen;
 Er chund nicht herren triegen
 Durch alte wat, durch swache miet.
 Waz im vil manich lerer riet,
 Als uns die ewangeli sagen,
 60 Daz chund er ie in churtzen tagen
 Der welde bringen wol tzu guet
 Mit chunsten und mit senften muet,
 Wann er ein schlechter lai was,
 Der nie chain schrift gelert, noch laz,
 65 Und hat materig tzu deutsch erpracht,
 Die einem glerten nicht versmacht
 Hiet in der gramatica.⁵

Die Spruchgedichte des Teichner wurden im 14. und 15. Jahrhundert viel abgeschrieben. Ihre Nachwirkung war beträchtlich.

(5) Daz ist di red vom Teichner. Kürschner, Deutsche National-Litteratur 11 [1886], 125 f.

An der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert ahmte sie der Bayer Heinrich Kaufringer nach, und noch Ende des 15. Jahrhunderts rühmte Augustin von Hammerstetten den Teichner als wohl-bekannten Dichter. Auch auf Schoffthors moralisierendes Gedicht⁶ und auf Rosenblüts lehrhafte Reden scheint er eingewirkt zu haben.

In Österreich gehören hinsichtlich der religiös-moralischen Stoffwahl in die Nachfolge des Teichner die Schriften des Lienhart Peuger. Er entstammte vermutlich der Wiener Bürgerfamilie gleichen Namens, war zuerst Knappe, dann Benediktiner-Laienbruder in St. Lambrecht, schließlich in Melk. Wir besitzen von ihm eine anscheinend nach Wien gehörige ‚Sittenlehre‘, die 1437 von einem Paul von Nikolsburg aufgezeichnet wurde (Cod. Vind. 14.269), und mehrere Tugendsprüche.⁷ Das reimzwangsfreie Florieren der Rede weist auf Berührungen mit dem Meistergesang.

Zeitlich und dem Gehalt nach ebenfalls in die Nähe des Teichner reiht sich Stephan Vohburk aus Österreich mit einem zur Gattung der Beichtfabeln gehörigen Streitgespräch zwischen Wolf und Pfaffen um den sittlichen Vorrang.⁸ Ankläger ist der Fuchs, als Richter amtiert der Bär. Das Urteil lautet, daß der Wolf bescheidener und unschädlicher sei als der schlechte Geistliche.

Neben dem Teichner steht als hervorragendste und bekannteste Dichterpersönlichkeit des 14. Jahrhunderts in Österreich

(6) Vgl. A. Witte in Stammer-Langosch, Verfasserlexikon IV (1951), 94.

(7) Vgl. Seemüller, aaO. 65 f.

(8) Abgedruckt im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, hrsg. v. F. J. Mone IV (1835), 181 ff. Vgl. ferner F. Keinz, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1891, 657; Allgemeine deutsche Biographie 40 (1896); Seemüller, aaO. 50 f.

(9) A. Primisser, P. Suchenwirts Werke (1827); Liederbuch der Clara Hätzlerin (1840), 203 ff.; G. E. Friess, Fünf unedierte Ehrenreden Suchenwirts, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. 88 (1878), 99; F. Kratochwil, Germania 34 (1889), 203 ff.; Allgemeine deutsche Biographie 37 (1894); J. Seemüller, Zeitschrift für deutsches Altertum 41 (1897), 193 ff.; ders., Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/1 (1907), 52 ff.; weiter bei Ehrismann, aaO. 489; H. Fr. Rosenfeld, Zeitschrift für deutsche Philologie 61 (1936), 232 ff.; O. Weber, P. Suchenwirt, Studien über sein Wesen und Werk (1937); K. Helm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 62 (1938), 232 ff.; H.-Fr. Rosenfeld in Stammer-Langosch, Verfasserlexikon IV (1951), 310 ff.

Peter Suchenwirt.⁹ Obgleich jünger an Jahren, ist er altertümlicher als der Teichner und dichtete zumeist noch vom ritterlichen Standpunkt aus und für ein adeliges Publikum. Er besaß aber einen viel schärferen geschichtlichen Sinn und bediente sich nicht der Teichnerschen Dialektik der volkstümlichen Moral, auch wenn er sich in späteren Lebensjahren in moralischer und religiöser Hinsicht dem Einfluß seines Freundes nicht entziehen konnte.

Suchenwirts Eltern und Heimat sind unbekannt. Er war bürgerlicher Herkunft und dürfte in den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts geboren sein. Sprache, Anschauungen und Sympathien erweisen ihn als Österreicher. Das dichterische Schaffen fällt zwischen 1350 und 1395. Obwohl Fahrender, der mit der Poesie und anderen Fähigkeiten um die Gunst der Herren warb, lebte er meist in Wien, wo er in der Seitzergasse ein Haus besaß, das 1386 mit anderen Gebäuden Herzog Albrecht III. kaufte und den Karmelitern schenkte. Als Anhänger des Wiener Fürstenhofes und der österreichischen Adelsgesellschaft war der Dichter eng mit dem Schicksal der österreichischen Herzoge verbunden. Sein erster Aufenthalt in Wien begann unter Albrecht II.; 1372 nahm er dauernden Wohnsitz in der Stadt; 1377 beteiligte er sich ebenso wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein an der Preußenfahrt Albrechts III.; ihm hat er auch 1395 einen Nachruf gedichtet. Bald danach ist er gestorben.

Suchenwirt ging aus von der Wappenblasonierung, d. h. der kunstgerechten Beschreibung des Wappens und betätigte sich als Spruchsprecher für adelige und höfische Kreise; er übte eine Heroldskunst, die sowohl eine genaue Kenntnis des Wappenwesens wie eine ausgebreitete Personenkenntnis in der Aristokratie zur Vorbedingung hatte. Nach 1378 scheint er die Erwerbschriftstellerei beendet zu haben. Von älteren Dichterpersönlichkeiten und Literaturwerken läßt sich bei ihm Kenntnis Walthers von der Vogelweide und Konrads von Würzburg, Wolframs und seines Parzival, des Wigalois und Lancelot, der Heldensage und Volksepik wie des Neidhart nachweisen; er wußte noch um vieles aus der höfischen Lyrik und Spruchdichtung; die Hinneigung zur geblühten Rede verdankt er neben Konrad von Würzburg wohl auch Frauenlob; außer zum Teichner hatte er möglicherweise auch zu Heinrich von Mügeln persönliche Beziehungen.

Als dichterisches Werk sind von Suchenwirt, dem als Reimsprecher jeder epische und didaktische Inhalt offenstand, ins-

gesamt 52 Gedichte überliefert: Ehrenreden, Travestie, Scherzgedichte und Lügenmärchen, Allegorien, bes. Minneallegorien, moralisierende und religiöse Gedichte und historische Zeitgedichte. Die bis 1370 bevorzugte Gattung war die Herolds- und Wappendichtung. Seine Ehrenreden auf Moritz von Haunfeld (gest. 1353/57), Hans von Kapellen (gest. 1357), Herzog Albrecht II. (gest. 1358), Albrecht von Rauhenstein (gest. 1354), König Ludwig von Ungarn, Kaiserin Margaretha (gest. 1356), Puppli (Burghard) von Ellerbach (gest. 1357), Friedrich von Kreisbach (gest. 1360), Hans von Traun (gest. nach 1370), Ulrich von Pfannberg (gest. 1355), Herdegen von Pettau (gest. 1352/53), Ulrich von Wallsee (gest. nach 1363), Herzog Albrecht III. (gest. 1395), Burggraf Albrecht I. von Nürnberg (gest. 1361), Herzog Heinrich von Kärnten (gest. 1331), Leutold von Stadeck (gest. 1366/67), Burghard von Ellerbach d. Ä. (gest. 1369), Graf Ulrich von Cilli (gest. 1368), Friedrich von Locken — künden gleich nach dem Tod beim Mahl oder am Gedenktag vor den Verwandten und Freunden in Lob und Klage den Ruhm der Verstorbenen. Etwa 100 bis 600 Verse umfassend, folgen sie anscheinend einer traditionellen Komposition: Klage, Tugendpreis, Fürbitte, Wappenblasonierung; nach dem stereotypen Eingang, in dem die Kunst, der göttliche Geist oder der ‚Herr Sinn‘ angerufen werden, bringt ein erzählender Hauptteil auf Grund eigener Anschauung oder fremder Mitteilungen das Biographische, in dem die Person des tugendhaften Helden und seine Taten geschildert werden; der Schluß enthält in einer fachmännischen Wappenbeschreibung die ‚Blasonierung‘ der Helm- und Schildzier. Die Helden dieser Ehrenreden kämpfen und bluten auf beinahe allen Schlachtfeldern der damals bekannten Welt; ihre Spuren lassen sich von Babylon und Jerusalem bis Tunis, von Granada bis Memel, von Rom und Calais bis Stockholm und Krakau verfolgen. Die Ehrenrede auf Albrecht III. geht in der zweiten Hälfte in eine Begrüßung seiner Neffen und seines Sohnes über. Eine Nachahmung der Ehrenreden ist der poetische Nekrolog auf den Teichner. Travestiert ins Dörperliche wird die Gattung in der Rede ‚Von hern Sumolf Lappen von Ern-wicht‘, dessen Wappenblasonierung mit ‚leberwurst, futtersackh, habestro‘ und einem ‚hafen sawrkoch‘ arbeitet. Nur gelegentlich verwendet Suchenwirt die Ehrenrede zur Verherrlichung noch Lebender. Die Ehrenreden auf Verstorbene sind in Form und Ausdrucksweise verwandt mit der lyrischen mittelhochdeutschen Totenklage; aber statt des in der lyrischen Totenklage bloß all-

gemeinen Preises gibt Suchenwirt eine ausführliche Biographie und Charakteristik des Verewigten.

Abgesehen von einem Lügenmärchen ‚Rede von hübscher Lug‘, für das schon Reimar von Zweter ein Beispiel gab, begann Suchenwirt auch früh mit im Gefolge einer weitverbreiteten Liebhaberei stehenden *Minneallegorien* und *Aventiurengedichten*: ‚Rede von der Minne‘, ‚Minne vor Gericht‘, ‚Die Jagd‘, ‚Streit der Liebe und Schönheit‘ u. a. Allegorische Gestalten, mit denen der Dichter gelegentlich eines Ganges ins Freie zusammentrifft, klagen über den Verfall der guten alten Sitten und schildern die unguten Zeitverhältnisse: ‚Zucht und Scham sind krank, der Wahrheit tut die Zunge weh, der Treue ist der Fuß zerspalten, der Stäte ist das Herz unmassen krank, Gerechtigkeit fiel die Stiege herab, die Milde ist an beiden Armen lahm‘ usw. Frau Stäte entwirft das Idealbild eines christlichen Ritters; Frau Minne schildert einen Gottesverräter, Don Juan und Trunkenbold. In den dabei sich ergebenden persönlichen Reflexionen über den Rückgang höfischer Moral und Zucht gewann der Dichter Beziehungen zu über das höfische Leben hinausgreifenden allgemeinen staatlichen und wirtschaftlichen Erscheinungen, so z. B. in den Gedichten ‚Der Brief‘ oder ‚Vom Pfennig‘ oder wenn ‚Der Rat vom Ungeld‘ (ca. 1365) die Herzoge Albrecht und Leopold mahnt, die 1359 eingeführte Getränkesteuer wieder aufzuheben, und dabei das Idealbild eines guten Fürsten skizziert.

Als eine vorwiegend ernste Natur pflegte Suchenwirt darüber hinaus in der Tradition des Minne- und Meistersangs und nicht zuletzt unter dem Einfluß seines Freundes Teichner auch Stoffe des moralisierenden und religiösen Lehrgedichtes. Hierher gehören die zwei gereimten Traktate über ‚Die zehn Gebote‘ und ‚Die sieben Todsünden‘, die packende Schilderung der Letzten Dinge in der Rede ‚Vom jüngsten Gericht‘ und der lange, 1540 Verse umfassende Marienpreis ‚Die sieben Freuden Mariae‘. Im ‚Doppelsinn (die red ist equivocum)‘ folgen aufeinander: Anrufung des Hl. Geistes, Sündenklage, Ermahnung der Menschheit, Bitte an Gott um Erbarmen und an Maria um Fürbitte.

In den letzten Schaffensjahren bevorzugte Suchenwirt das historische Zeitgedicht, teils berichtend, teils die Fürsten ermahnend und eingestellt auf unmittelbare Wirkung: ‚Von Herzog Albrechts Ritterschaft‘, das den Preußenzug des Jahres 1377 zum Thema hat, ‚Von der Fürsten Teilung‘, das sich gegen die Aufteilung der österreichischen Länder zwischen Al-

brecht und Leopold richtet, ‚Von zwei Päpsten‘ mit der Kirchenspaltung des Jahres 1378 als Stoff, ‚Der umgekehrte Wagen‘ (1388), das den Krieg zwischen Mailand und Padua behandelt, u. a. Historisches und Lehrhaftes werden darin häufig miteinander verbunden. Die Didaktik entspinnt sich entweder an einem historischen Ereignis oder bezieht sich auf Gegenstandsverhältnisse. Kurz vor seinem Tode greift der Dichter nochmals zur stilisierenden Einkleidung eines lehrhaften Stoffes: Im Gedicht ‚Das sind Aristotiles rêt‘ (1394) läßt er den greisen Philosophen in Briefform dem einstigen Schüler Alexander d. Gr. die Ratschläge eines Fürstenspiegels erteilen. Als Vorlage nennt Suchenwirt die *Secreta secretorum*, d. i. die Epistel de regimine principum,¹⁰ auf die ihn Herzog Albrecht III. aufmerksam machte, der sie für sich hatte verdeutschen lassen.

Suchenwirt blieb vom Anfang bis zum Ende seiner Entwicklung Verfasser historischer und didaktischer Reden. Es ändern sich nur die Anlässe und Formen. Die anfangs herrschende Ehrenrede wird seltener und macht freierer und individuellerer Produktion Platz. Das Ende ist nicht Weltflucht, sondern er bleibt der den Weltereignissen teilnehmend zugewandte Sprecher und Mahner. Als metrische Hauptform all dieser Dichtungen verwendet Suchenwirt das Reimpaar; für historische Zeitgedichte eine Vierzeile mit gekreuzten Reimen; gelegentlich kommen auch Dreireim, umgekehrt gekreuzte oder rührende Reime vor. Er weiß in ‚geschmückter Sprache‘ zu reden, wobei sich das Blumen der Rede sowohl auf sprachliche oder gedankliche Figuren als auch auf die Einkleidung des Ganzen beziehen kann. Anfang und Ende der Ehrenreden sind ‚geblümt‘. ‚Das schöne Abenteuer‘ hat er ganz in geblümter Kunst gedichtet.

Als berufsmäßiger Führender und Reimsprecher war Suchenwirt ein Erbe der Spielleute, der das Hof- und Burgleben kannte und selbstbewußt durch seine Dichtung die öffentliche Meinung beeinflusste: ‚ich berate, ich tadle, ich lehre die jungen Herren‘ und ‚ich heiße der Suchenwirt, dessen Reden oft ihrem Gegenstande so nahe rücken, daß man's mit der Hand zu greifen meint‘. Er kam von der höfischen Tradition her und näherte sich dem in die bürgerlich-meistersingerische Kunstübung überleitenden Be-

(10) Vgl. W. Toischer, *Aristotilis Heimlichkeit*. Separatdruck aus dem Jahresbericht des Gymnasiums zu Wiener-Neustadt (1882); ders., *Die altdeutschen Bearbeitungen der pseudo-aristotelischen Secreta-secretorum*. Separatdruck aus dem Jahresbericht des Gymnasiums Prag-Neustadt (1884).

griff der Dichtkunst. Seine Form hat noch vieles vom Stil der alten höfischen Phraseologie; seine Verwandtschaft mit dem Meistergesang zeigen Kunstausrücke, Phrasen, poetische Stoffe und Formen. Wir haben bereits eine meistersingerische Umformung der höfischen Überlieferung vor uns. Seine Dichtung wendet sich gewiß in erster Linie an adelige Kreise, aber seine allgemeinen sittlichen Anschauungen lassen auch den Armen zu Worte kommen.

Suchenwirt als Vorbild der Dichtung ‚von got und den wapen‘ hat Hugo von Montfort (1357 bis 1423) betrachtet. Er übernahm inhaltlich und formal dessen moralisierende und zeitgeschichtliche Rede. Hugo von Montfort hat öfters in Wien gewelt: als er, zwanzigjährig, 1377 mit Albrecht III. nach Preußen zog, als Hofmeister Herzog Leopolds 1396 bei der Unterzeichnung des Teilungsvertrages usw. Aus Wien datierte er auch 1402 einen Brief in Versen an seine dritte Frau.

Zur Lehr- und Spruchdichtung gehören auch die wenigen Verse, die von Veit Hündler (ca. 1400 bis 1470), einem Mitglied des Wiener Karmeliterklosters am Hof, überliefert sind. Zu Unrecht hat man bisher Hündlers Heimat in Siebenbürgen bei Kronstadt gesucht und ihn als den ältesten Dichter siebenbürgisch-deutscher Herkunft angesehen. Er ist vermutlich wie seine Schwester Helene Kottanner aus Ödenburg nach Wien gekommen, wurde hier Karmelitermönch und stieg bis zur Würde des Provinzials der deutschen und ungarischen Ordensniederlassung auf. Auf Antrag des Bischofs Andreas von Fünfkirchen ernannte ihn Papst Nikolaus V. 1447 zum Bischof von Widin; da aber Hündlers Diözese im türkischen Kampfgebiet lag, wirkte er als Vikar in Fünfkirchen und später in Großwardein nicht ohne dauernde Sehnsucht nach seiner österreichischen Heimat. Bereits ‚Suffraganeus Quinqueecclesiensis‘ wurde er ‚Frater Vitus Hündler Ord. FF. Carmelitarum filius Conventus Wiennensis‘ mit der Herkunftsbezeichnung ‚de Wyenna‘ genannt. Er hatte offenbar lange in Wien gelebt und wurde als hieher gehörig betrachtet. Hündler war religiös-lyrischer Spruchdichter: Die Stiftsbibliothek in Klosterneuburg bewahrt in Cod. ms. 941 ein Briefbuch, in dem elf deutsche Sprüche¹¹ und eine Verdeutschung

(11) Mit zahlreichen Urkunden über Hündler veröffentlicht von J. Koller, *Historia Episcopatus Quinqueecclesiarum* 4 (1796), 295 f., und neuerdings von K. K. Klein, *Klingsor* 7 (1930), 212 ff. Vgl. ferner K. K. Klein, *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland* (1939), 24 ff.:

des ‚Haec dies quam fecit dominus‘ = ‚Das ist der Tag, den der Herr hat gemacht‘, enthalten sind. Als Vorbild seiner Sprüche gilt das Buch Sirach. Sie sind nach dem Prinzip aufzählender Aneinanderreihung gebaut und zeigen ihren Autor als scharfen Beobachter des Lebens. Fünf Tugenden soll ein König haben:

Ein kunig schol fünf tugent an im haben,
 das er von den iungen geforicht werde
 vnd von den alten geert werde
 vnd von den weysen gelobt werde,
 vnd von den gerechten geliebt werde
 vnd von den vardruchten von ganzem herczen begert werde;

sechs Dinge zieren alle Menschen; viererlei Dinge machen einen falschen Richter; viererlei Menschen geraten in Armut; viererlei Menschen sind Gott und den Menschen unangenehm; dreierlei hält ‚die puriger vnd die geystlichen‘ vom Recht ab, usw.; dann folgen Sprüche über gute und böse Eigenschaften sowie moralische Betrachtungen zu verschiedenen menschlichen Lebenslagen, veranschaulicht durch Gleichnisse. Neben ihrer formalen und inhaltlichen Anlehnung an die Bibel stehen die Sprüche in enger Beziehung zur lehrhaften Volksdichtung der Zeit. Außer den Sprüchen und der Übersetzung finden sich in dem Briefbuch, das die geschäftliche Korrespondenz seines Besitzers enthält, nur noch tiermedizinische Aufzeichnungen Hüendlers in deutscher Sprache über Behandlung von Pferdekrankheiten.

Von den kleineren Werken der didaktischen Literatur, des Spruchgedichtes, der von alters her beliebten Fabeldichtung und auch der lehrhaften novellistischen Erzählung, mag vieles verlorengegangen sein. Von der letzteren Gattung hat Seemüller für Wien aus einem Meisterlied des 15. Jahrhunderts eine *Novelle vom Brennenberger* erschlossen. Bereits im 14. Jahrhundert erzählte man von dem Minnesinger Reinmar von Brennenberg die Geschichte vom gegessenen Herzen: er sei von einem eifersüchtigen Gatten erschlagen und sein Herz gebraten der Geliebten vorgesetzt worden.¹² Nach einem anderen ‚Lied von dem Brennenberger

B. v. Pukansky, Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn I (1931), 61 f.; ders. in Stämmers Verfasserlexikon II (1936), 54 f.; B. Capesius, Deutsche Forschungen im Südosten 2 (1943), 477 ff.

(12) V. d. Hagen, Minnesinger IV (1838), 281 ff.; H. Lambel, Erzählungen und Schwänke (1872), 272 f. (Deutsche Classiker des Mittelalters 12); A. Kopp, Brennenberger Gedichte (1908, Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde 2).

und einer hertzogin von österreich' aus dem 15. Jahrhundert (erhalten in der Dresdner Hs. M 8, fol. 392 ff.; gedruckt bei Kunigund Hergottin o. O. u. J. und Nürnberg o. J.)¹³ war der Brennenberger in Wien Ritter einer österreichischen Herzogin. Auf ihren Wunsch zog er nach Paris, um zu sehen, ob die Königin von Frankreich schöner sei als die Herzogin. Verkleidet als Krämerin erlangte er zur Königin Zutritt und wurde beherbergt. Durch zwölf Nächte ließ ihn die Königin der Reihe nach bei einer ihrer Jungfrauen verweilen. Als aber in der dreizehnten Nacht die Königin selbst ihn zu sich nehmen wollte, floh der Ritter, kehrte in die Heimat zurück, berichtete alles seiner Herrin und gab ihr den Preis der Schönheit. Das Thema ist von Haus aus novellistisch, und da die Dame zur Herzogin von Österreich gemacht wird und der Ritter am Hofe zu Wien ihr diente, so ist wohl die Gestaltung dieses Stoffes von Wien ausgegangen. Die Erzählung war vermutlich die Vorgeschichte zu der Liebessage vom Brennenberger, seinem Ende und Tod.

VI. Das Wiener Schauspiel im Mittelalter

Im Vergleich zu der Fülle und Mannigfaltigkeit, die sonst das ältere Wien an literarischen Denkmälern aller Art aufweist, mochte die stets als schauspielreudig gerühmte Stadt bisher arm an Zeugnissen für das geistliche und weltliche Drama erscheinen. Die ‚Wiener Osterfeiern‘ aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die ‚Wiener Osterspiele‘ aus dem 14. und 15. Jahrhundert tragen den Namen der Stadt meist nur deswegen, weil ihre Handschriften in einer der Wiener Bibliotheken aufbewahrt werden. Ortseigen im engeren Sinn sind nur die eine oder die andere Feier und ein wohl altes, aber erst aus dem 17. Jahrhundert teilweise überliefertes Passionsspiel. Ergänzend bezeugen allerdings urkundliche Nachrichten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die feierliche Begehung der Passion für die Rathauskapelle und seit Anfang des 15. Jahrhunderts umfangreiche Spiele am Herzogshof, später auch am Dom zu St. Stephan.

Ähnlich wie mit den geistlichen Spielen verhält es sich mit dem weltlichen Drama. Hier setzt die Textüberlieferung überhaupt erst im Lauf des 14. Jahrhunderts ein. Allerdings scheint gerade das älteste überlieferte deutschsprachige weltliche Spiel, das so-

(13) Goedeke, Grundriß I² (1884), 311.

genannte ‚St. Pauler Neidhartspiel‘, vom Wiener Hof seinen Ausgang genommen zu haben. Auch beim weltlichen Spiel können wir aus urkundlichen Zeugnissen und späteren Spielverbieten Sommer- und Winterspiele, die Spieltätigkeit der Fahrenden, Fastnachtspiele und Puppenspiele nachweisen.

Geistliches und weltliches Drama sind im Mittelalter eng miteinander verbunden. Entstehungsart und Verbreitung der Spieltexte brachten vielfache landschaftliche Verschlingungen mit sich. Da in der Frühzeit eine örtlich feste Zugehörigkeit im allgemeinen nicht bestand, sondern einzelne Texte, typisch für ganze Gattungen, weithin beweglich waren, so wird man vor allem beim geistlichen Drama die Stadt Wien nicht allzu strenge trennen dürfen vom Entwicklungsbild ihrer Umgebung.

Analog der Tragödie und Komödie des Altertums erwuchs auch das Drama des Mittelalters aus religiös-kultischen Feiern: das geistliche Spiel aus der Liturgie der Kirche, das weltliche aus dramatischen Kulthandlungen des Heidentums. Das geistliche Drama hat, seiner mit Wort und Handlung aus dem christlichen Gottesdienst kommenden Entstehung gemäß, zunächst lateinische Gestalt und entwickelt sich im wesentlichen in Deutschland, Österreich, Frankreich und England, teilweise auch in Spanien und Italien.¹ Aus der allgemein abendländischen Gattung entfalten sich die Formen in den verschiedenen Nationalliteraturen. Gleich der bildenden Kunst wenden sich die Spiele an alle Volksschichten und werden bald die beliebteste und verbreitetste Gattung.

1. Das geistliche Drama

Die Liturgie der katholischen Kirche birgt sehr starkes dramatisches Leben in sich. Sie besitzt vor allem eine Fülle dramatischer Antiphonen und Responsorien. Auszugehen ist von den sogenannten *Tropen*, d. h. längeren oder kürzeren, aus wohlklingenden Worten schön gefügten und kunstvoll zum Gesang komponierten Stücken, die in die hergebrachte Gottesdienstordnung eingeschoben wurden.² Es gibt Tropen, die aus Frage und Antwort verschiedener Personen bestehen. Diese dramatischen Tropen sind der Ursprung und Anfang des mittelalterlichen geistlichen Schauspieles.

(1) K. Young, *The drama of the medieval church*, 2 Bde. (1933).

(2) Wilhelm Meyer, *Fragmenta Burana* (1901), 34; Léon Gautier, *Histoire de la poésie liturgique au moyen âge*, I. *Les Tropes* (1886).

Als älteste und einfachste Form gilt der Ostertropus, der in den Introitus der Messe eingeschoben wurde. Er enthielt zunächst nur das Zwiegespräch zwischen den das Grab besuchenden Marien und den dort Wache haltenden Engeln. Als aber dieser zur Verschönerung der hergebrachten Liturgie gedachte Ostertropus von seiner ursprünglichen Stelle losgelöst und innerhalb des Officiums dem letzten Akt der liturgisch-symbolischen Handlungsreihe von der Kreuzverehrung am Karfreitag bis zum Besuch des Grabes am Ostermorgen (*Adoratio crucis*, *Depositio* und *Elevatio*) zugeordnet wurde, vermochte er in seiner dramatischen Bewegung zum Kern der Osterfeiern und damit des mittelalterlichen geistlichen Dramas überhaupt zu werden.³ Die inneren Antriebe zur Darstellung dieses Teiles der Liturgie mit seinem Umschwung von tiefster Trauer über den Gottestod zu höchster Freude der Auferstehung lagen in dem immer lebhafter werdenden Wunsch, das Hauptdogma des Christentums der Kultgemeinschaft zur Vergewisserung und zum Miterleben⁴ sinnfällig vor Augen zu führen. Der Stil der ältesten geistlichen Dramen entspricht dem Wesen des Tropus, d. h. schöner, feierlicher Ausdruck ist die Hauptsache. Wie der Tropus wurde auch das mittelalterliche Drama stets gesungen.

Man unterscheidet bei den aus kultisch-liturgischem Bereich sich herausbildenden Osterfeiern drei Gruppen.⁵ Zuerst wurde der dialogische *Quem-quaeritis*-Gesang mit der *Visitatio sepulchri*, d. h. der Handlung des Grabbesuches der drei Marien, verbunden. Dann wuchs nach dem liturgischen Prinzip der Wiederholung im Verlauf des 11./12. Jahrhunderts als weiteres Szenenbild eine Apostelszene hinzu: als die Frauen den Aposteln die Auferstehung verkündet haben, eilen Petrus und Johannes zum Grab, um sich ebenfalls von der Wahrheit des Berichteten zu überzeugen; so wie früher die Marien, zeigen jetzt die Apostel die Grabeslinnen. Dabei finden Wipos berühmte Sequenz ‚*Victimae paschali*‘ und die beiden Antiphonen ‚*Currebant duo simul*‘ und ‚*Cernitis o socii*‘ Verwendung. Zwei der ersten Stufe angehörige sehr bemerkenswerte Denkmäler sind in der Bibliothek des Stiftes Melk, diesem ältesten Sammelplatz der Dichtung und Lite-

(3) J. Schwietering, *Die deutsche Dichtung des Mittelalters* (o. J.), 36 ff.

(4) Gemäß Eph. 5, 25: ‚*Consepulti enim sumus cum illo per baptismum in mortem, ut quomodo Christus surrexit a mortuis per gloriam patris, ita et nos in novitate vitae ambulemus.*‘

(5) C. Lange, *Die lateinischen Osterfeiern* (1887).

ratur in Niederösterreich, erhalten: in Cod. 1056, einem klösterlichen Ordinarium aus dem 11. oder beginnenden 12. Jahrhundert, eine Osterfeier mit detaillierten Anweisungen für die Darstellung des ‚Quem quaeritis‘ und der Visitatio sepulchri; und in Cod. 1094, einem Processionale monasticum aus dem 15. Jahrhundert, eine zwar schon ausführlichere, doch ebenfalls noch der ersten Gruppe zugehörige Feier mit dem vollständigsten bisher bekannt gewordenen Text der Verse des Engels ‚Resurrexit victor ab inferis‘.⁶ Zu der zweiten, vorzugsweise in Deutschland und Österreich in Geltung gewesenen Stufe mit Visitatio und Apostellauf gehören eine ‚Wiener Osterfeier‘ (Cod. Vind. 1890, f. 163) aus dem 12. Jahrhundert, versehen mit Neumen, eine ‚Wiener Osterfeier‘ in einem Antiphonar des 13. Jahrhunderts (Cod. Vind. 1768, fol. 190) aus einem niederösterreichischen Kloster, eine ‚Wiener Osterfeier‘ in einem Antiphonar des 16. Jahrhunderts (Cod. Mon. Liturg. 2 II e, f. 55) und eine Reihe anderer Osterfeiern aus Wiens Umgebung, vor allem Klosterneuburg (z. B. Cod. 637, f. 57; Cod. 1014, f. 68; Cod. 590, f. 229), aber auch Melk, Herzogenburg usw.⁷ In der Art dieser symbolisch-liturgischen Stücke dürften Osterfeiern in allen älteren Wiener Kloster- und Kapitelkirchen, in St. Stephan, bei den Schotten, Dominikanern, Franziskanern, abgehalten worden sein.

Die Chronologie des geistlichen Dramas zeigt, daß die Entwicklung nicht durchwegs vom Einfachen und Kurzen zum Kunstvolleren und Umfangreicheren ging. Die primitiven Formen leben bis in die späteste Zeit weiter. Noch im 14. Jahrhundert, als man bereits über ausgebildete Formen geistlicher Spiele verfügte, fand in Wien eine zur Stufe 2 gehörige liturgische ‚Osterfeier mit deutschen Rubriken‘ Verwendung. Sie ist in der Klosterneuburger Handschrift 630 erhalten, welche ursprünglich dem Augustiner-Chorfrauenkloster zu St. Jakob auf der Hülben in Wien gehörte und offenbar von einem Geistlichen, vielleicht dem Seelsorger der Nonnen, aus dem Lateinischen der Klosterneuburger Handschrift 635 ins Deutsche übersetzt wurde.⁸

Alle Osterfeiern sind im Grunde nur Varianten einer religiös-liturgischen Feier. Das gesamte Material ist wahrscheinlich noch nicht erschlossen. Vor allem scheint bis jetzt noch nicht die

(6) Vgl. Young, aaO. I, 241 f. u. 619 f., wo die Texte abgedruckt sind.

(7) Die Texte bei Lange und Young, aaO.; teilweise auch bei E. Hartel, Das Drama des Mittelalters (1938 ff.), bisher 3 Bde.

(8) H. Maschek, Neophilologus 22 (1936), 63.

frühe und zweifellos lange wirksam gewesene liturgisch-literarische Ausstrahlung Salzburgs berücksichtigt worden zu sein.

Um den symbolisch-liturgischen Charakter der Osterfeiern zu wahren, wurde an vielen Orten über die zweite Entwicklungsstufe der Handlung mit *Visitatio sepulchri* und Apostellauf nicht mehr hinausgegangen. Wo dies aber geschah, kam als nächste Erweiterung die leibhaftige Erscheinung Christi hinzu.⁹ Und zwar erschien der Auferstandene zuerst Maria Magdalena. Zu der mit dem Grabesbesuch der Frauen in engster Verbindung stehenden Magdalenenszene bilden sich allmählich auch Wächter- und Ritterszenen heraus, wobei die Soldaten am Grabe von den Engeln niedergeschlagen werden und später bei ihrer Rückkehr von den Hohepriestern Schweigegeld erhalten, eine Merkatorszene, welche den Salbenkauf der Frauen zum Gegenstand hat, der *Descensus ad inferos* mit dem die Höllentore sprengenden Christus und die Szene mit dem ungläubigen Thomas. Kurzum, aus der ursprünglich schlichten kurzen Feier und Begehung wird in der Spätromanik und Frühgotik durch dichterische Bearbeitung ein in Text und Handlung immer umfangreicheres *Osterspiel*. Der Stoff ist dem Volk vertraut und wird nicht erfunden, sondern durch Neuverbindungen, Umdichtungen, Hinzudichten, Abstreichen bloß neu gestaltet, und zwar entweder mehr liturgisch oder mehr weltlich.

Ein Denkmal für die mehr liturgisch gerichtete Gattung und zugleich ein Zeugnis für den seit 1100 vollzogenen Wandel in der Kultgesinnung und Frömmigkeit bietet der berühmte ‚*Ordo Paschalis aus Klosterneuburg*‘ (Hs. 574, f. 142) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.¹⁰ Diesem mit einer Fassung in

(9) Vgl. H. Maschek, *Die Christusgestalt im Drama des deutschen Mittelalters* (Diss. Wien 1931, Maschinschr.).

(10) Zum erstenmal wurde der auf den zwei letzten Blättern der Handschrift geschriebene *Ludus* bei Bernhard Pez, *Thesaurus anecdotorum* (1721/29) II, S. LIII mit Zitat von Anfang und Ende erwähnt. Hundert Jahre später bemühte sich der Historiker Franz Kurz um eine Abschrift des Spieltextes, doch konnte dieser von dem damaligen Bibliothekar Maximilian Fischer nicht wieder gefunden werden. Fischer sandte dafür an Kurz eine von ihm in Kod. 629 entdeckte liturgische Osterfeier, die Kurz in seinem Buch ‚*Österreich unter Herzog Albrecht IV.*‘ (Linz 1830), 425 veröffentlichte. Der von Pez entdeckte *Ludus* galt seither als verlorengegangen: vgl. Nagl-Zeidler, *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte I* (1899), 136, und J. Nadler, *Literaturgeschichte Österreichs* (2. Aufl. 1951), 45. Doch bereits 1907 gelang Hermann Pfeiffer gelegentlich der Neubeschreibung der Handschriften der Stiftsbibliothek die Wiederauffindung

Benediktbeuern (in der Hs. der *Carmina Burana*) und Tours eng verwandten Osterspiel höchsten Stiles liegt eine Feier der dritten Stufe mit Grabesszene, Erscheinungsszene und Apostelszene zugrunde. Dazu kamen einzelne in Frankreich ausgebildete Zehnsilberstrophien. Vorlage und Bearbeiter haben versucht, Altes und Neues ineinanderzufügen. Das ausgedehnte Spiel ist bereits eine persönliche dichterische Leistung. Es beginnt mit einem Wechselgesang zwischen den Hohenpriestern und Pilatus wegen der Bewachung des Grabes. Der Auferstehungsvorgang selbst wird nicht dargestellt. Ein Engel mit gezücktem Schwert verkündet: „Alleluia! Resurrexit victor ab inferis“ und lähmt mit einem Schlag die Wächter. Es folgen Visitatio, Apostellauf, Erscheinung Christi vor Maria Magdalena, Höllenfahrtszene, zweite Wächterszene. Maria Magdalena gibt einen Erlebnisbericht. Als Beweis, daß Christus wirklich auferstanden ist, zeigt man dem Volk die leeren Grabtücher, der Chor singt die Osterantiphon „Post passionem Domini“, darauf stimmt die gesamte Kultgemeinschaft das „Christ, der ist erstanden“ an. — Der Klosterneuburger Ordo paschalis ist keine liturgisch-kirchliche Feier mehr in dem Sinne, daß er wesentlicher Bestandteil des Gottesdienstes wäre. Trotzdem treten Priester als handelnde Personen auf. Wir haben hier zum erstenmal ein umfangreiches, kirchlich frommes Spiel vor uns, das unter Verschmelzung epischer und dramatischer Züge weitgehend literarisch geformt ist.

Mit dem 13. Jahrhundert begann eine neue Periode des mittelalterlichen geistlichen Dramas. Gegenstand der Darstellung wird das gesamte Erlösungswerk: Ihre dramatische Ausgestaltung im Geiste der Scholastik und Mystik ist die Arbeit der folgenden drei Jahrhunderte.

Mit der Anfügung der Erscheinungsszene hatte man gewagt, Christus selbst im Drama leibhaft auftreten zu lassen. Jetzt erschien er in den Spielen weiter, „wie er als Prophet die Menschen lehrt; wie er als Mensch Beschimpfungen und Qualen jeder Art wirklich empfindet, aber als Gott überwindet; wie er als Triumphator aus dem Grabe sich erhebt und die Pforten der Hölle zer-

des Spieles. Er veröffentlichte seinen Fund samt der erwähnten Osterfeier in einem Aufsatz „Klosterneuburger Osterfeier und Osterspiel. (Mit 5 Tafeln)“ im Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg I (1908), 3 ff. Die Texte auch bei Young, aaO. I, 317 ff. u. 421 ff., u. Hartl, aaO. II, 21 ff. Vgl. auch L. Schabes, *Alte liturgische Gebräuche und Zeremonien an der Stiftskirche zu Klosterneuburg* (1930), 146.

bricht; wie er dann als Mensch seinen Getreuen geheimnisvoll erscheint, bis er zuletzt in Glorie sich in den Himmel erhebt.¹¹ Schließlich ist aber auch das Wirken und Leiden Christi nur ein Teil eines höheren Ganzen. Christus mußte nur deshalb so viel leiden, weil einst die Engel in Sünde gefallen waren, der Teufel die ersten Menschen verführt hat usw. Die Spiele nehmen im Streben nach Vervollständigung des geschichtlichen Verlaufes immer größeren Umfang an, und jeder Bearbeiter konnte diese Vorgänge auf eigene Weise vorbringen und zur Szenenreihe fügen. Zur Ausführung standen die liturgischen Feiern mit ihren Antiphonen und Sequenzen sowie die nichtliturgischen und weltlichen Spiele vor Augen. Der seelische Gehalt wird durch Herausarbeitung einzelner Figuren vertieft. Die zunehmende Absicht, den Erlösungsvorgang der Menschheit möglichst richtig und naturgetreu auszumalen, führt unter Mithilfe der Darsteller und des Publikums dazu, mit dem nacktesten Realismus zu arbeiten. Dabei mußte natürlich die lateinische Sprache und die Würde der Liturgie fallen. Die zunehmende Breite und Vielfalt drängt die Spiele aus Chor und Kirche ins Freie, auf die Kirchhöfe und Marktplätze, und macht sie zu geistlichen Volksschauspielen. Die Teufels-, Krämer- und Ritterszenen ziehen bereitwillig die hauptsächlich von den Spielleuten des Mittelalters dargebotenen weltlichen Elemente an sich; die Magdalenenszene gibt Raum dem absinkenden Minnedienst. Kein Spiel spricht eine bestimmte Mundart ganz rein, sondern zeigt neben den deutlich hervortretenden Eigenheiten des letzten Bearbeiters auch noch Spuren anderer Gebiete, durch die der Text gegangen ist. Inhaltlich sind alle Stücke einander ähnlich und weisen untereinander zahlreiche Übereinstimmungen auf. Und wie es nur eine Osterfeier gab, so gibt es im Grunde genommen auch nur ein einziges Osterspiel, das sich allerdings in den verschiedenen Landschaften und Jahrhunderten vielfach wandelt.¹² Entsprechend ihrem Werden und dem kompilatorischen Charakter der Texte hat man bei fast allen Spielen nicht einen Dichter, sondern nur das Ergebnis mehrerer Bearbeiter, die sich über Generationen verteilen, vor sich.

Wie das geistliche Schauspiel durch nationale Gestaltung des religiösen Stoffes allmählich volkstümlich wurde und ein spezifisch

(11) W. Meyer, aaO. 60.

(12) Vgl. H. Rueff, Das rheinische Osterspiel (1925). Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. NF 18, 1, S. 75 f.

deutsches Gepräge bekam, zeigt der mit dem Benediktbeurer verwandte, leider nur teilweise erhaltene ‚Wiener Ludus Paschalis‘ (Cod. Vind. 12887) aus dem 14. Jahrhundert, lateinisch und deutsch, wahrscheinlich mittelrheinischer Herkunft, auf seiner Wanderung aber vielleicht nach Wien oder in dessen Umgebung gekommen.¹³ In diesem Spiel sollte bereits die gesamte Heilsgeschichte der Menschheit mit den drei Hauptphasen: Sündenfall, Kreuzestod und Auferstehung zur Darstellung gelangen. Zunächst werden im Himmel die Auflehnung des Engels Luzifer und sein Sturz vorgeführt. Hierauf erscheint Luzifer in Teufelsgestalt mit seinen Gefährten in der Hölle und verbündet sich mit den Teufeln zur Verführung des ersten Menschenpaares. Es folgt im Paradies der Sündenfall und die Verstoßung Adams und Evas. Dem Fall Luzifers und der ersten Menschen angefügt ist das Spiel von den armen Seelen aus verschiedenen Ständen oder der verschiedenen Laster. Gehilfen des Teufels führen die ersten Menschen in die Hölle ab. Hier erhalten sie Gesellschaft durch vier Seelen, die der Reihe nach herbeigeschleppt werden und durch ihre Bestrafung die Folgen der Erbsünde veranschaulichen: ein ‚Gesücher‘ (= Wucherer), ein buhlerischer ‚Prediger‘, eine ‚Zauberinne‘ (= Hexe) und ein ‚Apprechêr‘ (= Räuber).¹⁴ Der dritte Abschnitt zeigt in großer Ausführlichkeit Weltleben und Bekehrung der schönen Sünderin Maria Magdalena und schließlich die Vergebung ihrer Sünden beim Gastmahl im Hause des Pharisäers Simon. Der vierte Abschnitt beginnt mit dem letzten Abendmahl und bricht mit der Judasszene ab. Nicht mehr erhalten sind die Passion im engeren Sinn und die Auferstehung.

(13) Abgedruckt von J. Haupt, Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung I (1874), 355, und R. Froning, Das Drama des Mittelalters I, 302. Vgl. ferner W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I² (1911), 86 u. 111. Die Handschrift gelangte über das Antiquariat Kuppitsch an die Hofbibliothek.

(14) Das Motiv, wie der Teufel einen gefallenen Sünder in die Hölle abführt, erscheint in der Umgebung Wiens in der bildenden Kunst schon sehr früh anschaulich gestaltet. Unter den 1220—1230 entstandenen romanischen Bildwerken an der Apsis der Kirche von Schöngrabern in N.-Ö. ist in der oberen Reihe rechts vom linken Fenster auch die Verdammung dargestellt. Der Teufel führt hier eine junge, schöne Dame zur Hölle, die durch einen Kessel symbolisiert wird, in welchem drei große und viele kleine Menschenköpfe schmoren. Fest umschließt des Teufels Hand, der hier, wie in den mittelalterlichen Mysterienspielen eine komische Rolle spielt, den Arm unserer Schönen. ... Sie ist geradezu die verkörperte Eitelkeit. Vgl. R. K. Donin, Schöngraberns romanische Kirche (1913), 20.

Im Zuge der cluniazensischen Reformbewegung sollte im Gegensatz zur älteren Benediktinerkultur der Blick des Menschen vom Lobpreis Gottes auf den Menschen und sein sittliches Verhalten gelenkt werden. Sünde, Erbsünde, Hölle, die vier Exempel, die Gefahren des Weltlebens sollen den Zuschauern einprägen, daß nur Gott selbst die Menschheit retten kann, so wie Christus der Maria Magdalena nach einer schwierigen Bekehrung die Sünden vergab; durch seinen Opfertod und seine Auferstehung bewahrt er das Menschengeschlecht vor der ewigen Verdammnis. Diesem tiefersten Grundgehalt haben Dichter und Bearbeiter mit den hochentwickelten Kunstmitteln der Spielmannspoesie meisterhaft Ausdruck verliehen. Das Stück ist ganz in Versen geschrieben, deutsche und lateinische gemischt. Manche der deutschen Strophen sind Übersetzungen der vorausgehenden lateinischen. Diese haben Musiknoten.¹⁵ Verwandtschaft mit der höfischen Dorfpoesie zeigt das Mantellied Magdalenens (311 ff.).¹⁶ Lebenslust, Freude am Dasein, Tanz und Liebesgenuß werden mit übermütiger Anteilnahme dargestellt.

Gegen die Aufführung solcher in einzelnen Partien sehr verweltlichter Osterspiele, die noch immer in den Kirchen durch den Klerus stattfanden, wendet sich der Dominikaner und Professor an der Wiener Universität *F r a n z v o n R e t z* (1343 bis 1427), wenn er in seiner bald nach 1400 entstandenen *‚Lectura super Salve regina‘* (Hs. Klosterneuburg 54, fol. 135^{rv}) sagt: *‚Ex quo patet, quod illi ludi scenici, qui solent in paschate ab ecclesiasticis aliquibus practicari de pusterpalle et vicinis lascivis, sunt prophani et excludendi a locis sacris; qui olim eciam fuissent obsceni in theatris gentilium et publicis in spectaculis. „Et cui assimilabo generacionem istam, nisi quod similis est pueris ludentibus in foro“, Mat. 11, [16] et Luc. 7, [32], quia scilicet sic ludendo faciunt forum de templo et choro.‘* Zu deutsch: *‚Daraus erhellt, daß jene theatralischen Schauspiele vom Pusterpalk und seinen zügellosen Nachbarn, die von manchen Geistlichen zu Ostern aufgeführt zu werden pflegen, gottlos sind und aus den heiligen Stätten ausgeschlossen werden müssen. Solche Spiele hätten dereinst auch in den Theatern der Heiden und in öffentlichen Schauspielen Anstoß*

(15) A. Orel, *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Wien* 6 (1926), 72.

(16) R. Heinzel, *Abhandlungen zum altdeutschen Drama. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Cl.* 134 (1896), 72 ff.

erregt. „Und womit soll ich dieses Geschlecht vergleichen, wenn nicht mit den Knaben, die auf dem Markte spielen“, Math. 11, 16 u. Luc. 7, 32, sie machen nämlich durch ein derartiges Spiel aus Kirche und Chor einen Marktplatz.¹⁷ Die Äußerung zeigt, daß in Wien und Österreich noch in sehr später Zeit nicht selten Kirche und Chor vom Klerus zur Darstellung schon sehr umfangreicher Osterspiele mit dem ganzen Beiwerk der Merkator- und Teufelsszenen benutzt wurden.

Noch weiter innerhalb der volkssprachlichen Entwicklung als der ‚Wiener Ludus Paschalis‘ ging ein zweites ‚Wiener Osterspiel‘ (Cod. Vind. 3007), f. 163^v ff., wahrscheinlich aus dem Wiener Augustinereremitenkloster zu St. Sebastian und Rochus auf der Landstraße.¹⁸ Der Schreiber der Handschrift nennt sich Johannes und gibt als Tag der Vollendung den 2. bzw. 3. Juli 1472 an. Die gleiche Hand hat auch den in derselben Handschrift enthaltenen Wiener ‚Oswald‘ geschrieben. Das Spiel, das alles Latein aus den Reden entfernt hat und schon ganz in deutschen Sprechversen abgefaßt ist,¹⁹ erweist sich, wie es vorliegt, als das Ergebnis der über einen langen Zeitraum sich erstreckenden Überarbeitung und hat daher keinerlei Einheit. Die Mundart des Schreibers deckt sich mit der des letzten Bearbeiters und weist auf den ostschlesischen Sprachraum, der Text gehört aber nur insofern nach Schlesien, als der letzte Bearbeiter von dorthier stammte. Das Spiel enthielt zehn Szenen für acht Bühnenorte und mindestens 40 Darsteller. Wie schon der Titel ‚Hy hebit sich an das spil von der / besuchunge des grabis vnd / von der ofirstendunge gotis‘ angibt, werden in der Hauptsache die Vorgänge um das Auferstehungswunder samt Beiwerk vorgeführt. Wie üblich verhandeln Pilatus und die Juden wegen der Bewachung des Grabes. Danach erste Wächterszene und die Auferstehung selbst:

(Resurrexi et adhuc sum tecum!)
Ich byn irstanden, alz ich habe gesprochin,
das icht meyne wort werden gebrochin —.

(17) Zu Franz von Retz vgl. G. M. Häfele, Franz von Retz. Ein Beitrag zur Gelehrten-geschichte des Dominikanerordens und der Wiener Universität am Ausgang des Mittelalters (1918). Den genauen Wortlaut der Stelle verdanke ich Sr. Hochw. Prof. Dr. B. Černik.

(18) Abgedruckt bei Hartl, aaO. II, 59 ff.

(19) R. Höpfner, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel (1913, Germanistische Abhandlungen 45).

Es folgt der Descensus ad inferos und die zweite Wächterszene, eine breit ausgebaute Merkatorszene (d. h. die drei Marien kommen zum Salbenkrämer, verhandeln und kaufen Salben), der Gang der Marien zum Grabe, ihre Frage und die tröstende Antwort des Engels, Erscheinung vor Maria Magdalena und Wettlauf der Apostel. Alle singen das Osterlied. Die einzelnen Szenen lehnen sich in Verlauf und Wortlaut sichtlich an die lateinischen Texte an. Dieses Wiener Osterlied steht an der Wende von einem wirklichkeitsfernen zu einem wirklichkeitsnahen Stil. Die Darstellung ist von lebhafter Eindringlichkeit, die liturgischen Bindungen sind zugunsten der Nahsicht des Alltags gelöst. Zum Religiösen tritt schon sehr viel Possenhaftes. Das Eindringen des Deutschen in die Spiele machte die Ausbildung der komischen Zwischenspiele möglich. Der Fabulier- und Schaulust ist weitester Spielraum gegeben. Die Merkatorszene ist bereits dermaßen verweltlicht, daß sie ohne allzu große textliche Veränderung vom Ganzen losgelöst und zum Fastnachtspiel umgestaltet werden konnte.²⁰

Ausgehend von dem im letzten Responsorium der Ostermatutin vorkommenden Bericht ‚Emerunt aromata‘ hatte die Merkator- oder Krämerszene ursprünglich die Aufgabe, die Klagen der drei Marien durch Handlung zu ergänzen, und zwar zunächst in durchaus ernstgemeinter Absicht. Im volkssprachlichen Spiel sollte der profane Stoff die Osterfröhlichkeit vermehren und wird namentlich im Osten und Südosten lustig und oft sehr ausführlich. Aus einem ehemals vollständigen Drama hat sich die Salbenkrämerrolle, der ‚Wiener Rubinus‘ (Cod. Vind. suppl. 3980), erhalten. Das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts möglicherweise von einem Studenten als Mitspieler zum Zwecke des Memorierens aus dem Gesamtmanuskript abgeschriebene, von frömmigkeitsfremden Empfindungen erfüllte possenhafte Stück zeigt ausgesprochen österreichische Orthographie und gehört höchstwahrscheinlich nach Wien. Inhaltlich steht es der Szene in der Erlauer ‚Visitatio in nocte resurrectionis‘ und dem Innsbrucker Auferstehungsspiel am nächsten.²¹

Von einem Osterspiel ausgegangen ist zweifellos auch das in der Wiener Teichnerhandschrift 2880 erhaltene ironische Lehr-

(20) Sterzinger Spiele, hrsg. v. O. Zingerle (1886), IV: Ipocras (1511), 47—64, und VIII: Consistory Rumpoldi 114—118.

(21) F. Menčík und E. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 51 (1909), 263.

gedicht, in dem der ‚Meister Renauss‘, der Quacksalber, mit seinem Knecht Lasterpalk ‚nach diser osterlichen zeit‘ durch die Lande wandert und die sieben Todsünden als seine Salben anfeilt.²² Durch Hoffart, Unkeuschheit, Zorn, Fressigkeit, Haß, Neid und Trägheit an Gottes Dienst, die er in einem Büchlein mit sich führt, versucht er die Menschen zu einem sündigen Genußleben zu verlocken, um gegen Schluß die Satire in eine Parodie zu wenden. Das wegen seiner derb-realistischen Genrebilder kultur- und sittengeschichtlich bemerkenswerte Denkmal gehört zweifellos nach Österreich, wahrscheinlich nach Wien. Inhaltliche und formale Beziehungen zu Konrad von Haslau, zum Teichner, zu Hugo von Trimberg wurden festgestellt.

Ebenfalls in Wien, und zwar in der Fürstlich Auerspergischen Bibliothek, hatte sich der spätere Cod. 772—774/1563 der Erzbischöflichen Diözesanbibliothek in Erlau mit sechs Spielen, lateinisch und deutsch, erhalten, von denen vier, eine ‚Visitacio sepulchri in nocte resurrectionis‘, ein ‚Ludus Mariae Magdalene in gaudio‘, ein ‚Ludus Judaeorum circa sepulchrum Domini‘ und eine Marienklage, ebenfalls zum Osterzyklus gehören. Die dem 15. Jahrhundert angehörige Handschrift gelangte 1783 durch Kauf nach Erlau. Die Spiele stammen aus bayrisch-österreichischem Sprachgebiet, anscheinend aus der Gegend von Gmünd in Kärnten in der Nähe des altberühmten Benediktinerstiftes Millstatt. Wie der Kodex zuerst nach Wien kam, ist nicht festgestellt.²³

Zu diesen Denkmälern kommen unsere Kenntnis ergänzende urkundliche Zeugnisse auf Wiener Boden. Die ersten direkten Nachrichten über Spielaufführungen fallen aber erst in die Zeit zwischen 1431 und 1505, in die Jahre 1432, 1435, 1437, 1481, 1486. Von da an bricht die Tradition nicht mehr völlig ab.²⁴

(22) A. E. Schönbach, Archiv für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung I (1874), 13. Der erste Herausgeber änderte den Titel in ‚Meister Rennauss‘. Später wurde die Form ‚Reuauss‘ üblich. Aber dieser M. R. ist, genauer besehen, niemand anderer als der Ausschreier und Quacksalber Rubinus, die beliebteste Spielmannsfigur des mittelalterlichen Dramas. Der Verfasser des allegorischen Lehrgedichts travestierte Gestalt und Namen Renauss, d. i. Ri(u)w(e) ūz! aus dem Rubin(us). Vgl. E. Schröder, Zeitschrift für deutsches Altertum 59 (1922), 47; E. Witte in Stamlers Verfasserlexikon III (1936), 344 f.

(23) K. F. Kummer, Erlauer Spiele (1882).

(24) Für die Karwoche und Fronleichnam mit Weingärten, Bargeld und Häusern gemachte Stiftungen (Quellen zur Geschichte der Stadt Wien II/1 (1898), 361, 487, 505, 526, 706, 1310, 1404, 1615, 1616, 1727) beziehen sich wohl zunächst auf Ausschmückungen von Altären, Aufzügen oder

Einige Jahre früher anzusetzen wäre ein indirekter Beleg für ein Passionsspiel bei St. Stephan mit Grablegung in der Tirnaer Kapelle unter der Voraussetzung, daß eine Interpretation W. A. Neumanns zutrifft. Das Schatzverzeichnis der Morandus-Tirnaer-Kapelle (Wiener Stadtarchiv 16/1426), aufgenommen am 5. September 1426,²⁵ erwähnt auch „Item ain geweichts vergulcz manndel zu goczleichnam in einer schachtl“. Neumann²⁶ möchte darin jene bewegliche Kruzifixfigur erblicken, welche in der Karwoche feierlich vom Kreuze genommen und ins Grab gelegt wurde. Diese Auffassung wird unterstützt durch die Tatsache, daß auch bei den späteren Spielen die Grablegung immer in der Tirnaer Kapelle vollzogen wurde.

Die früheste direkte Kunde von Spielaufführungen stammt merkwürdigerweise aus dem Wirkungsbereich der Universität. Am 4. April (Freitag vor Judica) 1432 versammelte sich die artistische Fakultät, um einen Bericht ihres Dekans anzuhören „quomodo quidam magister scil. Joh. Celler de augusta in die cene domini, parasceues et pasce habuisset publice ludos de cena, passione et resurreccione domini in castro ducis, non obstante exhortacione decani contraria“. Magister Johannes Zeller aus Augsburg hatte also trotz Abmahnung durch den Dekan am Gründonnerstag, Karfreitag und Ostertag 1431 (mit seinen Studenten?) in der herzoglichen Burg öffentliche Spiele, welche das letzte Abendmahl, die Passion und die Auferstehung des Herrn zum Gegenstand hatten, aufgeführt. Die Fakultät verfügte unter Androhung des Ausschlusses, daß keiner ihrer Magister ohne ausdrückliche Erlaubnis in Hinkunft solche Spiele veranstalten dürfe.²⁷

Ein Jahr darauf, am 8. März 1433, mußte sich die versammelte Artistenfakultät erneut mit diesen Spielen befassen. Zeller hatte ein Ansuchen eingebracht „ad habendum planctum seu exhortacionem de passione domini“, d. h. wohl ein Passionsspiel mit

Prozessionen. Wann dabei belebt fortschreitende Bilder durch Darsteller eingefügt oder im Anschluß an die Prozession Spiele aufgeführt wurden, läßt sich nicht feststellen. Es ist aber anzunehmen, daß es allmählich geschah.

(25) Abgedruckt in den Mittheilungen der Centralcommission XIV (1869), XCIX.

(26) Vgl. W. A. Neumann, Wiener Dombauvereins-Blatt V (1885), 147.

(27) R. Kink, Geschichte der kais. Universität zu Wien (1854) I/2, 48, Nr. 20.

eingefügter dramatischer Marienklage.²⁸ ‚Et supplicauit Mag. Joh. Tzeller de Augusta, qui ludum habere proposuit ad petitionem domini principis.‘ Da der Fakultät schon vorher das durch Zeller veranstaltete Spiel mißfallen hatte, so verweigerte sie trotz der Unterstützung des Ansuchens durch Herzog Albrecht V. ihre Genehmigung ‚propter multas rationabiles causas in facultate tactas‘.²⁹ Sollten Zellers Spiele derartige Bestandteile, wie etwa den ‚Wiener Rubinus‘, enthalten haben, so wäre die ablehnende Haltung der Fakultät zu begreifen. Zeller ist somit der erste für Wien bezeugte Spielleiter und Theatermann. Sein Leben scheint ziemlich bewegt gewesen zu sein. Er ist 1430 bei der rheinischen Nation der Wiener Universität immatrikuliert, erwarb später die medizinische Doktorwürde und verunglückte 1456 zu Belgrad beim Übersetzen der Donau zur gleichen Zeit, als dort Graf Ulrich II. von Cilli ermordet wurde.³⁰

Für 1435 ist an der Stephanskirche die Anschaffung eines neuen ‚Palmesels‘ bezeugt. Im Frühmittelalter pflegte zur Darstellung des Einzuges Christi in Jerusalem am Palmsonntag der Priester auf einer Eselin in die Kirche zu reiten, vom Volk mit ‚Hosanna‘ begrüßt. Später wurde hiezu ein aus Holz geschnitzter Palmesel mit einer Heilandsfigur darauf (asinus lignaeus, super quo sedet imago Jhesu Christi)³¹ verwendet und mittels Rollen an den Füßen oder Rädern an einem darunter befestigten Brett bei der Prozession mitgeführt.³² Seit 1350 haben

(28) A. E. Schönbach, Über die Marienenklagen (1874), glaubte nachgewiesen zu haben, daß auf der Sequenz ‚Planctus ante nescia‘ die selbständigen wie die in die Passionsspiele aufgenommenen Marienklagen beruhen. Durch Einfügung von Rede und Gegenrede anderer Personen gewann der Klagemonolog Marias allmählich den Charakter eines Dramas, das sich beim Kreuz Christi abspielt. Die neuere Forschung hat indes die viel weiteren Grundlagen und möglichen Vielfältigkeiten der Marienklage nachgewiesen. Vgl. W. Lipphardt, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 58 (1934), 390 ff., und H. Maschek, ebd. 60 (1936), 325 ff.

(29) Kink, aaO. Nr. 21.

(30) R. Kink, Silvesterspenden für 1852, 4; R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine (1907) III/2, 723 f. — Nach R. Klug, Johannes von Gmunden, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. 222/4 (1943), 24, las er 1430 den ‚Computus ecclesiasticus‘, d. h. die Osterrechnung.

(31) Zeitschrift für deutsches Alterthum 20 (1876), 135.

(32) Wenn die Rechnungen der Corpus-Christi-Bruderschaft Entlohnungen der ‚Himmeltrager‘ für das Auf- und Absetzen von Kindern verzeichnen, so heißt dies, daß man nach dem Umzug die Kleinen auf dem

wir in städtischen Urkunden Belege für ein O s t e r g r a b in verschiedenen Wiener Kirchen. Nach einer Urkunde von 1408 hatte bei St. Stephan der Kantor davor die ‚clag‘ zu singen; 1415 wird eine Rechnung erwähnt ‚für die Knechte vor dem Grab zu hüten‘; 1417 erhielt der Maler ‚von dem grab und den Jesus zu leimen und zu malen‘ 21 Pfennige; im Jahre 1437 wurde ein neues Heiliges Grab aufgestellt und ‚Ulreichen dem maler‘ dafür 61 Pfund Pfennige ausbezahlt. ‚Es war auf Rädern beweglich, ähnlich einer fahrbaren kleinen Bühne‘ und fand bei den Passionsspielen Verwendung. Angeblich wurde es erst 1687 durch ein barockes ersetzt. Von 1512 an erscheinen die Ausgaben für die ‚ainraitung Christi‘ am Palmsonntag in den Rait (= Rechnungs-) büchern der Gottsleichnams-Bruderschaft. Die Bruderschaft stellte dafür den Palmesel und ließ ihn von vier Männern um die Kirche ziehen. Im Jahre 1512 wurde ‚unsers hergot Pildnuss sitzend auf dem Esl so man zu gedechtnus hat am Palmtag‘ angefertigt. Der Esel wurde von Meister Oswald (Kytli) geschnitten, hernach von Meister Stefan ‚gepessert‘; Meister Hans Maler besorgte die Fassung, d. h. Bemalung, Meister Wilhalm (wohl Rollinger) verfertigte den ‚Wagen und ain Prukhen auf vier kugln‘.³³ Allem Anschein nach war das Verlangen des Hofes und der Bevölkerung nach geistlichen ‚Schauspielen‘ so groß, daß nach 1433 die Stadt und die Kirchenverwaltung die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen mußten, um ihre klaglose Durchführung zu sichern.

Etwas genauere Angaben über ein Passionsspiel enthält eine im Grundbuch der Stadt Wien (E 121) eingetragene Stiftung vom Jahr 1481. Am 12. November empfang Gilig Pem, Stadtrat und Kirchenmeister zu St. Stephan 1478 bis 1482, zu Handen dieser Kirche ‚nuz vnd gwer ains Haws‘, bei den Dominikanern zunächst ‚der Newen Hochschul‘ gelegen, das die beiden Witwen Katharina Auer und Katharina Ladendorffer³⁴ der Kirche zugewendet hatten. Aus seinen Erträgen soll der jeweilige Kirchenmeister ‚jelic und ewiglich an goczleichnamstag der loblich Process der ausfurung vnsern lieben Herrn Jesus Cristus, als man jn mit den zwain Schachern an dem heiligen Korfreitag zu Krewczigung ausge-

Palmesel reiten ließ, offenbar in der Hoffnung auf ihr künftiges Gedeihen. [K. Glossy], Theatergeschichtliche Ausstellung der Stadt Wien (1892), 8 ff.

(33) M. Capra, Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1945/46 (1946), 152 f.

(34) Katharina Auer, Witwe nach ‚Mathesen Awer‘, Katharina Ladendorffer, Frau des Ludwig Ladendorffer.

furt³⁵ hat, begen lassn wie dann das in der bemeltn Kirchen puch geschriben stet³⁶, und zugleich die dazu nötigen Gegenstände, Gewänder, Fahnen usw. aus dem Kirchengute beistellen. Der Jahrtag der Stifterinnen sollte Freitag nach Fronleichnam bei St. Stephan begangen werden.³⁷ Aus dieser Stiftungsurkunde geht dreierlei hervor: alljährlich am Fronleichnamstag soll das ‚Spiel der Ausführung Christi‘, d. h. ein Passionsspiel mit Kreuztragung und Kreuzigung abgehalten werden; das Nähere darüber ist im Kirchenbuch von St. Stephan niedergeschrieben; Veranstalter des Spieles war das Kirchenmeisteramt von St. Stephan.

Diese offenbar schon auf einen länger üblichen Spielbrauch Bezug nehmende Schenkung der Witwen Auer und Ladendorffer wurde am 26. November 1486 vermehrt durch eine Neuerwerbung, die das Wiener Satzbuch (E. S. 74) vermerkt: ‚Wilhalm Rollinger Pildsnizer mitburger zu Wien und Kathrey sein Hausfraw haben verchauff vier gulden hunngerisch jerlicher nucz vnnd gult auf jrm Haws im Vischhof (Nr. 520) vmb hundert hunngrische gulden, die ain Ersam person auf ainen yednn Regierer der process aussfurung vnsers lieben Herrn Jesu Christ zu seiner Marter, die man jerlich an dem heiligen Karfreytag auf dem Freithof zu St. Steffan vmb die Kirchen souer es stat mag haben vnd an goczleichnamstag nach der process voligund an dem Vmbgang in der Stat hie begenn sol, geordent, furgenomen vnd gebenn hat, dem vorgnanten Wilhalm Rollinger yecz Regierer der vorge-meltnn Stift vnd process vnd seinen nachkommen.‘³⁸ Aus dieser zweiten Urkunde erfährt man die unsere Kenntnnis ergänzende Nachricht, daß die erste Passions-Spiel-Stiftung vermehrt wird durch die käufliche Erwerbung einer auf dem Hause des Bildhauers Rollinger liegenden Gülte. Diese Gülte war von einer Unbekannten den Leitern der Passionsspiele am Karfreitag und Fronleichnamstag gewidmet worden. Es waren in Wien zwei Spiele ‚der Ausführung Christi‘ in Gebrauch, eines am Karfreitag auf

(35) Im Text ‚auffurung‘ und ‚aufgefurt‘, verlesen aus ‚ausfurung‘ und ‚ausgefurt‘.

(36) Dieses Kirchenbuch ist leider nicht erhalten. Vgl. K. Uhlirz, Die Rechnungen des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan zu Wien II (1901/2), XIII.

(37) A. v. Camesina, Berichte u. Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 10 (1869), 341; R. Müller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/2 (1907), 723 ff.

(38) Camesina, aaO. 342.

dem Stephansfriedhof um die Kirche, wenn es das Wetter erlaubte, und ein zweites am Fronleichnamstag nach der Prozession. Der Leiter beider Spiele war Wilhelm Rollinger. Dieser verkaufte als Privatmann die Gülte an sich als Organ des Kirchendienstes bei St. Stephan.

Einer Eintragung im Buch der Handwerke (S. 190) im Wiener Stadtarchiv zufolge beantragten am 14. August 1505 die vier Zechmeister der Gottsleichnams-Bruderschaft Mathews Hewpperger, Hanns Rogkner, Marx Heybeinsgruber und Wilhalm Rollinger beim Stadtrat die teilweise Verlegung des Fronleichnam-Passionsspielles auf den ersten Sonntag nach Pfingsten. „Nachdem vormals die Ausfurung vnnsers lieben heren Jhesu Cristi, zu gedechtnuss seines heiligen leydens vnnd pittern Martter, an dem heiligen Gotsleichnamstag ain zeit her, sy auch an dem negsten Gotsleichnams tag, zu grosserer vnnd merer Ermonung vnd andacht der frummen Cristenmenschen, ettliche Stukh des Passion aufgericht vnd gehalten, daran on zweifl ain Ersamer Rate vnnd meniglich geuallen gehabt hiete. Nachdem aber an Gotsleichnambs tag, ain Ersame Briesterschaft, der Rate, vnd sunst vil volgkhs mit der Procession beladen weren, deshalben sy nit bey solhem Passion sein mochten, wern sy des willens, solhen Passion an dem Suntag daruor, das ist an der heiligen Driualtigkeit tag, zu halten bis zu der Ausfürung vnnd dann an Gottsleichnamstag, das man es mit der Ausfürung hielte, wie von alter herkomen ist, das auch ain Pûn auf sannd Stephans Freithof aufgericht vnnd der Saluator an das Crewtz geslagen, widerumb herab genomen vnd auf ainer Par schon gezieret in des von Tirnaw Cappellen getragen vnnd also die Procession damit beslossen würde.“³⁹ Dieser besonders in der ersten Hälfte nicht leicht verständliche Text besagt folgendes: Das Passionspiel am Fronleichnamstag befindet sich in der Obhut der Gottsleichnams-Bruderschaft. Dieses Spiel wurde einige Zeit zum Teil auch am ‚negsten Gotsleichnamstag‘ (d. i. wohl am Sonntag nach Fronleichnam oder am Tag der Oktav) aufgeführt. Der Umgang am Fronleichnamstag beanspruche Geistlichkeit, Rat und Volk so sehr, daß sie trotz des Interesses daran nicht beim gesamten Spiel anwesend sein können. Die Zechmeister beantragen daher, das Passionsspiel auf den Dreifaltigkeitssonntag vorzuverlegen,

(39) Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen IV (1854), 303; Camesina, aaO. 344.

und zwar bis zur Kreuztragung; die eigentliche ‚Ausführung‘ soll dem Fronleichnamstag vorbehalten werden. Mit der ‚Ausführung‘ soll es gehalten werden, wie es alter Brauch war. Auf dem Stephansfriedhof soll eine Bühne aufgerichtet werden, auf ihr Kreuzigung und Kreuzabnahme dargestellt und die Prozession mit der Grablegung in der Tirnaschen Kapelle beschlossen werden. Gleichzeitig verlangte die Bruderschaft auch die Übertragung aller Güter und Häuser, der Kleinode und des Bargeldes, die bisher für die jetzt von der Bruderschaft übernommenen Verpflichtungen, besonders ‚zu der Ausführung‘ unsers Herrn gestiftet wurden. Die notwendig gewordene Verteilung des Spieles auf zwei Tage läßt auf einen sehr umfangreichen Text schließen, der wohl die Vorgeschichte des Kreuzweges mit umfaßte.

Diese Urkunden erfahren eine Ergänzung und Erweiterung durch die jüngst erschlossenen Rait- (= Rechnungs-) Bücher der Wiener Gottsleichnams-Bruderschaft für die Zeit von 1504 bis 1534 (ohne die Jahre 1513 bis 1516) im erzbischöflichen Diözesanarchiv (Nr. VIII MS 2).⁴⁰ Die Gottsleichnams-Bruderschaft, auch ‚unseres Hergottsleichnams zeche‘, ‚fraternitas Corporis Christi‘, wird 1347 zum erstenmal urkundlich erwähnt und erlebte unter Herzog Rudolf IV. ihre erste Blüte; 1479 wurde sie reorganisiert. Ihr Hauptzweck war die besondere Verehrung des Altarsakramentes. Sie hatte im Jahresdurchschnitt etwa 1000 aktive Mitglieder, und zwar vom Adel, der Geistlichkeit und den Gelehrten (auch Humanisten) bis herunter zum ‚Hanns Smeckenwagen, Petler‘. Seit 1498 erscheint neben Balthasar Engelrain Wilhelm Rollinger als ihr Verweser. Rollinger veranlaßte vermutlich kurz vor 1505, daß die Bruderschaft das Passionsspiel am Fronleichnamstag in ihre Obhut nahm. Neben Rollinger war es der Wiener Bürger und Ratsherr Mathäus Heuberger aus Hall in Tirol, wo sein Familienname schon sehr früh mit den Passionsspielen verbunden ist, der an den Wiener Spielen besonderes Interesse nahm; Heuberger war bis 1512 Verweser der Bruderschaft. Beide Männer führten die Gottsleichnams-Bruderschaft zu Ansehen und höchster Geltung. Rollinger hatte im wesentlichen die künstlerische Leitung übernommen, d. h. die Inszenierung der Spiele und die Ausgestaltung der Gottesdienste und Prozessionen, Heuberger besorgte mehr die

(40) Entdeckt und erstmalig verwertet von E. Tomek, Wiener Kirchenblatt v. 5. Juli 1925, Beilage ‚Religion und Kultur‘, 2 f.; wieder abgedruckt: E. Tomek, Spaziergänge durch Alt-Wien I (1927), 11; weiter ausgewertet von M. Capra, aaO. 116 ff.

geschäftlichen und finanziellen Angelegenheiten.⁴¹ Leider erfahren wir aus den Rechnungsbüchern so gut wie nichts über den Text des Spieles; auch die Namen der Spieler werden nicht genannt. Wohl aber verzeichnen die Raitbücher durch Jahrzehnte hin alle Ausgaben für die Spielaufführungen, geben reichen Aufschluß über die Spielrequisiten (Kostüme, Waffen, Rüstungen, Masken, Musikinstrumente u. dgl.), über die Kosten für die Anschaffungen und die Instandhaltung der Requisiten. Wir erfahren aus den Raitbüchern, daß ab 1510 das Spielpersonal in vier Gruppen geteilt war, die Rottleuten unterstellt waren: 1. ‚der Hergott mit seiner Zuegehörung‘ (zwischen 50 und 88 Personen) der Leitung des Tischlers Wolfgang Pacher; 2. die ‚Judenschul‘ oder ‚synagog der Juden‘ (60 bis 114 Personen) dem Hanns Pfeffer, 1519 neben Pfeffer einem Studenten bei den Schotten; den Schülern oblag der Gesang, wozu sie im Spiel auf Wagen mitgeführt wurden, während Annas und Kaiphas daneben zu Pferde ritten; 3. die reitenden Juden und die Trabanten (50 bis 60 Personen), geführt von Hanns am Stein, 1521 und 1525 von Wolfgang Grienwald; 4. das Fußvolk im Harnisch (40 bis 90 Personen), das dem Hanns Tullner unterstand; zu diesen vier Gruppen kam 1521 noch der Engel mit seiner Rotte; diese (Zahlen sind nicht genannt) hatten abwechselnd mit der ‚Judenschul‘ gleichfalls den Gesang zu besorgen. Die Oberleitung über das Ganze hatte Wilhelm Rollinger.

In der Hand Meister Wilhelms befand sich auch ein ‚Register inn Reymen, drin verschrieben der ganntz passion‘. Schon 1505 wird die Ausgabe vermerkt: ‚von wegen des spils der ausführung Christi zu schreiben geben 60 ß ‘; 1505 wurde auch eine ‚lade, drin man die Register legt‘ angeschafft; 1506 das Papier für ‚die Register‘ gekauft; 1507 dem Schreiber, ‚der die Reymb des spils unnd ander nottdurft geschrieben hat zu lon 4 ß und dazu 14 tag essn und tringkhn geben dafür auch 4 ß ‘, und nochmals ‚dem schreiber, der das register zu dem spil abgeschrieben hat 3 ß ‘. Aus dem gesamten Quellenmaterial der Raitbücher lassen sich folgende Szenen des Spieles zu

(41) Das von Heuberger angelegte Gedenkbuch der Gottsleichnambruderschaft, erhalten im erzbisch. Ordinariatsarchiv, enthält für die Jahre 1504 bis 1530 außer Privilegien und Jahrtagstiftungen das sehr aufschlußreiche Verzeichnis der Mitglieder. Vgl. A. Mayer, Wiens Buchdrucker-geschichte I (1882), 25; E. Tomek, Jahrbuch für Landeskunde von Nieder-österreich, NF 21 (1928), 140 ff.; ders., Kirchengeschichte Österreichs II (1949), 165 f.

Fronleichnam erschließen: Prolog mit Inhaltsübersicht — Collegium Judaeorum, in dem der Tod Christi beschlossen wird — Fußwaschung — letztes Abendmahl — die Szenen um den Verrat des Judas — die Ölbergszenen — Gefangennahme — Vorführung bei Annas, Kaiphas, Pilatus, Herodes — die Verspottung Christi — die weiteren Szenen bei Pilatus — die Dornenkrönung — Ecce homo — Pilatus verurteilt Christus, Händewaschung des Pilatus — die ‚Ausführung‘ Christi in Form eines gefolgereichen Kreuzweges durch gewisse Teile der Stadt mit der Begegnung mit den Frauen, dem mehrmaligen Fall des Herrn, Symon von Cyrene, der ihm das Kreuz tragen hilft, und den beiden Schächern im Zug — die Kreuzigung Christi und der beiden Schächer — Christus am Kreuz — die Szenen unter dem Kreuz — die Verheißung für den rechten Schächer — der Lanzenstich — Kreuzabnahme und Grablegung. — Die Szenen vor der Kreuztragung wurden auf dem Neuen Markt gespielt (1505 waren hier vier Bühnen aufgerichtet)⁴²; die Kreuztragung bewegte sich vom Neuen Markt bis zum Stephansfriedhof, wo die Schlußszenen wieder auf einer Bühne dargestellt wurden. Spielrequisiten wie zwei ‚rätzische angesicht oder schönnpart‘ (1504/05) und 1511 nochmals ‚eine schönbart‘, ferner ‚ain faschangkittel‘, ein ‚Vaschangkleid‘, ein ‚ausgeschoppeter Mann mit guter schwarzer Leinwand‘, des ‚Tewfls und des Judas klaid‘, Ausgaben ‚umb swenntz an des Teufels rök und umb das gesicht‘ u. a. m. lassen schließen, daß auch die volkstümlich-weltlichen Elemente entsprechend zur Geltung kamen. Diese mit großer Wahrscheinlichkeit für das Passionsspiel zu Fronleichnam erschlossenen Szenen stehen in engster inhaltlich-literarischer und theatergeschichtlicher Beziehung zu einer nur wenig älteren Darstellung desselben Themas von seiten der bildenden Kunst, an welcher der Leiter der beiden Wiener Passionsspiele Wilhelm Rollinger als ‚piltsniczer‘ maßgebend beteiligt war: den Passionsreliefs auf dem 1945 beim Brande des Domes vernichteten alten Chorgestühle.

Wilhelm Rollinger war im spätmittelalterlichen Wien keine alltägliche Persönlichkeit. Er gilt als der jüngere der beiden Meister des 1476 begonnenen und 1486/87 fertiggestellten alten Chorgestühles im Stephansdom.⁴³ Die Datierung der endgültigen Fertigstellung ist möglicherweise noch bis gegen 1495 auszudehnen.

(42) Später werden Ausgaben für die Bühne nicht mehr erwähnt.

(43) Vgl. E. Klebel, Das alte Chorgestühl zu St. Stefan in Wien (1925).

Dafür sprächen die beiden Wappen rechts hinter dem ersten Sitz, die auf Maximilian I. und seine ihm 1494 angetraute zweite Gemahlin Blanca Maria von Mailand zu deuten sind. Und zwei Jahrzehnte an einem so weitläufigen und komplizierten Schnitzwerk wären wahrlich keine übermäßig lange Arbeitszeit. Rollinger ist der einzige um 1486/87 in Wien urkundlich erwähnte Bildhauer. Noch F. Tschischka, *Die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien* (2. Aufl. 1843), S. 99, lag eine später in Verstoß geratene Oberkammeramtsrechnung vom Jahre 1484 aus Anlaß der Verleihung des Wiener Bürgerrechtes an Rollinger vor, die direkt besagte: ‚Wilhalm Rollinger, pildsniczzer, So daz gestuel vnd Sniczerei hincz sannd Steffan machte, das Burgerrecht gebn.‘⁴⁴ Das umfangreiche Chorgestühl war gewiß nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Die kunstgeschichtliche Forschung hat mehrere Mitarbeiter festgestellt. Rollinger hat offenbar das in seiner Komposition und der Ausführung der Skulpturen der Spätgotik und Frührenaissance angehörige Schnitzwerk vollendet. Woher Rollinger stammte, ist nicht bekannt.⁴⁵ Er ist 1521 in Wien gestor-

(44) Dieser Beleg wurde zwar von W. A. Neumann, *Wiener Dombauvereins-Blatt* 14 (1894), 116, angefochten, doch hat E. Klebel, aaO. 16 ff. mit anderen Gründen zumindest die Mitarbeit überzeugend sichergestellt. H. Tietze (*Österreichische Kunsttopographie* XIII [1931], 345) vermutet zu dem Beleg Tschischkas mit Recht, daß wohl nur ein Fehler bezüglich der Jahreszahl und der Vergangenheitsform ‚machte‘ vorliegt. J. Feil, *Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien* III (1859), 232 f. gibt den Text der Kammeramtsrechnung sprachlich richtiger: ‚Wilhelm Rollinger, so daz gstuel vnd sniczerei hincz sannd Steffan gemacht, das Burgerrecht geben‘ — zitiert aber darauf das Buch von Tschischka, ob als Quelle oder bloß als Hinweis, daß der Beleg dort ebenfalls herangezogen wird, ist nicht klar. Hat Feil die verschollene Kammeramtsrechnung nochmals eingesehen, oder ist das ‚gemacht‘ stillschweigend angebrachte Konjekture? Weitere Urkunden über Rollinger in den Quellen zur Geschichte der Stadt Wien II/3 (1904), Nr. 5068 u. 5159, II/4 (1917), Nr. 5901 und nach Klebel S. 16 in den Wiener Grundbüchern, die Uhlirz für seine kunsthistorischen Regesten aus dem Stadtarchiv noch nicht vorlagen. Bemerkenswert ist eine Notiz über Rollinger, die H. Göhler im Archiv des Metropolitan-Kapitels (MS no 47, fol. 13r) entdeckte. Ihr zufolge erhielt von ihm die Schatzkammer der Stephanskirche zwischen 1485 und 1493: ‚item ain silbreins sand Leopoldpild von maister Wilhalm Rollinger, sniczzer, wigt 1 marc 4 lot.‘ Vgl. *Unsere Heimat* NF 6 (1933), 250.

(45) Der Familienname ist offenbar abgeleitet von einem Siedlungs-namen Rolling oder Rollingen und weist auf das Gebiet des heutigen Luxemburg. Dort gab es nicht weniger als drei nebeneinanderliegende Dörfer namens Rollingen. Das eine davon heißt heute Lamadalaine. Sonst ist m. W. der Name Rollingen nirgends nachweisbar. Zwar gibt es auch in

ben, offenbar als alter Mann. Die ersten urkundlichen Erwähnungen fallen in die Jahre 1484/85. Nimmt man an, daß er ein Alter von 65 bis 70 Jahren erreicht hat, so wäre er Mitte der fünfziger Jahre geboren, wäre 1480 zwischen 25 und 30 alt gewesen und hätte in einem Lebensalter von 35 bis 45 Jahren das Chorgestühl vollendet. Rollinger war 1486 mit Kathrei, der Tochter Heinrich Ramlers, eines ‚Cramer‘, verheiratet. Von 1486 bis 1519 war Rollinger der Leiter der beiden Wiener Passionsspiele. Das setzt Interesse an der Sache und Begabung für Regieführung und Inszenierungskunst voraus.

Die Rücklehnen nun dieses alten Chorgestühles, an dem Rollinger maßgeblich beteiligt war, umzogen zwei Reihen von insgesamt 46 Reliefs, von denen 38 die Leidensgeschichte Christi vom Palmsonntag bis zum Abstieg in die Vorhölle darstellten und die im Wesentlichen den erschlossenen Szenen des Wiener Passionsspieles entsprechen.⁴⁶ Die Szenenreihung ist am Chorgestühl folgende: Versuch der Steinigung Christi — Einreitung in Jerusalem — Empfang durch das Volk⁴⁷ — Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel — die Fußwaschung — das letzte Abendmahl — Judas verrät Christus um 30 Silberlinge — Judas führt die Häscher auf den Ölberg — Christus betet das erstemal am Ölberg — Christus weckt die schlafenden Jünger — Christus betet zum drittenmal — die Häscher fallen vor Christus nieder — Judas-kuß, Heilung des Malchus — die Flucht des zurückgebliebenen Jünglings (Mark. 14, 51 f.) — Christus durch den Bach Cedron geschleift — Christus wird unter Mißhandlungen in die Stadt geführt — Verhör vor dem Hohenpriester Annas⁴⁸ — Christus

Schlesien (im Glatzer Kessel) ein Dorf Rolling, dessen auslautendes —ing aber wohl erst in jüngerer Zeit aus einer anderen Endung entstanden ist. Luxemburg kam 1482 mit Burgund an die Habsburger, was eine Zuwanderung nach Wien bis zu einem Teil erklärlich erscheinen ließe.

(46) Reproduktion bei Klebel, aaO.; Tietze, aaO.; größer in ‚Die Wiener Passion‘. Hrsg. P. W. Stix und L. Chmel [1951]. Zum letzteren vgl. H. Rupprich, Die Zeit im Buch 5 (1951), 1 ff.

(47) Bei Tietze und Stix-Chmel irrtümlich als ‚Einzug in Jerusalem, die Söhne des Zachäus‘ bzw. ‚Empfang durch die Söhne des Zachäus‘ bezeichnet. Gemeint ist die bei Math. 21, 8 und Mark. 11, 8 berichtete Szene.

(48) Diese und die folgende Tafel werden bei Klebel, aaO. 31 (Abb. 94 u. 95) als ‚Christus vor dem hohen Rat, Kaiphas zerreißt sein Gewand‘ und ‚Christus vor Kaiphas (2. Versammlung)‘ erklärt. Ihm folgen Tietze (340) und Stix-Chmel (T. 44 u. 46). Diese Deutungen widersprechen den biblischen Berichten. Vermutlich wurde im Laufe der Zeit einmal die Reihenfolge der Tafeln verändert. Stix-Chmel, Tafel 46, gehört vor Tafel 44. Nach

vor Kaiphas. Der Hohepriester zerreißt sein Gewand — Christus wird vor dem Gerichtshaus an Pilatus übergeben (Joh. 18, 28) — Christus betritt das Haus des Pilatus — Pilatus schickt Christus zu Herodes (Luk. 23, 7 ff.) — Christus vor Herodes — Christus wird von Herodes zu Pilatus in weißem Kleid zurückgesandt (Luk. 23, 11) — Christus das zweitemal vor Pilatus — die Geißelung — die Dornenkrönung — die Schaustellung Christi — Pilatus wäscht sich nach der Verurteilung vor dem Volk die Hände und übergibt Christus den Juden, auf daß er gekreuzigt werde — Simon von Kyrene hilft das Kreuz tragen — die beiden Schächer im Zug⁴⁹ — auf dem Kalvarienberg wird die Grube für das Kreuz ausgehoben — die Kreuzaufrichtung — der rechte Schächer — Christus am Kreuz — der linke Schächer — die Beweinung Christi — die Grablegung Christi — Christus befreit die Seelen der Gerechten aus dem Limbus — die Heilung eines Besessenen — die erste Versuchung Christi — Christus mit den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emmaus — die Speisung der 5000.⁵⁰ — Die einzelnen Szenen sind mit großer Ausdruckskraft geschaffen, die lebhaften Figurengruppen vor Landschaftshintergründe oder vor Innenräume gestellt. ‚Wie bei den Passionsspielen jener Zeit bauen sich die Landschaften in drei Stufen auf, deren letzte gewöhnlich mit ein paar Türmen und Bäumen besetzt ist und mit ihrem Horizont oben das Relief abschließt, unbekümmert um den Augenpunkt der Figurengruppe, der in der Mitte der Fläche zu liegen kommt.‘⁵¹ Niemand, der diese Passionsreliefs an seinem Auge vorüberziehen läßt, kann sich dem Eindruck entziehen, die Abfolge eines Passionsspiels voll tiefster Stimmungen und stärkster Dramatik vor sich zu haben. Das kann nur eine Persönlichkeit geschaffen haben, die allernächste Beziehungen zu der Passionsbühne der Zeit und überhaupt zum Theater der Zeit gehabt hat. Es liegt nahe,

Joh. 18, 13 wurde Jesus zunächst zu Annas geführt, dieser erst schickte ihn (Joh. 18, 24), zu Kaiphas (Matth. 26, 65 und Mark. 14, 63). Die auffallende Bischofsinfel, die der Hohepriester auf Tafel 46 auf dem Kopfe hat, ist auch in den Spielrequisiten unter den Kleidungsstücken des Annas vermerkt: ‚ain Invvfel als ain Pischoff.‘ Vgl. M. Capra, aaO. 140.

(49) Diese Szene erscheint weder bei Klebel noch bei Tietze.

(50) Im 17. Jh. wurden im Stil des Frühbarock vier Reliefs ergänzt: die Heilung des Gichtbrüchigen — das Gespräch vor der Verklärung — die Heilung des besessenen Knaben — die Verklärung Christi. Ob dabei der Inhalt der Darstellungen beibehalten wurde, ist ungewiß.

(51) Klebel, aaO. 14.

Rollinger diejenigen Reliefs zuzuschreiben, welche die stärkere Neigung zur anschaulichen Darstellung bekunden. An der Gesamtfolge der Reliefs fällt auf, daß wohl ausführlich die Geschehnisse von der Einreitung am Palmsonntag bis zum Beginn der Kreuztragung veranschaulicht werden, hingegen aber der Kreuzweg selbst lediglich in einer einzigen Szene (Simon von Kyrene hilft Christus das Kreuz tragen) dargestellt ist, und auch dies so, daß Stadttor und Stadtmauer den kulissenartigen Hintergrund bilden. Die Reliefs geben fast ausschließlich Szenen wieder, die auf den Bühnen, sei es am Neuen Markt, sei es am Stephansfriedhof, gespielt wurden, indes die Straßenszenen vom Neuen Markt bis wiederum zur Bühne (der dreimalige Fall unter dem Kreuz, die Begegnung mit den Frauen, die Darreichung des Schweißtuches durch Veronika, die Mitführung der beiden Missetäter u. a.) beiseite gelassen werden. Das ist doch kaum Zufall, sondern beweist eben die stärkste Abhängigkeit der Passionsreliefs des Chorgestühls von auf der Bühne geschauten Passionsvorführungen. Wir haben hier in Wien somit den einzigartigen Fall der engsten Verbindung bildender und darstellender Kunst vor uns, so daß ein bedeutender spätmittelalterlicher Meister an der Kirche, für die er seine Bildwerke schuf, auch die Inszenierung der Passionsspiele durchführte.⁵² Wohl mit Recht meint H. H. Borchardt: „Eine wirkliche Beeinflussung der Künstler durch das Theater kommt nur für die Zeit von 1430 bis 1480 in Frage, für jene zwei Generationen, die um das Problem des Realismus ringen und dabei starke Erdgebundenheit zeigen (neben Memling Körbeke, Multscher, der Meister des Sterzinger Altars usw.). Bei den späteren Generationen um Dürer und Holbein sind die gleichen Motive ungleich freier behandelt, so daß hier nicht mehr von einer Abhängigkeit

(52) Im übrigen zeigen in Wien und Umgebung vom 12. Jh. an verschiedene bildliche Darstellungen eine ausgesprochene dramatische Gruppierung und Lebendigkeit sowie Übereinstimmung mit den Aufführungen, die es wahrscheinlich machen, daß die Meister nach Feiern und Spielen gearbeitet haben. So z.B. einzelne Bilder des Klosterneuburger Tafelwerkes von Nikolaus von Verdun (1181), die Szenen mit den drei Marien am Grab, Aufzeigung der leeren Tücher, und Maria Magdalena mit dem ihr als Gärtner erschienenen Auferstandenen auf dem einen der Klosterneuburger Temperagemälde des 14. Jhs., oder Steinreliefs mit Grablegung und Auferstehung an der Ostschräge des Chores (jetzt im Friedrichschor) der Stephanskirche. Gewiß aber mögen auch umgekehrt Inszenierungen nach künstlerischen Darstellungen durchgeführt worden sein. Jedenfalls haben Drama, Malerei und Plastik einander vielfach befruchtet.

von den geschauten Passionsvorführungen die Rede sein kann.⁵³ Ein Nachfahre jener zweiten Generation ist Rollinger. Er ringt mit aller Kraft seiner Jugend um diesen Realismus und verkörpert den Höhepunkt der wechselseitigen Beeinflussung von Passionsbühne und Passionsdarstellung in der Skulptur.

Als Ergebnis der notwendigerweise etwas breiter gewordenen Erörterungen sei festgehalten: aus den drei urkundlichen Belegen von 1481, 1486 und 1505, den Raitbüchern der Gottsleichnams-Bruderschaft und den Passionsreliefs des alten Chorgestühles bei St. Stephan geht hervor, daß Wien eine altvererbte Tradition der Passionsspiele besaß und bereits 1481 der nähere Spielverlauf im Kirchenbuch bei St. Stephan festgelegt war. Es gab zwei Passionsspiele, eines am Karfreitag, das andere zu Fronleichnam. Die Szenen der Aufführungen von 1481 ff. wurden im großen und ganzen auf den Passionsreliefs des Chorgestühles veranschaulicht. Als dann 1505 die Gottsleichnams-Bruderschaft das Spiel zu Fronleichnam in ihre Obhut nahm, erreichte der Wiener Spielbetrieb seine höchste Blüte. Es wirkten weit über 200 Personen mit. Die Aufführungen waren großartig ausgestattet. Dabei blieben die Szenen wohl die gleichen. Was wechselte und ausgebaut wurde, war ihre Aufmachung und Inszenierung. Die Spiele wurden gewöhnlich jedes Jahr aufgeführt. Beide leitete von 1486 bis 1519 der Bildschnitzer Wilhelm Rollinger. Was er während der Jahre vor und nach 1500 inszeniert hat, ist gewiß kein bloßer Aufzug mit festen Bildern gewesen, sondern bewegtes Spiel und Drama. Seit 1505/07 ist von einem gereimten Text die Rede, den der Spielleiter Rollinger verwahrte. Zum Spiel wurde geprobt. Am Auffahrtstag 1507 fand eine ‚Prob und versuchung des Spiels oder Passion‘ statt. Das Karfreitagsspiel lag auch nach der Übernahme des Fronleichnamsspiels durch die Gottsleichnams-Bruderschaft weiter in den Händen des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan. Der Anteil der Bruderschaft am Karfreitagsspiel erstreckte sich auf die Grablegung Christi, an der die Brüder in schwarzen Klagekleidern teilnahmen. Die um 1505 ff. übliche Teilung des Spiels auf zwei Tage wurde von 1510 an wieder aufgegeben. Mit 1527 hören die laufenden Ausgaben für das Spiel auf. Aber noch 1528 wurde ‚das Kreuz so der hergott tragt‘ ausgebessert und schwarz angestrichen; auch 1533 und 1534 werden noch einzelne Ausgaben notiert, die auf eine geminderte Aufführung schließen lassen. Die

(53) Euphorion 32 (1931), 184.

reformatatorischen Wirren und die erste Belagerung Wiens durch die Türken 1529, abgesehen vom Tode Rollingers 1521, mögen das ihre zum Verfall beigetragen haben. Immerhin hatte die Gottsleichnam-Bruderschaft durch mehr als 30 Jahre beinahe jährlich das große Spiel zu Fronleichnam in Szene gesetzt. Die Bruderschaft wurde im Zuge der Gegenreformation 1574 wieder errichtet. Aber erst aus dem 17. Jahrhundert haben wir Belege dafür, daß sie, jetzt ‚Corpus-Christi-Bruderschaft‘ genannt, wieder die Einreitung Christi am Palmsonntag und das Spiel am Karfreitag übernommen hat.

Diese vom 14. bis ins 16. Jahrhundert üblichen Schauzeremonien und Spielaufführungen haben zwar durch die Reformation und die politischen Ereignisse eine starke Beeinträchtigung erfahren, scheinen aber doch niemals völlig aufgehört zu haben. Denn bereits für das Jahr 1555 enthält das Wiener Stadtrechnungsbuch fol. 149^b eine Eintragung, in der von der Entlohnung für das Charfreitag- und Osterabendspiel als einem alten Brauch die Rede ist: ‚Item denen personen so das Spill am Charfreytag und Osterabent bey dem Grab in Sannd Steffans Khirchen gehalten, geben umb wegen des mals oder Jausen, so Innen dem alten geprauch nach gegeben wird...‘ Eine weitere Eintragung vermerkt zum Jahr 1597 (fol. 271^b): ‚Den viertten Appril gab Ich dem Casparn Strobl Meßner bey St. Steffan Alhie, wegen daß er etliche Persohnnen am heiligen Charfreytag altem gebrauch nach zum Passionall Spill bestellt vnnd bezahlt. Die gebürnuß Benenntlichen ainlif gulden vier schilling. Sechzehn Pfening, vermug quittung... Id est fl. 11 β 4.⁵⁴‘

Der für unseren Zusammenhang bedeutsamste Bericht stammt von dem Domherrn Matthias Testarello aus dem Jahre 1658. Ihm zufolge begannen in der Stephanskirche seit uralter Zeit die Feierlichkeiten der Karwoche am Palmsonntag. Nach vorausgegangener Palmweihe wurden im Stephansfreithof am ‚Palmbühel‘ die Zeremonien mit Palmzweigaufstreuen, Kleiderausziehen usw. abgehalten und in darauffolgender Prozession die Einreitung Christi in Jerusalem auf dem Palmesel dargestellt.

Mittwoch, Donnerstag und Freitag wurde die Pumpermette mit anschließender Prozession um den Freithof und in der Kirche abgehalten. Hierbei war ein Gesang in Gebrauch, bestehend aus

(54) R. Stumpfl, Zeitschrift für deutsche Philologie 53 (1928), 58.

einem litaneiartigen lateinischen Text mit deutscher Paraphrase und einem zwölfstrophigen Lied, das die Hauptmotive der Passion bis zur Kreuzigung angibt, teils in einem durchaus ernstesten, teils einem mehr oder weniger burlesken Ton. Das hinein verarbeitete berühmte Judaslied ‚O du armer Judas, wass hast du gethan‘ und die Petrus gewidmeten drastisch-komischen Strophen sind seit jeher beliebte Elemente der mittelalterlichen Spiele.

Am Gründonnerstag wurde nach der Fußwaschung und Predigt ‚eine Bühn, welche schön zugerichter mit kleinen Rädeln unter der Baar-Kirchen⁵⁵ stehet, an das orth gerucket, allwo vorhero (dass ist gleich bey der Canzel) der Palm-Esel gestanden, vndt auff die Bühn gesezet wird der Öhlberg vnseres Herren samb seinen Jüngern,⁵⁶ Ihne dardurch zu verehren. Umb 4 Uhr haltet man die also genannte Pumper-Metten, nach vollendter Pumpermetten die procession, unter welcher anstatt des Öhlberg ein Crucifix auf obgedachte Bühne gesetzt wird‘.

Am Karfreitag vormittags wurde ‚vnter wehrenden Gottesdienst herunten in der Kirchen⁵⁷ auff der Bühn, da dass Crucifix den vorigen tag darauff gestellt wordten, von den Stewardienern der Stadt Wien das Bittere Leyden oder passion Vnsers Lieben Herren durch die von Uhralten zeiten hero verfasste reymen dem Volck vorgetragen‘, d. h. das in einer Niederschrift von 1685 auf uns gekommene ‚Passionsspiel bei St. Stephan‘ (Cod. Vind. 8227) aufgeführt.⁵⁸ Das auf eine mittelalterliche Vorlage zurückgehende, barock überarbeitete Stück enthielt, wie aus dem Prolog hervorgeht, ursprünglich die ganze Passion, besteht aber jetzt nur mehr aus zwei Teilen, einem Vor-

(55) Emporkirche = Lettner. Da aber der Lettner bereits um 1489 im Zusammenhang mit der Anlage des Chorgestühles und der Umgestaltung des Chores abgerissen wurde (vgl. H. Tietze, aaO. 28), ist wohl die Westempore gemeint.

(56) Eine Gruppe von einem Einzug Christi in Jerusalem, Holz, und eine Gruppe der drei schlafenden Jünger von einem Ölberg, Holz, reliefmäßig gearbeitet, beide Mitte des 14. Jahrhunderts und aus St. Stephan, befinden sich derzeit in den Sammlungen der Stadt Wien. Vgl. Tietze, aaO., 517 ff.

(57) Laienkirche.

(58) Nach dem Schreiber Matthias Testarello della Massa (1637 bis 1693), Domherr zu St. Stephan, Codex Testarello genannt. Veröffentlicht von A. v. Camesina, Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines 10 (1869), 327; dazu: A. E. Schönbach, Zeitschrift für deutsche Philologie 6 (1875), 146, und J. Zeidler, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/1 (1907), 82 ff.

mittagsspiel mit Szenen am Kreuz, den Verhandlungen mit Pilatus, Kreuzabnahme und Grablegung, und einem Nachmittagsspiel am Grabe. Letzteres gehört nach Inhalt und Aufbau zu den dramatisierten Marienklagen. Im Vormittagsspiel gibt der Vorsprecher in den üblichen Formeln den Inhalt an und führt durch breite Erzählung die Geschehnisse vom letzten Abendmahl bis zum Kreuzestod. Dann erst setzt die Handlung ein. Magdalena und die drei Marien beklagen den Tod Christi. Johannes versucht sie zu trösten. Die Mutter bricht erneut in Klagen aus. Der Prophet Simeon ‚gibt‘ ihr das Schwert ins Herz. — Nach diesen mehr lyrischen Szenen wird mit dem Wechsel des Schauplatzes das Geschehen etwas belebter. Joseph und Nikodemus beschließen die Kreuzabnahme und beginnen darüber mit Pilatus zu verhandeln. Dieser schickt den Longinus zum Kreuz, damit er sich vom Tod überzeuge. Longinus sticht die Lanze in die Seite des Gekreuzigten. Es erscheint der Schutzengel des Hauptmanns und macht ihm Vorwürfe. Longinus meldet Pilatus den Tod und beschließt, sich taufen zu lassen. Joseph führt die Verhandlungen mit Pilatus zu Ende und erhält die Erlaubnis zur Abnahme des Leichnams. Die Tochter des Pilatus beteuert die Unschuld ihres Vaters. Ausgedehnt durch fortdauernde Klagen der Frauen führt die nächste Szene in realistischer Weise die Kreuzabnahme vor. Es folgt die Grablegung. Maria wird von Johannes auf den Berg Sion gebracht.

Die Aufführung des Spiels und die Zeremonien waren so eingerichtet, daß an entsprechender Stelle unterbrochen und die Prozession der Grablegung durchgeführt werden konnte. An dem feierlichen Umzug beteiligten sich Domherren, Adel, Magistrat und die gesamte Corpus-Christi-Bruderschaft. ‚Es wird auch nach dem Hochwürdigen auf einer Trag von vier Priestern mit schwarzen Leviten-Röcken bekleydet, vndt von Nicodemo und Servo unser lieber Herr, So von dem auf der Bühn stehenden Creütz abgenommen wordten, getragen.‘ Beiderseits der ‚Trag‘ gingen schwarzgekleidete Knaben mit Windlichtern und Kerzen. Der Tragbahre folgten die Darsteller des Spieles und 24 weißverschleierte Frauen ebenfalls mit Lichtern.⁵⁹ Während die Prozession um den

(59) Ein ‚Ordo divinatorum officiorum per anni circulum...‘, quantum Joannes Prugger advertere potuit ex observatione et officio suo‘ aus dem Jahre 1647 enthält im Abschnitte ‚Feria 6. in Parasceve‘ folgende Angaben: ‚... Sub Passione fit comoedia de Passione Domini in theatro medii templi... Cum pervenerit Episcopus ad sepulchrum seu feretrum imaginis crucifixi et a cruce depositi per comoediantes ferendi, accedunt Levitae ministrantes,

Stephansfreithof herumzog, wurde die Bühne weggerückt und das auf Rädern stehende Grab aus dem Gewölbe auf dem Friedhof, worin es das Jahr über aufbewahrt wurde, in die Kirche, in den Schrancken allwo vorigen tag die Fusswaschung beschehen, gebracht. Unterdessen kam die Prozession in die Kirche und nach nochmaligem Umgang erfolgte die Grablegung und Versiegelung des Grabes. Nachdem dies geschehen und das Grab mit Statuen und Leuchtern umstellt war, kamen die Steuerdiener und führten das begonnene Spiel, in den Schranken des heiligen Grabes' zu Ende.

Das Nachmittagsspiel setzt neuerdings mit einem Vorspruch ein, besteht aber dann in der Hauptsache aus Klagen und Reden der drei Frauen, des Johannes, des Joseph von Arimathäa und Nikodemus, des Simeon, der Magdalena, des Schutzengels und eines bußfertigen Sünders. Magdalena und Johannes schelten Judas wegen seines Verrates; er beschließt, sich zu erhängen. Die erste Maria tröstet die Tochter des Pilatus. Simeon erinnert die klagende Mutter, daß der Herr verheißen habe, am dritten Tage von den Toten aufzuerstehen. Der Schutzengel ermahnt zur Buße. Dem reuigen Sünder wird Gnade verheißen. Der ‚Vorredner‘ ruft die Fürbitte Marias an, die Darsteller gehen dreimal schweigend um das Grab und der Prologus spricht kniend das Schlußgebet.

Diese so überlieferte Textfassung und Aufführungsart enthält zweifellos viele Elemente aus mittelalterlichen Spielen. Der Verfasser hat stofflich und formal die alten Marienklagen ausgiebig benutzt.

*

Der Ostertropus hatte früh derart anregend gewirkt, daß ihm bereits im 10. Jahrhundert als Kontrafaktur ein Weihnachtstropus ‚Quem quaeritis in praesepe, pastores dicite?‘ nachgebildet wurde, aus dem sich im Laufe der Zeit ein Weihnachtsspiel entwickelte. Die Nachbildung erstreckte sich auf Wortlaut und Szene der Visitatio: dem Grabbesuch der Frauen entspricht daher der Krippenbesuch der Hirten. Später kamen die Vorgänge mit den drei Weisen aus dem Morgenlande und die Ermordung der Kinder Bethlehems dazu.

Die Wurzeln des Officium stellae oder Magorum liegen im liturgischen Brauch des Laienopfers während der Epiphanias-

et juvent reverenter portare corpus Christi, sequuntur autem, et non praecedunt venerabile uti etiam reliqui comoediantes et mulieres cum S. Joanne et reliquis... Abschrift im Domarchiv zu St. Stephan.

messe. In der ältesten Form der Feier begeben sich die drei Könige in Prozession unter Geleit eines Sternes zum Altar, um ihre Gaben niederzulegen. Darauf verkündet ihnen ein Engel die Geburt des Kindes.

An die Darbringung der Geschenke durch die drei Weisen aus dem Morgenlande schlossen sich später die Szene ihres Besuches bei Herodes und die Szene mit dem Engel an, der ihnen im Schlafe befiehlt, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, sondern auf einem anderen Weg in ihr Land zu ziehen. Das Bestreben nach geschichtlicher Erweiterung führte ferner zur Schaffung einer dritten für das Kirchenfest der Unschuldigen Kinder bestimmten Feier, des *Officium infantium* oder *Ordo Rachelis*, welcher die am Schluß der Magierspiele ausgesprochene Drohung des Bethlehemitischen Kindermordes zum Gegenstand nahm.⁶⁰ Die älteste vollständig ausgebildete und erhaltene deutschsprachliche Form des Weihnachtsspiels, der Erlauer *„Ludus trium magorum“*, vereinigt schließlich den gesamten Stoff, angefangen von der Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten bis zum Kindermorde. Das Erlauer Krippenspiel *„Ludus in cunabilis Christi“* hat sich sowohl den aus dem alten Benediktbeurer Weihnachtsspiel (13. Jahrhundert) bekannten Streit des Christentums mit dem Judentum, wie den Volksbrauch des *„Kindelwiegens“* einverleibt.

Das geistliche Schauspiel äußert im Verlauf des Mittelalters immer deutlicher die Tendenz, alle christlichen Glaubensvorstellungen sinnlich zu veranschaulichen. Für die Entstehung neuer Spiele im Dienste dieses Bestrebens ist die liturgische Ausgangsbasis und Einordnung in den Gottesdienst nicht mehr unbedingt erforderlich. Die Annalen von Regensburg berichten in einem Zusatz am 7. Februar 1194: *„celebratus est in Ratispona ordo creacionis angelorum et ruina Luciferi et suorum, et creacionis hominis et casus et prophetarum“*,⁶¹ d. h. schon Ende des 12. Jahrhunderts waren in der für das österreichische Donaugebiet kulturell so einflußreich gewesenen Stadt die Feiern und Spiele zu einer Darstellung der Vorgeschichte der Erlösung ausgewachsen.

(60) *„Exhibent praeterea imaginaliter et Salvatoris infantiae cunabula, parvuli vagitum, puerperae Virginis matronalem habitum, stellae quasi sidus flammigerum, infantum necem, maternum Rachelis ploratum“* tadelt bereits Gerhoh von Reichersberg (1093—1169). Vgl. F. Scheibelberger, *Gerhohi Reichersbergensis opera hactenus inedita* (1875), 25 ff. Die Texte bei Young, *The drama of the medieval church* II (1933).

(61) *Monumenta Germaniae Historica, Script.* 17 (1861), 590.

Der Vorführung der Erschaffung der Engel und dem Sturz Luzifers und der Seinen folgte ein Adam-und-Eva-Spiel, diesem ein Prophetenspiel. Auf solche Weise bahnte sich allmählich die Idee einer Darstellung der Weltgeschichte an, blieb jedoch, wenigstens im Drama, in Einzelheiten (Danielspiel, Isaak und Rebekka⁶² u. dgl.) stecken. Der weltgeschichtlich aufgefaßte Erlösungsgedanke suchte endlich auch noch eschatologische Vorstellungen in dramatischer Handlung zu versinnlichen, so die Parabel von den zehn Jungfrauen, besonders aber die mächtige Antichristsage, womit im ‚Ludus de Antichristo‘ das mittelalterliche Drama politisch-patriotischen Charakter bekam und auf seinen Höhepunkt geführt wurde.

Wie diese Feiern und Spiele im einzelnen in Wien ausgesehen haben, vermögen wir nicht zu sagen, weil uns weder Texte noch genauere Berichte überliefert sind. Die Annahme ihres wenigstens teilweisen Vorhandenseins scheint um so mehr, berechtigt, als der im Benediktbeurer Weihnachtsspiel vorhandene *Episcopus puerorum* am Tag der Unschuldigen Kinder bis 1460 auch in Wien gefeiert wurde. Eine Schar Knaben wählte am St.-Nikolaus-Tag einen Kinderbischof, von ihm geführt hielt sie am 28. Dezember in der Stephanskirche ihren Umzug und vollführte im Chor eine kindliche Kontrafaktur des Gottesdienstes.⁶³ Desgleichen war eine szenische Darstellung der Himmelfahrt Christi üblich. Denn noch aus der Mitte des 17. Jahrhunderts berichtet der sächsische Legationskanzlist Johann Joachim Müller in seinem ‚Reiße-Diarium bey Kayserlicher Belehrung des Chur- und Fürstl. Hauses Sachsen‘ zum 26. April (6. Mai), dem Himmelfahrtstag des Jahres 1660: ‚Nachmittags in die Stephanskirche gangen und den recht Comoedischen Actum der sichtbaren Auffarth Christi gesehen / anfangs hiengen mitten in der Kirchen von der Decken herab an Stricken sechs kleine Engel / in den Händen brennende Krantz-Kertzen habend / so oben über dem Gewölbe auf und nieder gezogen wurden / hierauf kamen etliche Thumherrn / mit vorgehenden singenden Schülern / Kreutz-Fahnen und brennenden Wachs-Kertzen an den Ort / da der Herr Christus aufgezogen werden solte / nach geendigten Singen wurde Herr Christus / in

(62) Das Bruchstück eines ‚Ordo de Ysaac et Rebecca et filiis eorum recitandus‘ (12. Jh.) aus Vorau veröffentlicht von O. Kernstock, Aus der Festenburg (1911), 94 ff. Neue Ausgabe bei Young, aaO. II, 258 ff.

(63) J. Zeidler, Die Schauspieltätigkeit der Schüler und Studenten Wiens (Progr. Oberhollabrunn 1888), 12.

rechter Lebens-Größe aus Holz gehauen / und angekleidet / nebst obgedachten herumschwebenden Engeln in die Höhe und zu einem Loch hinein gezogen. Im Hinaufziehen / welches fast eine Viertelstunde währete / huben die Kinder ein laut Geschrey und Jauchzen an / mit zusammen geklopften Händen / so bald nun die Ascensio geschehen / ward aus bemeldten Loch eine große Menge kleiner gemahlter Bilderlein / und Hostien-Stücke herab geworfen / welche von Jung und Alt / Groß und Kleinen / certatim aufge-rappet / und unter solchem Rappen Wasser herunter gegossen / welches dem Vorgeben nach der böse Feind thun soll / und werden diese Bilder von den Pábstlern zu ein und andern Aberglauben gar heilig aufgehoben.⁶⁴

Diese szenische Darstellung der Himmelfahrt Christi war wohl ebenso wie das ‚Passionsspiel bei St. Stephan‘ seit alters her üblich. Soweit man aus dem Bericht Müllers schließen kann, hatte sie Ähnlichkeit mit dem Christi-Himmelfahrts-Spiel des bayrischen Klosters Moosburg aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, der einzigen liturgisch-dramatischen Himmelfahrtsfeier, die bisher bekannt wurde.⁶⁵ Am Passionsspiel und an dieser gottesdienstlichen Himmelfahrtsfeier sieht man, wie lange in Wien das volkstümliche religiöse Spielgut des Mittelalters bewahrt wurde.⁶⁶

*

2. Das weltliche Drama

Die christlichen Osterfeiern und Spiele hätten kaum diese machtvolle und breite Entwicklung zu einem religiösen Volksschauspiel von größter Beliebtheit genommen, wenn nicht neben ihnen im Lande eine theatralische Kunst lebendig gewesen wäre

(64) Johann Joachim Müller, Entdecktes Staats-Cabinet. Zweyte Eröffnung (Jena 1714), II, 196 f. — Das Herabwerfen der Bilder dürfte die Gaben des Heiligen Geistes bedeuten, das der Hostien erklärt das Moosburger Spiel: ‚Per hostias intelligitur presencia corporis Christi, quod nobiscum est sub specie panis usque in consumacionem seculi.‘

(65) Veröffentlicht von Neil C. Brooks, Zeitschrift für deutsches Altertum 62 (1925), 91 ff.

(66) Weiteres Material über alte, bis ins Barockzeitalter fortlebende religiöse Spielbräuche enthalten die Berichte des Hessisch-Darmstädtischen Gesandten Justus Eberhard Passer an die Landgräfin Dorothea von 1680 bis 1683. Vgl. L. Bauer, Archiv für österr. Geschichte 36 (1867), 272 ff. Vgl. ferner C. Dilgscron, Geschichte der Kirche U. L. F. am Gestade (1882), 109; und G. Gugitz, Das Christi-Himmelfahrtsfest und sein Brauchtum, Jahrbuch der Österr. Leo-Gesellschaft 1937, 31 ff.

und das Volk sich nicht eine dauernde Vorliebe dafür bewahrt hätte. Die letzten Reste solcher vorliterarischer, zum Teil einst kultischer Spiele haben sich in Volksbräuchen wie dem Perchtenlauf, Hutlerlaufen, den Brechelspielen, Todaustragen und Sommerbringen, Kampfspielen zwischen Sommer und Winter, Frühlings- und Fastnachtsumzügen, Schwerttänzen u. dgl. bis in die Gegenwart erhalten.

Unsere Kenntnis vom Werdegang des deutschen weltlichen Dramas ist in besonderem Maß von der Lücke in der Überlieferung der älteren deutschen Volksdichtung betroffen. Über die weltliche dramatisch-theatralische Kunst des Früh- und Hochmittelalters wissen wir nur aus indirekten Zeugnissen. In die Schrift und Literatur fand das alte von Germanen geschaffene Spiel seinen Weg erst im 14. Jahrhundert. Seine Erhaltung und Pflege vom 8. Jahrhundert bis ins späte Mittelalter ist ebenso wie die Fortführung der Tradition der episch-dramatischen Heldenlieder, die Entstehung der Heldenepen und die deutsche Verskunst überhaupt größtenteils den mittelalterlichen Spiel-leu-t-en zu verdanken, deren besonderer Beruf die poetische Produktion und Reproduktion war.⁶⁷

Diese Spielleute setzen sich in der Hauptsache aus drei Gruppen zusammen: Vertretern einer niederen Kunst, die durch Vorführungen und Schaustellungen als Tierbändiger, Mimiker, Puppenspieler, Zoten- und Possenreißer die Menschen belustigten, dann einer vornehmeren Klasse, den Erben und Fortsetzern der altgermanischen Poeten und Rezipitoren, die zum Gefolge der Fürsten gehörten, manchmal auch ein Wanderleben von Hof zu Hof führten und eine gehobene und ernste Kunst pflegten, und schließlich den fahrenden Klerikern, die seit dem 13. Jahrhundert der Kirche viel zu schaffen machten.

Sie alle begegnen nicht nur als Dichter und Leiter bei den aus der Kirche ins Freie gedrängten geistlichen Spielen, sondern sie bildeten zweifellos auch viele charakteristische Wesenszüge des gesamten weltlichen Dramas und Theaters aus. Denn nur durch die jahrhundertlang ununterbrochene Wirksamkeit solcher berufsmäßiger Poeten und Vortragskünstler, in deren Schaffensbereich auch das Verfassen und Darstellen von Dramen und Spielen gehörte, ist das literarhistorisch scheinbar unvermittelte

(67) Vgl. D. Kralik, Deutsche Heldendichtung. In: Das Mittelalter (Wissenschaft und Kultur III), Wien 1930, 179 f.



sowie der Tätigkeit der Fahrenden und Spielleute enthielten gewiß auch dem Drama verwandte literarische Gattungen, wie die alten Streitgespräche u. dgl., allerlei Ansätze zu einem weltlichen Drama ernster wie possenhafter Art. Der Entwicklungsprozeß und die allmähliche Ausbildung bis etwa 1500 lassen sich jedoch nur teilweise verfolgen.⁷⁰

Von den wesentlichsten Anfangselementen sind literarhistorisch unmittelbar nur die *Frühlingsfeiern* faßbar, und zwar in den Neidhart-Liedern und -Spielen der höfischen Spielleute des 14. Jahrhunderts. Die Ansatzpunkte dieser Neidhart-Poesie weisen auf den Hof der österreichischen Herzoge. Was hier an festlichen Lenzbegängen und heiteren Scherzen aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts überliefert ist, knüpft an Otto den Fröhlichen und seine Gemahlin Elisabeth (gest. 1330) an.⁷¹ Das älteste Lied ‚Der viol‘⁷² führt den Dichter selbst mit einem Preis des Frühlings nach vergangenem Winter ein. Daran schließt die Aufforderung an Ritter und Frauen, auf der Maienwiese das erste Veilchen zu beschauen und den Frühling zu grüßen. Neidhart entdeckt es, stürzt zum Schutz den Hut darüber und meldet den Fund der Herzogin. Diese bricht mit Pfeifern und Leirern alsbald auf, um den ‚viol‘ zu pflücken. Unterdessen haben grobe Bauern Unrat unter den Hut gelegt. Die Herzogin macht Neidhart bittere Vorwürfe, dieser stößt Wehklagen aus und schwört Rache. Nach anderer Überlieferung haben 32 Bauern wegen der Übeltat ihr linkes Bein verloren.

Ursprünglicher, jedenfalls tiefer im Mythischen verwurzelt als diese lyrisch-epische Gestaltung ist die Dramatisierung des Stoffes. Sie zeigt nämlich das alte Natur- und Jahrzeitthema noch verbunden mit dem Liebes- und Fruchtbarkeitsmotiv. Das ‚St.-Pauler Neidhart-Spiel‘ (Cod. St. Paul XXXII c/261, fol. 166^{a b}), um 1350 von einem Fahrenden höherer Kategorie

(70) Zu ihrer allseitigen Untersuchung und Klärung fehlen noch die grundlegenden Quellenwerke, die sowohl die verschiedenen Relikte der vorliterarischen Spiele wie den Textbestand unseres älteren Dramas samt den dazugehörigen verwandten Denkmälern und Zeugnissen in geschlossenen Darlegungen und modernen textkritischen Ausgaben darbieten würden.

(71) R. Müller, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Altertumsvereine III/2 (1907), 667

(72) F. v. d. Hagen, *Minnesinger* (1838) III, 202. In Ottakring ‚niederhalb der Kirchen‘ hieß 1334, 1360 ein Weingarten ‚der Veyal‘, an dem möglicherweise die Veilchengeschichte lokalisiert war. Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I (1895), 331, 338, 392.

verfaßt, besteht aus einer einleitenden Vorrede des Proklamators, der den Inhalt gibt, und kurzen Dialogen.⁷³ Lateinische Beischriften und Szenenanweisungen teilen den Stoff für die beiden Spieler in sechs Abschnitte. Die Herzogin begrüßt in zierlicher Rede Ritter Neidhart: sie und ihre Hoffräulein wollen sich mit ihm des lichten Maien freuen, er möge ihnen dazu helfen. Neidhart verspricht das Schönste zu dichten, das ihm möglich ist, und das Veilchen suchen zu wollen, um die Gunst der Herzogin zu erringen, d. h. die Erlaubnis, ihr seinen Minnedienst widmen zu dürfen. Neidhart geht, legt die Blume unter den Hut und meldet seinen Fund. Beim Versuch, das Veilchen zu pflücken, erhebt die Herzogin laute Klagen über die Beleidigung, die nach ihrer Meinung der Ritter Neidhart ihr angetan hat. Neidhart beteuert seine Unschuld und wendet sich mit derbem Schelten und Drohen gegen die Bauern, die ihm das Leid angetan hätten.⁷⁴ Diese Situation wird in späteren Liedern und Spielen, wie z. B. im Großen und Kleinen Neidhart-Spiel,⁷⁵ vergrößert und erweitert.

In diesem St.-Pauler Neidhart-Spiel hat man eine Art Zwischenstufe von Lenzfeier und Fastnachtspiel vor sich. Den Rahmen bilden Frühlingsreigen, Suchen und Finden der ersten Frühlingsblume. Welcher Art der Ersatz des Veilchens gewesen

(73) Faksimile bei Nagl-Zeidler, *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte I* (1899), 374 ff.; zum erstenmal gedruckt von A. E. Schönbach, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 40 (1896), 368 ff.; ferner bei J. Zeidler, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Altertumsvereine III/1 (1907), 92 ff.

(74) K. Gusinde, *Neidhart mit dem Veilchen* (1899, *Germanistische Abhandlungen* 17); S. Singer, *Neidhartstudien* (1920), 47.

(75) A. Keller, *Fastnachtsspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert I* (1853), Nr. 53 u. Nr. 21; auch unter den Sterzinger Spielen *Vigil Rabers* befindet sich ein Szenar zu einem Neydthart-Spiel (hrsg. v. Zingerle, Wien 1886, Nr. 26). Die bildlichen Darstellungen des Veilchenmotivs der Neidhartspiele im Haus zur Zinne in Diessenhofen und im Haus zum Grundstein in Winterthur sind wiedergegeben bei K. Holl, *Geschichte des deutschen Lustspiels* (1923), Tafel 16/17. Vgl. dazu auch Wackernagel, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 9 (1853), 319. Über das heute größtenteils zerstörte Relief am Unterbau des Neidhartgrabes an der Südseite der Stephanskirche in Wien bemerkt F. Tschischka, *Die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien*² (1843), 86 f.: 'Von diesem Basrelief [an den Seitenwänden] ist nur mehr der Moment übrig, wie Nithart dem Herzoge die Nachricht bringt, daß er das erste Veilchen des Frühlings gefunden habe. Es ist ein gut gearbeitetes Bruchstück, und läßt um so mehr den Abgang des Übrigen bedauern.' Eine Abbildung befindet sich in Tschischkas 1832 erschienenem Werk über den Dom, Tab. 44. Vgl. jetzt auch *Österreichische Kunsttopographie XXIII* (1931), 43 f.

ist, wird nicht ausdrücklich gesagt. Bei den ursprünglichen Feiern war das Abbrechen der Blume und die symbolische Bedeutung die Hauptsache. Daher empfindet im Spiel die Herzogin das Nichtvorhandensein als Verschmähung ihrer Gunst. Denn das Spiel stellt offenbar die entlegene und ins Höfische umgebildete Fortsetzung einer alten Jahrzeitfeier mit Maiehe dar. Form und Sprache sind von höfischer Gelassenheit und Feinheit. Zum Text kamen zweifellos als Begleitung pantomimische Tänze. Das St.-Pauler Neidhart-Spiel ist das einzige Denkmal spielmannsmäßiger Behandlung eines derartigen Stoffes in Dramenform vor dem Fastnachtspiel.

Ich versuche im folgenden einen im Vergleich zu der buchstabengetreuen Erstveröffentlichung und ihren Nachdrucken leichter lesbaren Text herzustellen und sinngemäß zu interpungieren:

Proclamator:

Horent, frawen vnde man,
 Ez kument her uf disen plan
 Jetzo an diser vart
 Ain herczogin vnd her Nithart,
 5 Mit in vil schöner frawen,
 Von den ir abentûr sünd schawen
 Wie der vest ritter her Nithart
 Mit der herczogin verwetet⁷⁶ hât:
 Wer vinde das erst blûmelin,
 10 Der sol derer ander bûl jarlang⁷⁷ sin.

Loquatur ducissa:

Got grûz dich, edler Nithart!
 Von wann kumbst her an diser vart
 Oder wie stât din gemût
 Gen dez liechten mayen blût?⁷⁸
 15 Wez wellen wir nu beginnen,
 Da von wir fraûd gewinnen?
 Wann⁷⁹ min gemût stât also,
 Das ich wil mit dir wesen fro
 Gegen dez liechten mayen schin,
 20 Ich und die klâren megentin.

(76) gewettet.

(77) ein Jahr lang.

(78) Blüte.

(79) denn.

Respondeat Nithardus:

Genād, liebiu frawe min,
 Waz ir gebietet⁸⁰, daz sol sin;
 Und wil mich dez verpflichten
 Daz ich wil fürbas dichten
 25 Das best daz ich mak
 Bediu naht und tak.
 Durch⁸¹ alle schön frawen güt
 Wil ich wesen hoch gemüt.
 Sûchen mit richem schall
 30 Wil ich blûmen und vial⁸²,
 Und vind ich dann das blûmelin,
 So müssent ir min bûl sin.

Vadat Nithardus et ponat florem sub pileo et redeat:

Ach, edliu frawe minneclich,
 An hohen fraûden bin ich rich,
 35 Wan ich an disen stunden
 Han ain⁸³ vialblûmen funden,
 Die sûllent ir gån schawen,
 Ir und die edeln junkfrawen.

Levato pileo a ducissa:

Ach, waufen ûmmer waffen!
 40 Dar uber sol man dich strafen,
 Das du nimmer liegest
 Und kain frawen me betriegest,
 Du vaiger⁸⁴ swacher man!
 Ez mûs dir an daz leben gån.

Respondeat Nithardus parum percussus:

45 Ach, edliu frawe hoch geborn,
 Länd ab gen mir den iweru zorn
 Und länd mich hân iwer huld!
 Ez ist geschehen ǎn⁸⁵ all min schuld:
 Ain gebur mircz hât ze laid getân,
 50 Er müss ain bain ze pfand hie lân.

(80) gebietet.

(81) um willen.

(82) Bei Lexer vîol(e), vgl. Z. 36 u. 54.

(83) am Hs.

(84) dem Tode verfallener.

(85) ohne.

Nithardus ad rusticos:

Sagt an, ir dorfknappen,
 Ir tōrpel und ir mûstrappen⁸⁶,
 Waz hānd ir an mir gerochen,
 Daz ir den viol hānt ab gebrochen
 55 Und mir mit iworm ungelimpf
 Zerstörent hānt den minen schimpf?⁸⁷
 Ze pfant müst ir diu bain hie lān
 Und uf den stelozen hain gān.

Inhalt und Darstellung, gesellschaftliche, literarische und psychologische Voraussetzungen weisen auf Wien und Umgebung als Entstehungsort und Schauplatz der Handlung hin. Diese Zuweisung läßt sich weiter stützen durch eine Untersuchung der Sprache der Handschrift und der Reime des Spieles. Schon Schönbach hat ZfdA 40 (1896), 368 ff. beobachtet und festgestellt, daß die Schreibung der Handschrift der schwäbischen Mundart angehört. Ich möchte mit ihm nochmals hinweisen auf die Schreibungen au (waufen 39, straufen 40) und ă (hāt 8 u. 49, stāt 13 u. 17, klären 20, genād 21, gān 37, 44, wāffen 39, lānd 46 u. 47, hān 47, ān 48, getān 49, lān 50 u. 57, hānd-hānt 53, 54 u. 56). Weitere von Schönbach nicht angeführte Merkmale des Alemannischen sind: 1. die häufig gebrauchte -nt Endung der zweiten Person Pluralis (horent 1, sünd 6, gebietent 22, lānd 46 u. 47, hānd-hānt 53, 54 u. 56) und als Überbildung dazu sogar im Participium praeteriti (zerstörent ‚destructum‘ 56); 2. der bekannte alem. Schwund des -ll- in Hilfsverben (sünd 6, vgl. jedoch sülent 37); 3. die alem. Form hain mit dem -n-Laut statt heim (58).

Dagegen hat Schönbach für die Vorlage bairischen Ursprung vermutet. Entscheidend sind hiefür die Reime -ă mit â (man/plān 1/2, man/gān 43/44). Desgleichen hat er mit Recht den Reim Nithart : hāt (7/8) dem bairisch-österreichischen Gebiet zugewiesen. Reime der letzteren Art von -t mit -rt sind vor allem den Wiener Dichtern des späten 13. und 14. Jahrhunderts und ihren Nachahmern eigentümlich.⁸⁸

(86) Mus-Trappen: mhd. muos, Mehlbrei, die Bauernspeise; mhd. trappe, altčech. dropa, Trappvogel, Tölpel.

(87) Spiel.

(88) Zu diesem -t-rt-Reimen vgl. E. Kranzmayer, Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache, Sitzungsberichte der Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 226/4 (1950), §§ 19 u. 24 c.

Alle diese inhaltlichen und formalen Kriterien zusammen genommen, wird man daher kaum mit der Annahme fehlgehen, daß das sogen. ‚St.-Pauler Neidhart-Spiel‘ von einem Österreicher gedichtet wurde, der zu dem Wiener Hof in nächster Beziehung stand.

Im ‚Großen Neidhart-Spiel‘⁸⁹ wurde die vergrößerte Veilchenszene durch Darstellung der Bestrafung der Bauern und Aussöhnung Neidharts mit dem Herzogspaar, Anfügung verschiedener dramatisierter Schwänke (Neidhart als Schwertfeger, Beichtschwank, Kuttenschwank, Spiegelgeschichte, Neidhart im Faß, Säulenschwank) sowie Hineinnahme eines Teufelspiels und Einlage zahlreicher Tänze auf 2268 Verse erweitert und zum umfangreichsten komischen Drama des Mittelalters aufgeschwellt. Ort der Handlung ist der Herzogshof in Wien und die umliegende Landschaft, namentlich das Dorf Zeiselmayer. Sprache und Reimgebrauch lassen erkennen, daß das Stück ursprünglich in der um die Wende des 14./15. Jahrhunderts noch traditionellen Dichtersprache abgefaßt war. Die Verstechnik erinnert ebenfalls häufig an die guten mittelhochdeutschen Regeln und Kunstgriffe, und die Terminologie des Minnesanges ist noch im vollen Gebrauch. Der Stil des Spieles zeigt Verwandtschaft mit der Schwank- und Spielmannspoesie und dem geistlichen Drama. Der Verfasser war ein Fahrender. Er sympathisiert mit den Rittern und nimmt Stellung gegen die Bauern. Als Veranstalter sind der Herzog und die Herzogin angegeben, als Zuschauer waren adelige Gesellschaftskreise gedacht, von Bürgerlichen ausdrücklich nur vornehme Kaufleute zugelassen.⁹⁰ Auch die Entstehung des ‚Großen Neidhart-Spieles‘ und seine Aufführung, zu der gegen hundert Spieler notwendig waren, wird man sich am ehesten in Wien oder dessen Umgebung zu denken haben.

Soweit man sieht, haben im Verlauf der Entwicklung der weltlichen Spiele die mimisch-deklamatorischen Elemente der Frühlingsfeiern und Tanzspiele immer mehr an Boden gewonnen. Damit verflocht der zunehmende Einfluß der Spielleute in stets wachsendem Umfang altüberliefertes Mimusgut, Schwänke und Volksspieße, und nur scheinbar ziemlich elementar tritt von 1400 an eine neue dramatische Volkskunst in den sogenannten ‚Fast-

(89) Hrsg. von A. Keller, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart 28 (1853), 393 ff.

(90) V. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele (1896, Quellen und Forschungen 77), 16 ff.; Gusinde, aaO. 49 ff.

nachtspielen' zutage.⁹¹ Viele dieser Erzeugnisse sind im Grunde genommen Tanz- oder Bewegungsspiele. Der Schritt zum dramatischen Konflikt mit Spannungscharakter war getan, sobald man dem Tanz oder Aufzug ein Ziel oder einen Preis setzte. Das Ergebnis waren Werbespiele, welche dem Volksgeschmack entsprechend bald possenhafte Gewandung annahmen. Die seit jeher im Gerichtswesen enthaltenen dramatisch-theatralischen Grundformen und altes damit verwandtes Brauchtum ermöglichten die Ausbildung der zahlreichen Streit- und Gerichtsspiele mit Klage und Gegenklage, Beschuldigung, Verteidigung und Urteilsspruch, alles leicht ins Lächerliche wendbar. Unermüdlich werden dabei Ausschnitte des täglichen Lebens in grotesk-realistischer Schilderung zur Darstellung gebracht. Spieldichter mit literarischen Kenntnissen bearbeiteten zu guter Letzt für empfänglichere Zuschauer auch noch Themen der Heldensage und des Artuskreises oder schöpften aus der Antike sowie der Schwank- und Anekdotenliteratur. Vereinzelt fand sogar die politische Satire Eingang. Ganz einfache und rohe Stücke finden sich neben geschickt gebauten Einaktern. Der Stil ist fast durchwegs typisch. Wertschätzung der Eigenart des Einzelwesens liegt ihnen fern. Erst allmählich macht sich die Betonung des Wesentlichen geltend.⁹²

Von der großen Masse der Nürnberger Fastnachtsspiele unterscheidet sich in Inhalt und Inszenierung eine Gruppe, deren Sprache und Reimgebrauch in das bayrisch-österreichische Gebiet weisen: das schon erwähnte Große Neidhart-Spiel, das Spiel vom Tanawäschel, das Spiel vom verliebten Aristoteles, das Spiel von den bösen Weibern, Die alten Weiber, und das Heiligenkreuzspiel.⁹³ Die Stücke stammen wohl aus einer im 15. Jahrhundert in Österreich entstandenen Sammlung, kamen später von hier nach Schwaben und wurden dort von Claus Spaun (oder Span) 1494 und 1516 in zwei Sammelbände von Spielen und Spruchgedichten mitaufgenommen. Außer diesen in Augsburg und Wolfenbüttel befindlichen Handschriften enthält auch die Sterzinger Sammlung, die Vigil Raber 1510 anlegte, ältere Reste heimischen Spielgutes: 'Ipokrates', 'Aristoteles der hayd' und 'Reckenspiel'. Alle diese Dramen entlehnen ihre Stoffe meist der Sage, haben die mittelhochdeutschen Gepflogenheiten, berühren sich im Stil vielfach mit

(91) Hrsg. von A. Keller, aaO. Bd. 28, 29, 30, 46 (1853 u. 1858). Dazu das Buch von V. Michels.

(92) K. Holl, aaO. 45 ff.

(93) Keller, Fsp. 54; 128; 56; 57; 125.

den geistlichen Spielen, sind gemütlich, humorvoll, erfüllt von naiver Lust am Komischen und Freude an den altbekannten grotesken Figuren; Witz oder Witzeln, Satire und politische Leidenschaften oder Vergnügen an der Zote fehlen. Ebenfalls aus bayrisch-österreichischem Bereich stammen die drei in einer Mondsee-Wiener Handschrift (Cod. Vind. 3027) vom Ende des 15. Jahrhunderts enthaltenen, inhaltlich wie formal bemerkenswerten Stücke: ‚Daz Leben der Heyligen Frawen Susanna‘ mit der Geschichte von Daniel und Susanna, das Gerichtspiel ‚Ein Recht von Rumpolt und Marecht, dy yn dy ee ansprach‘,⁹⁴ lateinisch und deutsch, welches einen Deflorationsprozeß zum Gegenstand hat, und schließlich ein Mittelding von Gedicht und Fastnachtspiel ‚Der Narren Kappen‘.⁹⁵ Namentlich das zweite Stück ist trotz seiner Grobheit und Derbheit dramatisch vorzüglich gebaut.

Aus Wien selbst verlautet in ältester Zeit nichts von Fastnachtspielen als szenischen Aufführungen, sondern es wird nur von Fastnachtmahlen, Fastnachtstänzen und Stechen junger Bürger auf der Brandstätte am Faschingstag 1444 und von Vermummungen berichtet. Nichtsdestoweniger hat es gewiß schon im 15. Jahrhundert solche Spiele in Wien gegeben. Der schon oben genannte Franz v. Retz tadelt in der ‚Lectura super Salve Regina‘ (Hs. 55, fol. 130^{rv} der Stiftsbibliothek Klosterneuburg) nach 1400, daß die gesamte Bevölkerung, Adel, Bürger, Bauern und Knechte während der Faschingstage wenig Zucht halten und sich ungezählten törichten und närrischen Geschmacklosigkeiten ergeben. Die einen machen sich durch unmäßige Schmausereien und Trinkgelage zu jeder guten Tat unfähig. Die anderen ‚schwärmen mit Cistern und Trommeln, mit Quinternen und Lauten, mit Cistern und Flöten lärmend durch die Straßen, führen Tänze auf und ziehen durch die Straßen und Gassen, machen sich gegenseitig müde, bis sie vor Erschöpfung sich nicht mehr auf den Füßen zu halten vermögen‘. ‚Wieder andere verunstalten sich mit unnatürlichen Gesichtsmasken, schänden die menschlichen Gestalten zu Tierfratzen, verkehren die Nacht zum Tag und beunruhigen unablässig sich und andere und halten solch ärgerliches Treiben in ihrer Torheit noch für Vergnügen.‘⁹⁶ Ein

(94) Keller, Fsp. 129, 130.

(95) H. Maschek, Lyrik des späten Mittelalters (1939), 184 ff.; Keller, Fsp. 132.

(96) ‚Item vagantur quidam in sistris et tympanis, in quinternis et laucis, in sistris et fistulis concrepantes, coreas ducentes, per plateas et

öffentlicher Ruf des Jahres 1465 verfügt, daß ,nyemand in pawernklaid, in gugeln noch sonst verbunden in den vaschang gee'.⁹⁷ Im 16. Jahrhundert polemisiert Wolfgang Schmeltzl gegen den Unfug in der Faschingszeit. Und im Prolog zum Passionsspiel bei St. Stephan heißt es:

drumb hört zu mit ohren, mündt und hertz,
dan diesses ist nicht ein fastnacht spiel,
wie die welt jetzunder hören will.

Später wird in Verboten und Verordnungen verschiedenen ererbten Schauspielgutes des Mittelalters ausdrücklich Erwähnung getan. Am 23. Januar 1561 befiehlt Kaiser Ferdinand I. bei Strafe, ,daß sich von nun an jedermann bei Tag und Nacht der Mummereien und unziemlichen Komödien durchaus enthalte; ebenso soll es verboten sein, nach der Bierglocke im Schlitten zu fahren oder ohne Licht auf der Gasse zu gehen'.⁹⁸ Dieses Verbot wird am 17. März 1563 wiederholt.

Ein Erlaß Kaiser Rudolfs II. vom 6. Februar 1593 verbietet ,alle Musica, Mumereyen, Schlittenfahren, Fastnacht und Frewdenspiel'. Noch im Winter 1719 publiziert das ,Wiener Diarium', der Vorläufer der späteren ,Wiener Zeitung', eine Regierungsverordnung: ,Den 19. December 1719 wurde auf einer hohen Landesfürstlichen Obrigkeiten ergangenen gnädigen Verordnung durch öffentlichen Ruff all und jeden kund und zu wissen gemacht: Daß die ärgerlichen Aufführungen, welche verschiedene dienstlose Bur-schen bei herannahender Weihnachtszeit vorzustellen sich unterfangen (in den Häusern) als Adam und Evaspiel auch Bauren oder Hochzeitsspiel ernstlich verbothen sind. Nur die drei letzten Faschingstäg wird das Bauren und Hochzeit-Spiel in Ehrbarkeit gespielt gestattet seyn.' Und am 26. Oktober 1751 wird verfügt, daß die in den Vorstädten und auf dem Lande üblichen unerlaubten Spiele ,als das sogenannte Sommer- und Winterspiel, das

angulos discurrentes et se mutuum fatigantes, ut pre lassitudine vix valeant stare...' ,Rursum alii larvis monstruosis se deformant, figuras hominum figuris bestiarum decorant, noctem in diem conmutant et sine cessatione se et alios inquietant et hanc anxiam occupationem pre fatuitate dulcedinem putant.' Zum Wiener Maskenwesen des Mittelalters und der Renaissance vgl. auch L. Schmidt, Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung 1950/1951, 1 ff.

(97) J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, NF I (1839), 276.

(98) Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I/2 (1896), 84, Nr. 1481.

Adam und Eva-, Heiligen-Dreikönigs-, Geburtsspiel, das Stephele von Neuhausenspiel, das Neujahrsingen und -geigen, Johannes der Täuferspiel und der Pfingstkönigsritt' unbedingt verboten seien.⁹⁹ Aber auch von all diesen, gewiß noch auf mittelalterliches Brauchtum, geistliches und weltliches Schauspiel zurückgehenden Gattungen und Themen ist ebenso wie von den Fastnachtspielen kein einziger Text erhalten.

*

Eine dramatische Form, die sowohl die griechisch-römische Antike wie das neue Mitteleuropa pflegten, war das ,Puppenspiel'. Es diente der Volksunterhaltung, zum guten Teil wahrscheinlich auch der Kinderunterhaltung. Seine Heimat und historische Entwicklung sind nicht völlig geklärt. Bekannt ist die Miniatur im ,Hortulus deliciarum' (1170) der Herrad von Landsberg, wo ,spilman' und ,spilwîp' an einem Tische stehen und auf der Tischplatte an Schnüren zwei geharnischte Ritterfiguren agieren lassen. Als Beischrift steht ,Ludus monstrorum'. Aus Hugo von Trimbergs ,Renner' scheint hervorzugehen, daß die Fahrenden des Mittelalters häufig ,Tattermanen' oder ,Tokken' (,Tocha' wird im althochdeutschen Glossar mit ,mima', d. h. ,spil-wip' übersetzt) bei sich trugen und mit diesen beweglichen Gliederpuppen bei jeder Gelegenheit das Volk unterhielten. Im ,Wachtelmaere' ist von an Schnüren befestigten ,Tatermanen' die Rede. Im Fragment einer deutschen Übersetzung des altfranzösischen Ritterromans vom ,Malegys' (15. Jh.) wird sogar ausführlich eine von zwei Puppen gespielte Szene geschildert.¹⁰⁰ In Peter Suchenwirts ,Ein red von hübscher lug' läßt sich Vers 16 ff. ein alter Bibolus von den Spielleuten aufspielen und ein Dokenspiel vorführen:

,Wol her und pheifft aus einen schal',
Sprach ein alter ezzeich chrüg.
Dar noch so tantzten in genüg
Tzwo taeken wol gesliffen.

Und im Redentiner Osterspiel (1464) befiehlt Luzifer seinen dienstbaren Geistern: Bringt mir die

di dar spelen myt den docken
Und den doren ere gheld aflocken.

(99) A. v. Weilen, Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater (1899), 5.

(100) Ph. Leibrecht, Zeugnisse und Nachweise zur Geschichte des Puppenspiels in Deutschland (Diss. Freiburg 1919) und Creizenach, aaO. I², 391.

Herumziehende Spielleute betrieben also offenbar in ziemlich ausgedehntem Maße das Puppenspiel, wobei man zunächst nur bloßes Spiel mit den Puppen annehmen darf. Handlung und Mimik wurden durch Musikbegleitung und bauchrednerische Fähigkeiten belebt.

Neben dieser Art geschickten Jonglierens mit Gliederpuppen ist in Frankreich seit dem 14. Jahrhundert, in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert das bühnenmäßige Puppentheater, genannt ‚Himmelreich‘, nachgewiesen. Ein solches ‚Himmelreich‘ erregte in Wien 1479 durch ein, wie es scheint, besonders gut geleitetes Spiel im Hause des ehemaligen Kanzlers Kaspar Schlick solches Aufsehen, daß auch Bürgermeister und Rat dahingingen, es anzusehen, und den Meister mit drei Schillingen Pfennig entlohten.¹⁰¹ Leider wird nicht berichtet, was es da zu sehen gab. Die einzige nähere Beschreibung des Repertoires eines solchen ‚Hymelrych‘ gibt Thomas Murner in der ‚Narrenbeschwörung‘ (1512), 59, 9 ff.:

Darinn sitzt meister ysengryn
 Vnd stilt ein braten der begyn
 Vnd hat ein bogen vffgespant,
 So bald er ein eebrecher kant,
 Dann schüßt er im die nasen ab.
 Darnach fecht vns ein iunger knab,
 Der schlecht vmb sich vnd nert die lüt,
 Vnd thût im dannocht niemand nüt.
 Darnach kompt her myn frow eptissen,
 Die würfft der münch mit einem küssen,
 Vast betrußlet, vast beschissen.

Der ‚Himmelreicher‘ agierte auf seiner Figuren-Kleinbühne offenbar sowohl mit Tiermarionetten wie mit Menschenpuppen. Der Holzschnitt über diesen Verspartien zeigt einen Mann, dem ein Eberzahn aus dem Munde ragt und der einem Jüngling Anweisung im Geigenspiel gibt. ‚Meister ysengryn‘ halte ich entgegen der Kommentierung von M. Spanier in Th. Murners Narrenbeschwörung¹⁰² nicht für einen Mannesnamen, sondern für den Namen des Wolfes in der Tierdichtung. Der Bratendiebstahl paßt m. E. besser zum Wolf als zum Bauer Eisengrein des Fastnachtspieles, der auch kaum als ‚meister‘ bezeichnet worden wäre.

(101) J. E. Schlager, aaO. 105.

(102) Th. Murners Deutsche Schriften II (1926), 542.

VII. Gründung und Ausbau der Universität. Übersetzungsliteratur

Obgleich nur wenige Jahre an der Regierung (1358 bis 1365), wandte Herzog Rudolf IV., der mit Katharina, einer Tochter Karls IV. von Böhmen, vermählt war, der Stadt Wien, in der er ‚lebend und tot‘ sein wollte, seine besondere Sorgfalt zu. Mit erstaunlicher Tatkraft setzte er in rascher Folge eine ganze Reihe für das politische, wirtschaftliche und geistig-kulturelle Leben der Folgezeit bedeutsame Fakten: noch im Jahre der Regierungsübernahme wollte er im Privilegium maius Österreich zum Erz-Herzogtum erheben, und stiftete in der neuen Burgkapelle ein Kollegiatkapitel von 24 Chorherren mit einem Propst, das 1365 auf St. Stephan übertragen wurde;¹ 1359 begann er den Ausbau des Domes von St. Stephan; 1360/61 veranlaßte er eine Reformgesetzgebung hinsichtlich des Grund- und Immobilienbesitzes, des Wiederaufbaues verödeter Häuser und Hofstätten, der Zunftordnungen etc., alles Verbesserungen und Umgestaltungen, die namentlich Wien zugute kamen; 1364 schloß auf dem Fürstentag zu Brünn das Herrscherhaus der Habsburger mit den Luxemburgern einen Erbschafts- und Nachfolgevertrag; 1365 errichtete der Herzog mit Zustimmung Papst Urbans V. in Wien eine Universität, vorläufig ohne theologische Fakultät. Er förderte eine gotisch-höfische Kunst im Bauwesen, in der Skulptur, Malerei und Buchherstellung. Die Künste sollten außer dem religiösen Grundzweck auch der Verherrlichung des Fürsten und seines Hauses dienen und galten nicht zuletzt als Mittel der Repräsentation und des politischen Ansehens.

Im Zuge des Ausbaues einer zielbewußten Kirchen-, Wirtschafts- und Kulturpolitik erfolgte auch die Stiftung der Universität. Damit hatte Wien ein Studium generale, eine oberste Bildungsanstalt, welche sowohl die höhere Berufsbildung vermitteln wie auch die wissenschaftliche Forschung umfassend pflegen konnte. Wie alle anderen europäischen Universitäten war

(1) Bei der Übertragung verfügte der Herzog, es sollten ‚die drei Gebete, die unser lieber Fürst und Kanzler, Herr Bischof Johann von Brtzen (d. i. Johann Ribi von Lenzburg, gest. 1374) gedichtet hat, alle Tage laut gelesen werden, eines zur Metten, eines zur Terz und eines zur Vesper‘. Unter diesen gedichteten Gebeten sind vermutlich lateinische Hymnen zu verstehen. Vgl. A. Dörrer in Stammers Verfasserlexikon II (1936), 609 f.

auch die Wiener Hohe Schule auf der Basis einer einheitlichen Weltanschauung, eines christlichen Universalismus gegründet. Der erste Rektor, Albert von Sachsen (gest. 1390), hatte früher in Paris gewirkt und war mit den dortigen Verhältnissen aufs genaueste vertraut. Im Sinne des Herzogs legte er Wert darauf, die dort erprobten Einrichtungen an die neue Hochschule zu verpflanzen. Doch der frühe Tod des genialen Stifters (27. Juli 1365) hemmte zunächst die rasche Entfaltung seiner Gründung. Überdies wurde Albert von Sachsen, der in der Logik, Mathematik, Physik, Ethik und Ökonomik eine umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet hatte und als angesehener Gelehrter galt, 1366 zum Bischof von Halberstadt ernannt und verließ die Stadt. In geistig wissenschaftlicher Hinsicht folgte Albert in den logischen Schriften im wesentlichen dem Nominalismus Ockhams; in den übrigen scheint er stark abhängig von Thomas von Bradwardine, Nikolaus von Oresme, Johannes Buridan und Walter Burleigh.

Rudolfs Nachfolger, Albrecht III., geb. 1349/50, Herzog von 1365 bis 1395 (vermählt in erster Ehe mit Elisabeth † 1373, der Tochter Karls IV., in zweiter mit Beatrix, Burggräfin von Nürnberg), übernahm die Neigungen seines Bruders und führte das Begonnene während seiner langen Regierungszeit erfolgreich weiter. Um sich die Ritterwürde zu verdienen, unternahm er 1377 einen Kreuzzug gegen die Preußen, der bei Suchenwirt und dem Teichner literarischen Niederschlag fand. Albrecht war ein frommer Herr, der religiöse Übungen und geistliche Lektüre eifrig pflegte, der schön geschriebene und illuminierte Bücher liebte und das geistliche Schrifttum in deutscher Sprache vor sich haben wollte. Solcher Gesinnung entsprechend verfertigte bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs in dessen Auftrag Johann von Troppau eine mit berühmt schönen Miniaturen geschmückte Handschrift (Cod. Vind. 1182, beendet 1368), enthaltend die vier Evangelien in deutscher Sprache.

Verschwägerung, Erbverbrüderung, Nachfolgevertrag und Gleichrichtung der Politik bedingten unter Rudolf IV. und Albrecht III. besonders nahe und dauernde Fühlungen und Beziehungen des Wiener Hofes zu Hof und Kanzlei in Prag und in Böhmen. Dort hatte der Kanzler Johann von Neumarkt das Kanzleiwesen reformiert, und seine sprachlich-stilistischen Bemühungen kamen auch mit der Begründung einer Übersetzungsliteratur von besonderer Art zur Geltung. Er übertrug für Karl IV. den pseudo-augustinischen „Liber soliloquiorum

animae ad deum' in das ‚Buch der Liebkosung mit Gott‘; für Elisabeth von Mähren übersetzte er seine Textredaktion der drei Briefe ‚Leben des heiligen Hieronymus‘ (1371/75); für Elisabeth und die Frauen der Prager Hofgesellschaft bearbeitete und verfaßte er die deutschen ‚Tagzeiten vom Leiden Christi‘ und vom ‚Mitleiden Marias‘ sowie zahlreiche Gebete. An diese Schriftwerke und Gebetsliteratur reihte er die Verdeutschung des Mystikertraktates ‚Stimulus amoris‘ (‚Stachel der Liebe‘) des Franziskaners Johannes Mediolanensis.² Alles im Geiste einer neuen Religiosität und mit den Stilmitteln einer neuen Prosa, die in mancher Hinsicht bereits Wesenszüge eines Frühhumanismus an sich tragen.

Johann von Neumarkt selbst schenkte auch dem Herzog Albrecht III. eine illuminierte Handschrift seines ‚Hieronymus‘; und Johann von Gelnhausen, ein Beamter der Prager Hofkanzlei, widmete ihm eine Abschrift seines im Sinne der Prager Reform angelegten Formelbuches. Beide würden dies kaum getan haben, wenn sie nicht Interesse und günstige Aufnahme vorausgesetzt hätten. Und tatsächlich kann man auch in Wien kein ähnliches, selbständig entstandenes, nur viel reichhaltigeres und länger andauerndes Schrifttum von Übersetzungen im Geist einer im Wandel begriffenen Religiosität und mit den Stilmitteln einer aufstrebenden deutschen Prosa feststellen. Zunächst verdeutschte in Wien unabhängig von Johann von Neumarkt, aber bereits gleichzeitig mit ihm ein Kartäuser³ das Briefbuch über den hl. Hieronymus aus dem Lateinischen.⁴ Vorher schon, 1359, hatte Konrad Steckel aus Tegernsee in Wien die Reisebeschreibung des Franziskaners Ulrich von Friaul über-

(2) Ausgaben von J. Klapper in ‚Vom Mittelalter zur Reformation‘ VI/1 (1930), VI/2 (1932), VI/3 (1939).

(3) Vermutlich aus Mauerbach. Leider weiß man über die geistig-literarischen Verhältnisse dieser Habsburgergründung noch sehr wenig. Vor allem wäre eine bibliotheksgeschichtliche Untersuchung notwendig. Interessant ist z. B. eine allerdings aus späterer Zeit stammende Notiz von Nikolaus Kratzer (1487 bis nach 1550), Hofastronom Heinrichs VIII. von England, der in dem von ihm geschriebenen Cod. 152 im Corpus Christi College zu Oxford notiert, daß mehrere seiner Schriften ‚ex veterato libro monasterii ordinis Chartus. in Aurbach (d. i. Mauerbach) duo milliaria a Vienna Austriae‘ entnommen seien. Vgl. M. Maas, Allgemeine Deutsche Biographie 51 (1906), 364.

(4) Abgedruckt von Klapper aaO.

setzt.⁵ Später beauftragte Herzog Albrecht eine Reihe gelehrter und stilkundiger Männer mit der Übersetzung verschiedener religiöser Schriftwerke. Eine leistungsfähige Hofminiaturenwerkstatt hatte dabei für eine fürstliche Ausstattung zu sorgen. In ihrer Entfaltung wird diese religiöse Übersetzungsliteratur in der Hauptsache durch Persönlichkeiten bestritten, die sowohl dem Hof wie der Universität nahestanden: Heinrich von Langenstein und Nikolaus von Dinkelspühl sowie deren Schüler: Leopold Stainreuter, Thomas Peuntner, Nikolaus Kempf und Nikolaus von Astau. Sie hat meist einen mehr oder minder starken mystischen Zug und war zunächst bestimmt für die Herzoge Albrecht III., Albrecht IV., Albrecht V., die Hofgesellschaft, die Hofhaltungen der Herzoge und Herzoginnen und deren Umgebung, drang aber bald, wie wir aus der Verbreitung der Handschriften und der Zahl der Drucke sehen, nicht bloß in die Nachbargebiete, sondern in einzelnen sogar in den niederdeutschen Sprachraum vor.

Die Verbundenheit dieser Übersetzungsliteratur mit der Universität, ihr teilweises Hervorwachsen aus dem Lehrkörper und ihre geistig literarische Eigenart hängen aufs engste zusammen mit dem Ausbau und der Reorganisation der Hochschule durch Albrecht III. und seinen Kanzler Berthold von Wehingen. Man nahm so, wie es bei der ersten Einrichtung der Fall war, auch bei der Erweiterung und Neugestaltung Paris als Vorbild und benutzte es als Bezugsquelle für eine Anzahl führender Lehrerpersönlichkeiten. Die Durchführung wurde beschleunigt, als im Streit der Meinungen des großen Schismas an der Pariser Universität unter den Professoren die Anhänger Papst Urbans VI. gezwungen waren, ihre bisherige Wirkungsstätte zu verlassen, und es dem Weitblick des Kanzlers und dem raschen Entschluß des Herzogs gelang, in kurzer Zeit eine Reihe der bedeutendsten Pariser Professoren für die Wiener Hochschule zu gewinnen. Die Folge davon war geradezu eine Art geistiger und wissenschaftlicher Kulturtransfusion von der besteingerichteten und ersten Universität Europas nach Wien und Österreich. Die Überleitung vollzog sich zwar innerhalb eines kurzen Zeitraumes, erfolgte jedoch nicht plötzlich, sondern allmählich und gleichsam stoßweise.

(5)) Vgl. H. Maschek in Stammer-Langosch, Verfasserlexikon IV (1951), 266.

Das Hauptverdienst an dieser kulturgeschichtlich wie literarhistorisch erfolgreichen Tat lag bei Herzog Albrechts Kanzler **Berthold von Wehingen** (gest. 1410). Wir haben von diesem eigenartigen, von der Sage umsponnenen Manne, der im österreichischen Geistesleben eine entscheidende Stellung einnahm, keinerlei gelehrte oder literarische Werke erhalten. Nur sein Grabmal in der Freisingerkapelle zu Klosterneuburg zeigt noch das willensstarke durchgeistigte Antlitz von außergewöhnlicher Bedeutung.

Berthold stammte aus der Familie der schwäbischen Herren von Wehingen.⁶ Einer seiner Ahnherren war vermutlich der Minnesänger Hugo von Werbenwag. Von Bertholds Vater Hugo von Wehingen kaufte 1351 Herzog Albrecht II. die Feste Wehingen und verpfändete 1353 ihm und seiner Frau Agnes die Burg zu Klosterneuburg, wo die Familie anscheinend schon früher Besitz erworben hatte. Berthold begann seine Laufbahn als Passauer Kanonikus, erhielt 1376 die landesfürstliche Pfarre Rußbach in Niederösterreich und gelangte über die Propstei von St. Stephan in Wien 1381 in den Besitz des Bistums Freising, schließlich beinahe sogar des Erzbistums Salzburg. Als Berater der österreichischen Herzoge hielt er sich meist am Hofe der Habsburger auf und spielte als Kanzler Albrechts III., Leopolds IV. (geb. 1371, gest. 1411) und Wilhelms (geb. 1370, gest. 1406) eine hervorragende Rolle. Von Bertholds Geschwistern stand Reinhard (gest. 1394) als Kammer- und Hofmeister und Oberst-Türhüter ebenfalls in Diensten des Hauses Österreich, Hugo war Johanniter zu Mailberg, später Komtur der Häuser in Wien und Laa; eine Schwester Klara war Äbtissin des Klosters Königsfelden.

Bertholds Name findet sich bereits in der ältesten erhaltenen Inskriptionsliste der Universität. Berthold war der erste in Wien promovierte Magister und hielt hernach als Professor einige Jahre Vorlesungen an der artistischen Fakultät. Dann wandte er sich den Rechtswissenschaften zu und übersiedelte zeitweilig nach Prag. Während seiner Wiener Lehrtätigkeit bekleidete er einmal auch die Würde des Rektors.

Herzog Albrecht III. hatte sich nach seinem Regierungsantritt zunächst wenig um seine Hohe Schule gekümmert. Da erweckte 1383 König Wenzel von Böhmen den Anschein, als wolle

(6) Vgl. O. Mittis, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, NF 23 (1930), 76 ff.

er die durch das Schisma in Unordnung geratene Pariser Universität nach Prag verpflanzen. Schon waren einige der namhaftesten Pariser Professoren nach Prag gereist und hatten dort ihre Dienste angeboten. Das Gelingen der Absicht König Wenzels hätte die ohnehin schon drückende Konkurrenz der Prager Schwesteranstalt ins Übermächtige verstärkt und Wien wäre für lange Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. „Dies rasch und sicher erfaßt zu haben wird man Berthold von Wehingen als besonderes Verdienst anrechnen dürfen: durch seine alten Beziehungen mit den akademischen Kreisen in beständiger Fühlung, griff er im kritischen Augenblick ein, und das Meisterstück, die Träger deutscher Gelehrsamkeit von ihren Lehrstühlen an der Seine an dem ungleich verlockenderen Prag vorbei in die Donaustadt zu führen, war gelungen.“⁷ Damit waren Heinrich von Langenstein, Heinrich von Oytha und die anderen für Wien gewonnen, und die Wiener Hochschule wurde fortan nicht bloß das geistige und literarische Zentrum Österreichs, sondern eines großen Teiles von Mitteleuropa. Kein anderer Scholar hat der Alma mater Rudolphina seine in jungen Jahren von ihr erhaltene Ausbildung mit solchem Dank gelohnt wie dieser erste von ihr kreierte Magister.

Bischof Bertholds gelehrte Bildung und Kunstfreudigkeit, seine kluge und weitsichtig planende Hochschulpolitik sowie die Stellung als oberster Berater des Herzogs erlauben wohl den Schluß, daß ihn mit den nach Wien berufenen Gelehrten, namentlich Heinrich von Langenstein⁸ und Heinrich Totting von Oytha, engere geistige Beziehungen verbanden und Berthold auch mit dem Übersetzer- und Schriftstellerkreis, den Albrecht III. um sich scharte, zu tun hatte und an ihren Arbeiten interessiert war.

Der Prozeß der wissenschaftlichen Kulturüberleitung von Paris nach Wien und damit der Universitätsreform setzte bereits ein, als 1378 der Magister Koloman Kolb, ein gebürtiger Wiener, in seine Vaterstadt zurückkehrte und Mai 1380 zum Rektor ge-

(7) K. Schrauf, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/2 (1905), 975. Die Rolle Bertholds bei der Berufung der Pariser Professoren betonen ausdrücklich die Wiener Annalen 1348—1404. Vgl. Österr. Chronik von den 95 Herrschaften (hrsg. v. J. Seemüller 1909), Anhang 233 zu 1384.

(8) Dieser widmete dem Kanzler zwei Schriften über das Schisma: „De falsis prophetis“ (1392) und die „Epistola de cathedra“ (1395/96). Bischof Berthold hingegen schenkte der Universität für ihre Bibliothek eine Handschrift von Augustinus De civitate Dei. Vgl. Th. Gottlieb, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs I (1915), 494.

wählt wurde. Unter seiner Amtsführung trafen dann die Magister Lambert von Geldern (gest. 1419) und Gerhard von Selbach in Wien ein. Ihnen folgte Magister Petrus Engelhard aus Höbersdorf, der dann im Jänner 1382 zum Rektor gewählt wurde. Diese vier Professoren haben als die erste Gruppe der Vermittler des Pariser Lehrbetriebes zu gelten. Der große Schub an geschäftskundigen und erfahrenen Männern aber kam erst 1383 ff. und bestand aus den Theologen Heinrich von Langenstein (gest. 1397), Heinrich Totting von Oytha (gest. 1397) und Gerhard von Kalkar, dem Juristen Heinrich von Odendorf (gest. um 1400), dem Mediziner Heinrich von Treysa, den Professoren Michael von Frankfurt, Andreas von Langenstein, Heinrichs Neffen, und Paul von Geldern. Das Haupt und Herz des bereits stattlichen Lehrkörpers aber war Heinrich von Langenstein. Seinem organisatorischen Genie, verbunden mit hoher Gelehrsamkeit, ist die geistige Einrichtung der Universität, ihre Verfassung, die Neuordnung des Lehrbetriebes, die Regelung der Stellung von Lehrern und Schülern nach Pariser Muster zu verdanken. Bereits im Februar 1384 genehmigte Papst Urban VI. die Errichtung der bisher fehlenden theologischen Fakultät. Im Frühjahr 1385 wurden den Scholaren die nach den Pariser Normen formulierten Statuten verkündet, und 1389 waren die Satzungen aller vier Fakultäten hinsichtlich des Studien- und Prüfungswesens, der Disputationen und Promotionen in Kraft. Mit den bewährten Pariser Einrichtungen übertrug man auch einen großen Teil des Weltrufes, den diese große Bildungsstätte des Mittelalters besessen hatte, nach Wien.

Heinrich von Langenstein (geb. um 1325 auf dem Hofe Heynbuch in Hessen, gest. 1397 in Wien) war Theologe, Astronom, Kirchen- und Staatspolitiker. Er studierte und lehrte zunächst über zwanzig Jahre an der Universität Paris. Dort befaßte er sich als Schüler des Nikolaus von Oresme anfangs mit naturwissenschaftlichen, besonders astronomischen, dann auch nationalökonomischen Studien. Es entstanden Schriften, wie ‚Quaestio de cometa‘ (1368), ‚Contra astrologos coniunctionistas‘ (1371), ‚De magnete‘, ‚De habitudine causarum‘ u. a.⁹ Ein Sentenzenkommentar und einige Schriftenkommentare bezeichnen den Übergang zur Theologie nominalistischer Richtung.

(9) Die Pariser Ockhamistenschule, der Nikolaus und Heinrich angehörten, bildet den Ausgangspunkt der modernen Mechanik und Himmelsphysik.

Während des großen abendländischen Schismas zwischen Papst Urban VI. und Klemens VII. stand Langenstein auf Seiten des ersteren und verlangte in mehreren Schriften, ‚*Epistola pacis*‘ (1379), ‚*Epistola consilii pacis*‘ (1381), ‚*Ad imperatorem*‘ (1381), die Einberufung eines allgemeinen Konzils zur Behebung der Kirchenspaltung. Infolge der dadurch hervorgerufenen theologisch-politischen Meinungsverschiedenheiten verließ er mit anderen deutschen Professoren im Frühjahr 1382 die Pariser Hochschule und begab sich zunächst zu den Freunden in seiner hessischen Heimat, Jakob von Eltville, Zisterzienserabt in Eberbach, und Eckhart Dersch, Bischof von Worms. Dieser Aufenthalt bedeutete den Wendepunkt in seiner inneren Entwicklung. Damals lernte er die Mystik Bernhards von Clairvaux kennen und wurde vom stark kritizistisch und rationalistisch eingestellten Denker zu einem ausgereiften, allseitig durchgebildeten Priester und Gelehrten. In diesen Jahren 1382 bis 1384 entstanden neben einem zweiten Sentenzenkommentar verschiedene asketische Schriften, wie ‚*De discretionem spirituum*‘ (deutsch in der Münchener Hs. Cgm. 64, fol. 153 ff.), ‚*De contemptu mundi*‘, ein kulturhistorisch sehr interessanter Brief an den Mainzer Kämmerer Johann von Eberstein (auch deutsch),¹⁰ ‚*Speculum animae*‘ (deutsch von Ulrich dem Kartäuser).

Bewogen durch seinen klugen und weitsichtigen Kanzler Berthold von Wehingen bot 1383/84 Herzog Albrecht III. dem Gelehrten in Wien Amt und Brot. Hier leistete Langenstein von 1385 bis zu seinem Tode als Organisator der Universität, hochangesehener Lehrer und Berater dem Herrscher und dem Lande hervorragende Dienste. Vielseitig entfaltete sich auch seine literarische Tätigkeit. Es entstand als seine theologische Hauptvorlesung und sein Hauptwerk der siebenbändige ‚*Genesiskommentar*‘, worin im Hinblick auf die Gotteslehre der ganze Bereich zeitgenössischen Wissens, Naturkunde, Philologie, Kirchenpolitik, Philosophie und Volkswirtschaftslehre mit herangezogen war. Dazu kamen Traktate und Schriften ähnlich vielfältiger Art, z. T. in naher Beziehung zur Stadt Wien, wie die wegen ihrer Vermittlung nationalökonomischen Gedankengutes der Pariser Ockhamistenschule einflußreichen Abhandlungen ‚*De contractibus*‘ und ‚*Epistola de contractibus ad consules Vien-*

(10) Eine gleichzeitige, leider nicht ganz vollständige Übersetzung ins Deutsche befand sich Oktober 1952 im Besitz des Antiquariates H. Hinterberger in Wien.

nenses', pastorale Unterweisungen an Klerus und Volk (',Secreta sacerdotum' und ',Contra Telesphorum'), eine hebräische Grammatik ',De ydeomate hebraico', Philosophisches, Predigten und zahlreiche für die Entwicklung der deutschen Prosa bedeutsame Übersetzungen: auf Anregung Herzog Albrechts III. für dessen Sohn Albrecht IV. die ',Erk ant n u s d e r S ü n d', eine Unterweisung in der Selbsterkenntnis und wie sich sonderlich fürstliche Personen vor Sünden hüten sollen. Die Schrift ist eine selbständige und freie Übertragung von Heinrichs eigenem Werk ',De confessione'. Die zahlreichen Handschriften (Wien 2994, 2997, 3968, München 269, 351, 355, Berlin 1155, und in vielen Klosterbibliotheken) und Drucke (Augsburg 1494, Landshut 1517), in denen die Übertragung verbreitet war, zeigen, wie hoch dieses Werk bei den Zeitgenossen eingeschätzt wurde. Es kam offensichtlich inhaltlich wie formal einem tieferen Verlangen und dem Geschmack höherer und niederer Laienkreise entgegen. Die für Langensteins Spätzeit in Wien charakteristische Synthese von Nominalismus, Bernhardinischer Mystik und Thomismus und der von tiefstem Ernst getragene religiöse Reformwille vereinigten sich mit der Begabung, den Stoff naturverbunden, aus größter Menschenkenntnis, klar und anschaulich mit geradezu dichterischer Darstellungskunst in moderner Prosa vorzutragen. Überdies übersetzte Langenstein einige Psalmen, die Cantica des Breviers, Traktate über Fronleichnam u. a. Ferner dürfte er die Verdeutschung des liturgischen Handbuches ',Rationale divinorum officiorum' des Wilhelm Durandus wenigstens angeregt haben.¹¹

*

Schon bevor Albrecht III. Langenstein veranlaßte, für seinen 1377 geborenen Sohn das Buch über die Selbsterkenntnis adeliger Personen zu schreiben, war, zunächst im Dienste Hansens von Liechtenstein, dem Hofmeister des Herzogs, dann in dessen eigenem Auftrag, ein anderer namhafter Übersetzer in Wien tätig: Leopold Stainreuter. Stainreuter war Wiener, sein Geburtsjahr fällt um 1340. Er studierte in Paris, war Angehöriger des Wiener Augustiner-Eremitenklosters neben der Burg, das seit der Stiftung Beziehung zum Hof unterhielt, 1377 bis 1385 Lesemeister

(11) J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität I (1865), 366; K. Grossmann, Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, NF 22 (1929), 150; K. J. Heilig, Römische Quartalschrift 40 (1932), 105; V. Redlich, Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jh. (1931), 33; J. Koch in Stammlers Verfasserlexikon II (1936), 292.

an der Hauslehranstalt, 1377 auch Prior. Bereits Oktober 1378 steht er in der Wiener Universitätsmatrikel als ‚Lütoldus Stainreuter, cappellanus dominorum ducum Austrie‘, d. i. Hofkaplan der österreichischen Herzoge. Albrecht III. belohnte ihn 1385 für seine Tätigkeit als Hofübersetzer und Hofhistoriograph mit einer Pfründe, worauf er seinen Orden verließ und Weltgeistlicher wurde; er starb um 1400.¹² Seine literarische Tätigkeit beginnt mit den ‚Drei Pilgerbüchlein‘ (Von der Stat ze Rom, Von der Stat ze Jerusalem, Von der rais des pergs Synai),¹³ verfaßt nach verschiedenen Quellen, um 1377 übertragen im Auftrage Hansens von Liechtenstein-Nikolsburg, des Hofmeisters Albrechts III.¹⁴ Das größte Werk, das Stainreuter 1384 für den Herzog selbst zu verdeutschen begann, ist das große liturgische Handbuch ‚Rationale divinorum officiorum‘ des Wilhelm Durandus. Die Arbeit wurde nach Albrechts Tod für Herzog Wilhelm vollendet und zeigt bereits Fertigkeit im Übersetzen. Bedeutsam ist das Vorwort, weil darin die Grundsätze für die Übersetzung niedergelegt sind. Stainreuter verwirft den Reim und zieht die Prosa vor. Seine Sprache erhebt sich über die Wiener Umgangssprache und will über die Stadt hinaus verständlich sein. Die Wiener Hs. 2765, die das Werk überliefert, ist einer der prachtvollsten Kodizes der Zeit und gilt als Hauptwerk der Wiener Hofminiaturenwerkstatt.¹⁵ Gleich das erste Blatt veranschaulicht die Fürsorge des Herzogs für die Universität: der Herzog thront über den Dekanen der vier Fakultäten wie Gott Vater über den Heiligen.

Im Jahre 1385 übertrug Stainreuter ebenfalls für Albrecht III. die ‚Historia tripartita‘ des römischen Senators Kassiodor

(12) Vgl. J. Heilig, Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforschung 47 (1933), 225; H. Maschek in Stammler-Langosch, Verfasserlexikon IV (1951), 258 ff.

(13) Vgl. J. Haupt, Österreichische Vierteljahrsschrift für Kath. Theologie 10 (1871), 511 ff.; W. Neumann, ebd. 11 (1872), 1 ff., 165 ff.

(14) Hans v. Liechtenstein-Nikolsburg (gest. 1398), erscheint zum erstenmal 1368 in der Nähe des Herzogs, genoß lange Jahre dessen Vertrauen und Gunst und war einer der mächtigsten und reichsten Männer Österreichs, bis er 1394 in Ungnade fiel und die Familie den größten Teil ihrer Besitzungen verlor. Seine einzige Tochter Katharina war mit Reimprecht von Wallsee verheiratet. Vgl. J. Falke, Geschichte des fürstl. Hauses Liechtenstein I (1868), bes. 319 ff.

(15) Vgl. K. Oettinger, Der Illustrator Nikolaus, Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen 54 (1933), 221 ff.

(,Drittailige history', Hs. Berlin germ. fol. 1109).¹⁶ Der Übersetzung vorangestellt ist eine zum Teil gereimte Lobrede auf den Herzog und die Universität. Stainreuters Hauptwerk ist die durch ihre Fabelfürstenreihe berühmte ,Österreichische Chronik von den 95 Herrschaften',¹⁷ die früher Gregor (bzw. Matthäus) Hagen oder Johannes Seffner zugeschrieben wurde. Stainreuter hat daran ein Jahrzehnt gearbeitet. Der Auftraggeber war auch hier Albrecht III., der aber die Fertigstellung nicht mehr erlebte. Stainreuter teilte ähnlich wie Otfried von Weissenburg seinen Stoff nach den fünf Sinnen des Menschen in fünf Teile. Die Reihe der von Stainreuter erfundenen österreichischen Fabelfürsten beginnt mit dem Jahre 859 nach der Sindflut und dauert 2975 Jahre. Buch IV und V enthalten u. a. zahlreiche Nachrichten über die österreichischen Habsburger, Männer und Frauen.

Möglicherweise stammt von Stainreuter auch eine in den Wiener Handschriften (Codd. Vind. 2815 u. 3061) erhaltene deutsche Übersetzung der Schrift ,De regimine principum' des geistigen Führers der Augustiner-Eremiten Aegidius Romanus (gest. 1316). Das Werk ist ebenfalls einem Herzog Albrecht gewidmet und behandelt die Aufgabe des Herrschers, seine erforderlichen moralischen und geistigen Eigenschaften und bestimmt die Lebensauffassung und Lebensführung; es befaßt sich mit der Erziehung und Bildung der Prinzen und enthält auch staatsphilosophische Überlegungen.

Angeregt durch die Erzählung der ,Österreichischen Chronik' Stainreuters von der Niederlage Herzog Leopolds 1386 bei Sem-pach, verfaßte Johann Seffner, Dekan der juridischen Fakultät der Wiener Universität, ,Ain ler von den streiten' (um 1400), d. h. ein Buch über die Kriegsführung. Seffner, der Geistlicher war, gibt der Lehre vom Krieg die Form eines scholastischen Traktates und bezieht seine Kenntnisse aus geistlichen und Profanschriftstellern, aus der Bibel und der weltlichen Literatur, besonders Vegetius. Indem er seine Belege aus näherer und nächster Vergangenheit wählt, verfährt er im Sinne

(16) Ein Blatt daraus wiedergegeben von K. Uhlirz in Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), Tafel VII. Die Handschrift stammt aus dem Besitz der österreichischen Herzoge, kam aber später in die Starhemburgsche Bibliothek.

(17) Hrsg. v. J. Seemüller, Monumenta Germaniae Hist. VI (1909). Die Verfasserfrage wurde von K. J. Heilig aaO. gelöst.

der von der Universität ausgehenden Schriftstellerei, die gern aktuelle Fragen behandelt.¹⁸

Stainreuter war Mitglied des Übersetzer- und Schriftstellerkreises, den Albrecht III. um sich scharte und beschäftigte. Neben Langenstein und Stainreuter gehören ihm an: Johannes von Gelnhausen mit dem ‚Collectarius perpetuarum formularum‘,¹⁹ der schon genannte Rudolf Wittauer, der 1380 für den Herzog die Hedwigslegende²⁰ übersetzte, Ulrich von Pottenstein und wahrscheinlich auch Friedrich der Karmeliter.

Außer diesen religiösen, historischen und staatsphilosophischen Schriften scheint auch die spätantike Agrar- und Wirtschaftsliteratur das Interesse des Herzogs erregt zu haben. In dem von Pez SS II, 385 abgedruckten ‚Fragmentum historicum de IV. Albertis Austriae ducibus‘ wird nämlich berichtet, daß Herzog Albrecht III. in seinem Schloß Laxenburg ‚...et hortum ibidem sibi fieri voluit, quem ingressus manibus propriis plurimum excoluit: et habens prae ceteris Palladium auctorem herbarum, sibi diversa genera plantavit, et horas canonicas exsolvere devotissime procuravit‘. Da die lateinischen Sprachkenntnisse des Fürsten wohl kaum hinreichten, um, wie es diese gärtnerischen und botanischen Interessen verlangt hätten, das ‚Opus agriculturae‘ des Palladius (um 250 n. Chr.) im Originaltext lesen zu können, darf geschlossen werden, daß der Herzog eine deutsche Fassung dieses Wirtschaftsbuches benutzte, in dem in zwölf Büchern die ländlichen und häuslichen Arbeiten der zwölf Monate vorgeführt werden. Eine Handschrift dieser vermutlichen Übersetzung ist bisher nicht bekannt geworden.²¹

Eine hervorragende Stelle in der österreichischen Übersetzungsprosa nimmt ferner Nikolaus von Astau (oder Ostau) ein mit einem Werk, das wie die Vision des Tundalus oder Dantes Göttliche Komödie zur Gattung der Jenseitsvisionen gehört. Nikolaus war Österreicher und ist möglicherweise identisch mit ‚brueder Niclas dem Fuchs‘, der um 1370 in Urkunden als

(18) Vgl. J. Seemüller in seiner Ausgabe der Österr. Chronik CCXCIX ff. und 224 ff., wo anhangsweise auch der Text abgedruckt ist.

(19) H. Kaiser, Der ‚Collectarius perpetuarum formarum‘ des Johann von Gelnhausen (1898); ders., Textausgabe (1900); B. Bretholz, Zeitschrift für Geschichte Mährens und Schlesiens 7 (1903), 1 ff., 205 ff.; A. Altrichter, Sudetendeutsche Lebensbilder II (1930), 67.

(20) J. Klapper in Stammlers Verfasserlexikon II (1936), 238.

(21) Vgl. dazu O. Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist (1949), 264 u. 270.

Prior des Wiener Augustiner-Eremiten-Klosters erscheint.²² Er übertrug Ende des 14. Jahrhunderts die ‚Visionen des Ritters Georg aus Ungarn‘. Dieses von einem provenzalischen Augustiner-Eremiten um die Jahrhundertmitte verfaßte lateinische Visionswerk schildert die Wallfahrt Georgs, des Sohnes des ungarischen Ritters und Barons Grissaphan, nach dem Purgatorium S. Patricii in Irland im Jahre 1353. Nach der Legende kann an diesem Ort jeder wahrhaft Gläubige und Bußfertige die Peinigungen des Fegefeuers erleben und dadurch Vergebung seiner Sündenstrafen erlangen. In plötzlicher Einkehr hat der Ritter Georg ein Leben voller Gewalttaten und Roheit bereut und pilgert nun über Avignon und Santiago de Compostella zu St. Patricks Purgatory, dessen Eingang der Obhut eines Augustiner-Chorherren-Konventes anvertraut ist. Nach entsprechender Vorbereitung im nahen Kloster mit Kommunion und Totenamt mit dem eigenen Körper auf der Bahre darf der ritterliche Pilger von einer Insel im ‚Roten See‘ aus in die jenseitige Welt hinuntersteigen, wo der Erzengel Michael die Führung übernimmt und den Ritter in großartigen Visionen durch die Leiden des Fegefeuers ebenso wie die Schrecken und Wunder der Hölle und des Paradieses geleitet. Den Himmel selbst darf er nicht betreten, dieser wird ihm nur von der Ferne geöffnet und der Pilger erblickt einen wunderschönen Palast mit den Thronen Christi und Marias, deren Segen er empfängt. Darauf werden ihm von Gott besondere Gnaden gewährt: er wird vor der Hölle bewahrt bleiben, er soll noch einige Zeit nach der Erfüllung besonderer Aufgaben leben, und er erfährt, wie er die Befreiung seiner Mutter, die er im Fegefeuer leiden sah, erwirken könne. Zuletzt gibt der Engel dem Ritter Bestellungen an Große dieser Welt auf und führt ihn zurück in die Kapelle auf der See-Insel, wo der Prior, der König und eine große Menge Volkes ihn erwarten. — Das in der Komposition und im Aufbau sehr geschickt angelegte erbauliche Werk bezweckte dogmatisch-asketische Unterweisung in phantasievoller, für den religiösen Geschmack des Spätmittelalters ungemein charakteristischer Weise. Es wurde besonders in Augustiner-Eremiten- und Kartäuserklöstern gerne gelesen und drang von da aus in deutscher Übersetzung in die Kreise des Adels und höheren Bürgertums, die diesen Orden nahestanden. Bisher sind nicht weniger als vier deutschsprachliche Bearbeitungen in 17 Handschriften bekannt

(22) Vgl. C. Wolfgruber, Die Hofkirche zu St. Augustin in Wien (1888), 136.

geworden. Die überwiegende Menge gehört in das österreichisch-bayrische Sprachgebiet.²³

Schon neben und dann nach Berthold von Wehingen wohl die geistig bedeutendste und einflußreichste Persönlichkeit am Wiener Hofe dürfte Andreas Plank (gest. 1434) gewesen sein.²⁴ Er war Kanzler Herzog Albrechts IV. (1395 bis 1404) und Erzieher des Sohnes desselben, Albrecht V. (geb. 1397). Im Jahre 1391 erhielt Plank die Pfarre Meigen, bald darauf die von Mödling, 1403 die große Pfarre Gars mit Eggenburg, 1406 wurde er auf das Rektorat der St.-Dorotheen- und Katharinen-Kapelle in Wien investiert, welche Meister Niklas, der Erzieher Herzog Rudolfs IV., gestiftet hatte und deren Benefiziaten meistens auch Schreiber in der herzoglichen Kanzlei waren.

Um den aus den dauernden Streitigkeiten um die Vormundschaft über Albrecht V. resultierenden Verfolgungen zu entgehen, begab Plank sich um 1406 nach Italien, wo er längere Zeit in Padua den Studien oblag. Im Süden wurde er von der neuen humanistischen Strömung berührt. Etwa 1413 nach Wien zurückgekehrt, erscheint Plank abermals als herzoglicher Kanzler, und zwar als der seines Zöglings Albrecht V. Nun stiftete er an der schon von Rudolf IV. ausgebauten St.-Dorotheen- und Katharinen-Kapelle offenbar in Ausführung eines von Albrecht IV. gefaßten Planes einen Augustiner-Chorherrenkonvent. Die Herzogin-Witwe Beatrix, die Mutter Albrechts IV., vermachte hiez u ihr Haus in der Raiffstraße unter der Bedingung, daß für ihr Seelenheil alljährlich in der Kirche Vigil und Seelenamt gehalten werden. Andreas Plank verkaufte dieses Haus und verwendete das daraus gelöste Geld zur Erbauung des Dorotheerklosters und des Kreuzganges.

Mit der Gründung und Aufrichtung des St.-Dorotheen-Stiftes, wahrscheinlich mit Plank selbst, hängt, wie schon S. 54 f. erwähnt, wohl auch die spätmittelhochdeutsche poetische Bearbeitung einer Dorotheenlegende zusammen.

(23) Vgl. M. Voigt, Beiträge zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter I, II (1924, Palaestra 146), 121 ff. Ergänzungen dazu von L. L. Hammerich, Zeitschrift für deutsche Philologie 53 (1928), 25 ff.; der lat. Text hrsg. v. Hammerich, Visiones Georgii (Kopenhagen 1930, Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist. filol. Meddelelser 18/2).

(24) Vgl. M. Fischer, Historische Darstellung des regulierten lateranesischen Chorherrenstiftes St. Dorothea zu Wien bis zu dessen Vereinigung mit dem Stifte Klosterneuburg (1836), 11 ff. (Kirchl. Topographie Bd. 15); Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I/3 (1897); Geschichte der Stadt Wien, hrsg. vom Alterthumsvereine III/2 (1907), 540.

Die letzten Lebensjahre zog Plank sich in seine Stiftung zurück, die sich bald zu einem wichtigen Zentrum der von Raudnitz ausgehenden Reformbewegung unter den Augustiner-Chorherren entwickelte. In seinem Testament vom 8. November 1433, welches das Dorotheenstift zum Universalerben einsetzte, erwies er sich als Besitzer einer nennenswerten Bibliothek, aus welcher allerdings nur eine große Bibel, Breviere und ein großes Corpus juris besonders erwähnt werden. Im übrigen ergibt sich daraus, daß er bei der Einrichtung seiner Stiftung auf die ‚librey‘, d. h. eine Bibliothek, nicht vergessen hatte. Mehrere Handschriften aus ihr, z. T. schön illuminiert, wie die Codd. 924 (13. Jh.), 2285 (14 Jh.) mit Schriften Cassiodors und Isidors von Sevilla, Cod. 353 (1390) mit des Josephus Flavius ‚Jüdischem Krieg‘, wahrscheinlich Cod. 1390 (um 1390), enthaltend Richards v. St. Viktor Erklärung zur Apokalypse und fünf Bücher ‚De contemplatione‘, sowie Cod. 728 (1391) mit den Werken Bernhards von Clairvaux, befinden sich noch heute in der Wiener Nationalbibliothek; ebenso Cod. 2684 (2. Hälfte des 14. Jhs.) mit einem für den täglichen Klostergebrauch zugerichteten lateinischen und deutschen Psalter einer älteren Übersetzung, von A. E. Schönbach als ‚Waldenserpsalter‘ angesprochen.²⁵ Auch Cod. Vind. 2878 stammt laut Besitzvermerk fol. 47. aus dem Dorotheerstift. Er enthält eine Übersetzung der ‚Consolatio peccatorum seu Lis Christi et Belial‘ des Jakobus de Theramo (1349—1417) ins Deutsche. Die Handschrift war ‚pro infirmaria‘ des Klosters bestimmt. Ihr theologisch-erbaulicher Inhalt betrifft den schon aus der patristischen Versöhnungslehre bekannten Streit des Satans mit Christus um die Rechte am Menschengeschlecht.²⁶

Zu diesem Grundstock des Bücherbestandes, den das Dorotheenstift seinem Gründer verdankte, kamen bald die von Erhard Grütisch (gest. 1436) hinterlassenen 37 Bände und später die große Schenkung des Breslauer Bischofs Johann (1480), so daß diese Klosterbibliothek einen hervorragenden Platz neben den anderen Büchersammlungen in der Stadt einnahm.

Die namhafteste Persönlichkeit, die in der Folgezeit im Dorotheerstift eine literarische Wirksamkeit entfaltete, war Stephan von Landskrona (gest. 1477), als Propst von 1458 bis 1477

(25) Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. 147 (1904), 128 ff.

(26) Vgl. Cl. v. Schwerin in Stammlers Verfasserlexikon I (1933), 190 f.

der fünfte Nachfolger des Gründers Andreas Plank.²⁷ Er dürfte um 1430 in das Stift eingetreten sein, erwarb sich bald eine große Gelehrsamkeit und befließigte sich eines untadeligen Lebenswandels. Von Stephan von Landskrona stammen eine ganze Reihe gelehrt-theologischer, asketisch-mystischer und praktisch-popular-theologischer Traktate und Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. An lateinischen Abhandlungen sind bekannt geworden: ein ‚Tractatus de IV novissimis‘,²⁸ gewidmet dem Bischof Sylvester von Chiemsee, eine ‚Responsio ad epistulam scrupulosi‘,²⁹ eine ‚Expositio Missae‘, eine ‚Collatio in coena Domini‘, eine ‚Expositio Reg[ulae] D. August[ini]‘ und Schriften ‚De tribus substantialibus‘ und ‚De ingratitude, de humilitate, aliique sermones ascetici‘. Von deutschen Schriften, bestimmt für die des lateinischen unkundigen Klosterleute und Laien, liegen vor die Abhandlungen: ‚Von etleichen Dingen, die allein dy geistlichen perüeren‘, der ‚Spiegel der Klosterleut‘ und die umfangreiche, noch im 15. Jahrhundert gedruckte ‚Himmelstrass‘ (Augsburg 1484 u. ö.). Dieses interessante und für die spätmittelalterliche Literatur charakteristische Werk beginnt mit allgemeinen Kapiteln über den Glauben und die Kirche, bringt Anweisungen für die Beichte, Dogmatisches, Moraltheologisches, erzählt von der ‚lieb Gottes vber alle Ding‘ und enthält namentlich bei der Behandlung der Zehn Gebote zahlreiche wertvolle kulturgeschichtliche, volkskundliche und mythologische Materialien. Das Buch, das man mit Recht ein ‚wahres Kompendium der Populartheologie‘ genannt hat, schließt mit einem Kapitel ‚von dem haylsamen Sterben‘. Sein Hauptzweck war, den einfachen Menschen die Straße zum Himmel zu zeigen. Namentlich die deutschen Schriften Stephans von Landskrona stehen im Dienste praktischer Vorschriften zu einem seligen Leben und benutzen die Betrachtungsweise des asketisch-mystischen Strebens.

Als Herzog Albrecht III. 1395 starb, folgte ihm zwar sein Sohn Albrecht IV. (geb. 1377) aus der Ehe mit Beatrix von Nürnberg, aber als Mitregent auch dessen Vetter Wilhelm (geb. 1370, vermählt mit Johanna v. Neapel) aus der Leopoldinischen Linie. Albrecht IV. war wohl eine Erscheinung ‚schlank gewachsen, schön von Gesicht, mit hochgeröteten Wangen, schwarzhaarig und

(27) Vgl. H. Gumbel in Stammler-Langosch, Verfasserlexikon IV (1951), 272 ff.

(28) Gedruckt bei B. Pez, Bibliotheca ascetica I (1723), 27 ff.

(29) Gedruckt bei R. Duellius, Miscellanea I (1723), 216 ff.

schwarzbärtig, der nie das Brenneisen brauchte; ein ehrbarer Mann', wie ihn ein Zeitgenosse schildert, aber streng kirchlichen, düster religiösen Sinnes und weltscheu, dessen Lieblingsverkehr Mönche, namentlich des Kartäuserordens, bildeten. Thomas Ebdorfer erzählt von einer merkwürdigen, ins Künstlerische einschlagenden Neigung des Herzogs: *'Erat enim in architectonica arte dolandi et fabrificiendi ligna pro mensis, cistis, pulpitis et instrumentis musicis multum peritus; uti et ejus opera testantur, quorum nonnulla supersunt usque ad praesens, e quibus et plura manibus contrectavi, et oculis conspexi.'*³⁰ Im Jahre 1398 unternahm er eine abenteuerliche Pilgerfahrt nach Jerusalem und ließ sich am Hl. Grabe zum Ritter schlagen. Die Reise wurde bald mit allerlei fabelhaften Zügen ausgestaltet und trug ihm den Beinamen *'mirabile mundi'*, *'Wunder der Welt'* ein. Albrecht IV. war mit Johanna, der Tochter des Herzogs Albert von Bayern, vermählt. Er starb 1404, erst 27 Jahre alt.

Auf Albrecht IV. folgte 1404 sein erst siebenjähriger Sohn Albrecht V. (gest. 1439). Er wuchs unter Bruderkriegen und dauernden Streitigkeiten über seine Vormundschaft auf, die der Dynastie ebenso wie der Regierung äußerst nachteilig waren. Mit Hilfe König Sigismunds wurde er 1411 der Vormundschaft ledig. Seine besten Mannesjahre füllte der Kampf gegen die Husiten. Durch seine 1422 vollzogene Vermählung mit Elisabeth, der Tochter König Sigismunds, erwarb er die Anwartschaft auf das Erbe von Ungarn und Böhmen, und als er schließlich die Kronen der beiden Königreiche trug, wurde Wien für einige Zeit der Schwerpunkt eines großen übernationalen Ländergefüges. Unter seine Regierung fallen die Reformkonzilien zu Konstanz 1414 bis 1418 und Basel 1431 bis 1443. Auf ihn ist der eigentliche Beginn und Aufschwung des großen Kloster-Reformwerkes zurückzuführen, das schließlich in der Erscheinung des Nikolaus von Cues seinen Höhepunkt erreicht.

Als 1437 mit dem Tode Kaiser Sigismunds das luxemburgische Herrscherhaus im Mannesstamm erlosch, wurde Albrecht auch zum deutschen König gewählt, und die Kaiserkrone ging wieder auf die Habsburger über. Durch diese Wahl fällt von 1438 bis 1519, dem Todesjahr Kaiser Maximilians I., auf die Stadt Wien der Glanz der ersten weltlichen Würde der Christenheit. Bald nach der Königswahl wurde auch das gesamte von Karl IV. und Johann von

(30) H. Pez, *Scriptores rerum Austriacum* II (1725), 825 D

Neumarkt im 14. Jahrhundert modernisierte Kanzleiwesen von Prag nach Wien übertragen. Die Überleitung führte der oberste Kanzler der kaiserlichen Kanzlei Kaspar Schlick (gest. 1449) durch. Mit ihm wurde auch die Mehrzahl des Personals nach Wien übernommen. Überdies erbte König Albrecht die Bibliothek der Luxemburger und ließ sie nach Wien bringen: 110 lateinische und deutsche Handschriften, umfassend Heilige Schrift, römisches und kanonisches Recht, Literatur in der Schwarzen Kunst und in ‚natürlichen Dingen‘, darunter die Wenzelsbibel, Wolframs Willehalm, einiges von Poggio und einen Terenz.³¹

In der auf Albrecht III. folgenden Epoche scheinen zunächst die Arbeiten des Ulrich von Pottenstein eine besondere Stellung einzunehmen. Vielleicht adeliger Abkunft, besaß er von ca. 1390 bis ca. 1404 die Pfarre Pottenstein, dann die Pfarre Mödling, war 1398 Hofkaplan Herzog Albrechts IV. und von dessen Mutter Beatrix, Kanonikus bei St. Stephan, 1406 ff. Dechant und Pfarrer in Enns; 1421 wird er als verstorben erwähnt. Der Herzogin Beatrix, die sich lange Zeit in Perchtoldsdorf aufhielt (sie wohnte dort in der Burg von 1395 bis zu ihrem Tod 1414), verdankt er anscheinend die Verleihung der Pfarre Mödling, und zwar offenbar als Nachfolger des Andreas Plank.

Ulrich von Pottenstein verfaßte zwei umfangreiche deutsche Prosawerke. Von 1390 bis um 1406 eine Auslegung des Vaterunser, des Englischen Grußes, des Apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Magnifikat sowie der Zehn Gebote, und zwar auf Bitten Reimprechts von Wallsee,³² und weil er selbst der Meinung war, es wäre löblicher und besser, die Menschen lesen sein religiöses Erbauungswerk als ‚in den Püchern der alten Sagmär oder in dem Tytrell (= Titurel) oder in Dietreichs von Pern und der andern Rekchen Streypüchern, die nicht anders denn eytle Ding leren und sagen‘. Zur bequemeren Benutzung versah er das mehrere Kodizes füllende Riesenwerk mit Gesamtregister und Inhaltstafeln zu den einzelnen Büchern. Neben den biblischen und kirchlichen Quellen

(31) Th. Gottlieb, Büchersammlung Kaiser Maximilians 4 ff.

(32) Reimprecht II. von Wallsee (gest. 1422), begegnet seit 1380 als Hauptmann ob der Enns, zählte zu den Reigenführern des österreichischen Adels und beteiligte sich entscheidend an der Beseitigung der vormundschaftlichen Gewalt über Albrecht V. Er war in erster Ehe mit Katharina von Liechtenstein, in zweiter mit Katharina, Erbtöchter Haugs von Duino verheiratet.

wird auch eine ganze Reihe antiker Autoren herangezogen. Als Moralthologe und Vertreter des kanonischen Rechtes stand Ulrich wohl Heinrich von Langenstein nahe, gewiß aber Peter von Pilichsdorf. Bemerkenswert erscheint, daß er sich mit den Waldensern auseinandersetzt, pflichtvergessene Prälaten tadelt und scheltend sich gegen entartete Reiche wendet. Viele von den Reichen und Edelleuten seien voller Unadel; denn ‚si sind offenbar Wuchrer, Hayer (Beschützer) der Checzer, der Rauber Aufnemer, der Pfaffen, Wittiben und Waysen, der Pürger und der Paurn Schintär, Schaber und Reisser, ungerecht Richter, flüchtig auf dem Velde‘. Die Gedankenführung ist schulmäßig erörternd und übersichtlich, die Sprache lehrhaft, predigtartig breit und volkstümlich. Ausdrücklich betont er im Hinblick auf seinen volkstümlichen Zweck, das österreichische Idiom der Gemeinsprache, nicht das Gelehrten- und Kanzleideutsch zu verwenden.

Als Dechant von Enns übersetzte Ulrich von Pottenstein die vermutlich im 14. Jahrhundert entstandene, einem Bischof Cyrillus zugeschriebene Fabelsammlung ‚*Quadripartitus apologeticus*‘, ‚*Speculum sapientiae*‘ oder ‚*Gwidrinus*‘ genannt.³³ Bei dieser Arbeit folgte er inhaltlich genau der lateinischen Vorlage, benutzte aber alle Stilmittel der Anschwellung, um der Form des Originals möglichst nahezukommen. Der ‚*Spiegel der Weisheit*‘ fand im gesamten österreichisch-bayrischen Sprachgebiet Verbreitung. Noch 1490 wurde das Werk als ‚*Das Buch der natürlichen Weisheit*‘ bei Anton Sorg in Augsburg gedruckt, aus welchem Druck Hans Sachs zwölf Fabeln in Reimpaaren bearbeitete.

Die auf den großen Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel erörterten Reformideen, die Gedankenwelt der Mystik und Spätscholastik und nicht zuletzt der gesteigerte Verkehr mit Italien, wo Humanismus und Renaissance die Auflösung der mittelalterlichen Kulturwelt viel weiter vorgetrieben hatten als im Norden, verändern in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer mehr das geistige und literarische Wesensbild Wiens. Von den Wiener Universitätslehrern hatte der Schwabe Nikolaus

(33) Vgl. F. Ranke in Stammers Verfasserslexikon (1943) III, 918 ff.; G. Scharf, Die handschriftliche Überlieferung der deutschen Cyrillus-Fabeln des Ulrich von Pottenstein (Diss. Breslau 1935); ders., Zeitschrift für deutsche Philologie 59 (1935), 147 ff.; H. Menhardt, Festschrift für Wolfgang Stammler 1951 (1953), 146 ff.

von Dinkelspühl (gest. 1433) am Konzil zu Konstanz führend teilgenommen und war als Redner vor Papst und Kaiser aufgetreten. Von 1406 bis 1414 Erziehungsleiter des jungen Herzogs Albrecht V., war er von 1425 bis 1433 dessen Berater.³⁴

Der Lieblingsschüler des Nikolaus von Dinkelspühl, der Prediger und Mystiker Thomas Peuntner (geb. 1360/80, gest. 1439) aus Guntramsdorf, ist nach Stainreuter die zweite große Übersetzerpersönlichkeit im Bereich des Wiener Hofes. Peuntner verdankte seine Ausbildung der Wiener Universität. Besonderen Einfluß gewann auf ihn Nikolaus von Dinkelspühl. Dessen Schriften bilden auch z. T. die Grundlage für Peuntners literarisches Schaffen. Peuntner war Domprediger bei St. Stephan und seit 1428 Burgpfarrer am herzoglichen Hof, 1433 als Nachfolger seines Lehrers Seelsorger Herzog Albrechts V. und seiner Gemahlin Elisabeth. Peuntners Hauptwerk ist das ‚Büchlein von der Liebhabung Gottes‘ (1431 ff.), von dem uns drei Fassungen, mehr als 30 Hss., 5 Wiegendrucke (erster 1477 bei Konrad Fyner in Eßlingen), Ausgaben bis ins 17. Jahrhundert, darunter einige niederdeutsche (z. B. 1497 in Lübeck), erhalten sind.³⁵ Wie aus der Vorrede zu entnehmen, hat Nikolaus von Dinkelspühl die erste Bearbeitung noch selbst durchgesehen. Die Quelle boten dessen drei Predigten ‚De dilectione dei et proximi‘. Einige Stellen daraus übersetzte Peuntner wörtlich, sonst ging er ziemlich selbständig vor. Den Inhalt bildet die Frage: ‚Warum und auf welche Weise der Mensch Gott lieben soll?‘ Die Antwort erweist einen ungeheuer hochentwickelten Gottesbegriff. Auf ihn näher einzugehen würde aber hier zu weit führen. Im 6. Kapitel wird die bekannte Stelle Röm. I, 20 (‚Das Unsichtbare an Gott ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit‘) vorausgenommen, die bald nachher Nikolaus von Cues bzw. sein Mitunterredner Bernhard von Kraiburg (gleichfalls einmal Professor an der Wiener Universität) zum Ausgangspunkt seines großen Gespräches ‚Über das Seinkönnen‘ wählt. Wie die reiche handschriftliche Überlieferung und die weite Verbreitung durch den Buchdruck beweisen, war das ‚Büchlein von der Liebhabung Gottes‘ eines der beliebtesten Er-

(34) M. Grabmann, Lexikon für Theologie und Kirche² 7 (1935), 577.

(35) Ohne Kenntnis des Verfassers hrsg. v. J. Ancelet-Hustache, *Traité sur l'amour de dieu* (1926); H. Maschek, Zentralblatt für Bibliothekswesen 53 (1936), 361; ders. in Stammlers Verfasserlexikon III (1943), 863 ff.; Gesamtkatalog der Wiegendrucke 5687—5691.

bauungsbücher vor Ausbruch der Reformation und muß als wichtiges Dokument deutscher Volksfrömmigkeit gelten.

Wir haben von Peuntner an weiteren Schriften: eine ‚Kunst von dem heilsamen Sterben‘, die Übersetzung einer ‚Ars moriendi‘, die auf dem lateinischen Sterbebüchlein des Johannes Gerson beruht,³⁶ ferner eine Reihe kleinerer Schriften in deutscher Sprache und zahlreiche Predigten. Mit Wahrscheinlichkeit können ihm zugeschrieben werden: ‚Wie ein mensch an den veiertagen got den herrn sull liebhaben‘, eine Auslegung des Vater-unser,³⁷ eine Auslegung des Ave Maria und eine Betrachtung über die Beichte. Peuntners Arbeit bestand meist im Umarbeiten und Übersetzen der lateinischen Vorlagen. Die Anregungen gingen zu-meist vom Herzog und seiner Gemahlin aus, bestimmt waren die Schriften für Laien und die niedere Geistlichkeit. Alle zeigen sie eine milde Gesinnung, tiefe Gläubigkeit, schlichte schöne Sprache. Peuntner war einer der fruchtbarsten und weithin wirkenden geist-lichen Schriftsteller Österreichs im ersten Drittel des 15. Jahr-hunderts, die in deutscher Sprache geschrieben haben. Das ‚Büch-lein von der Liebhabung Gottes‘ zählt neben dem Schwankbuch vom Kahlenberger zu den wenigen Werken, die aus dem deutschen Südosten bis in die niederdeutschen Räume vordrangen. Peuntner mit seiner bedingungslosen mystischen Gottesliebe ist einer der sympathischsten Vertreter spätmittelalterlicher deutscher Fröm-migkeit. Was die Reformation zu verbessern und umzugestalten hatte, das scheint dieser Mann bereits an ihrem Vorabend über-wunden und an sich selber durchgeführt zu haben.

Nikolaus von Dinkelspühl muß ein guter Lehrer gewesen sein, dem es beschieden war, eine große Reihe hervorragender Schüler auszubilden. Darunter war auch Nikolaus Kempf aus Straßburg, geboren 1397, der an der Wiener Universität studierte und dann 1437 bis 1440 als Magister regens an der Artisten-fakultät wirkte.³⁸ Unter der Anleitung seines Lehrers begann er früh als geistlicher Schriftsteller. Obwohl er an der Hochschule großen Erfolg hatte, legte Kempf plötzlich das Lehramt nieder

(36) Vgl. R. Rudolf, Festschrift für Wolfgang Stämmeler 1951 (1953), 172 ff.

(37) Vgl. R. Rudolf, Anzeiger der Österr. Akademie der Wissen-schaften, Phil.-hist. Kl. 87 (1950), 279 ff.; ders., Th. Peuntners Betrachtun-gen über das Vater unser und das Ave Maria nach österreichischen Hand-schriften herausgegeben und untersucht (1953).

(38) E. Krebs in Stämmelers Verfasserlexikon II (1936), 785.

und trat als Mönch in die Kartause Gaming ein. Er war danach Prior verschiedener Kartäuserklöster und ist 1497 gestorben. Das Schrifttum Kempfs beginnt mit dem für den Hochschulunterricht bestimmten ‚Dialogus de recto studiorum fine et ordine‘. Dem folgen zahlreiche Traktate über Noviziats- und Mönchserziehung sowie lateinische und deutsche Schriften über mystische Themen. Kempfs Bedeutung liegt auf pädagogischem und mystischem Gebiet. Das ‚Gespräch über das rechte Ziel des Universitätsstudiums‘ gewährt lebensnahe Einblicke in die Gedankenwelt der Studenten an der Wiener Universität, gibt eine ideale und religiöse Zielsetzung und korrigiert eine bloß utilitaristische Auffassung vom Universitätsstudium. In der Mystik führt Kempf die von Gregor dem Großen begonnene Richtung weiter. Der Aufruf zum mystischen Leben verlangt von der Seele, sich mittels der Gnade zur Gottesliebe aktiv zu erheben. In seinen Forderungen bezog Kempf mitsamt seinem Lehrer Nikolaus von Dinkelspühl Positionen, die bald darauf Luther in Konflikt mit der Kirche bringen sollten.

Allem Anschein nach ein Schüler des Nikolaus von Dinkelspühl und ebenfalls Kartäuser war auch M a t h i a s v o n J u d e n b u r g (?), der 1464 die ‚Expositio decalogi‘ seines Lehrers ins Deutsche übersetzte. Die schön illuminierte Handschrift 2828 der Wiener Nationalbibliothek enthält das Autograph des Übersetzers. Die Übertragung entstand wahrscheinlich in der Kartause Königsfeld bei Brünn.

Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts machte sich, anscheinend zuerst in Kärnten und Steiermark, eine Bewegung zur Verehrung der Vierundzwanzig Ältesten breit, von denen Ap. 4, 4 ff. gesagt wird: ‚Und um den Stuhl [Gottes] waren vierundzwanzig Stühle, und auf den Stühlen saßen vierundzwanzig Älteste mit weißen Kleidern angetan und hatten auf ihren Häuptern goldene Kronen ... und hatten ein jeglicher Harfen und goldene Schalen voll Räucherwerkes, das sind die Gebete der Heiligen.‘ Ein Wandgemälde im Dom zu Gurk aus der Zeit um 1380 bezeugt den Kult als bestehend und verbreitet. Ein paar Jahrzehnte später wurde von Judenburg aus die theologische Fakultät der Wiener Universität um eine Entscheidung über die ‚abergläubische Verehrung der vierundzwanzig Ältesten‘ ersucht. Nikolaus von Dinkelspühl erstattete am 17. Oktober 1419 das offizielle Gutachten, wonach zwar in keiner Weise die Heiligkeit der 24 Ältesten bezweifelt, jedoch deren gesonderte, den anderen

Heiligen übergeordnete Stellung verneint wurde. Seinen literarischen Niederschlag hat dieser Kult in den ‚Vierundzwanzig Alten‘ (1386) des Otto von Passau gefunden, dem Lesemeister im Baseler Franziskanerkloster.^{38a} Das in 24 Reden gegliederte Werk umfaßt eine Sittenlehre, ‚die bei den äußeren Gegebenheiten des Lebens anhebt und den Gläubigen bis zu den letzten Dingen hinzuleiten bestrebt ist‘. Als umfängliche Sentenzen-sammlung mystischer Provenienz sollte es im Kreise der Gottesfreunde der Erbauung und inneren Einkehr dienen. Ein bayrischer Student Johannes Lescher aus Vilsburg schrieb sich 1453 zu Wien dieses Werk ab. Einige Jahre später wurden im Schottenstift unter Abt Martin von Leibitz Auszüge daraus gemacht und mit anderen deutschsprachigen Erbauungswerken zur Lektüre ‚Besunderlich den jungen brüdern, dy sich newleich haben geben in ein geistlichen standt‘ zusammengestellt. Aus all dem ist wohl zu schließen, daß auch in Wien mindestens zwischen 1450 und 1460 eine gewisse Kenntnis des Textes der Schrift Ottos von Passau vorhanden war. Die Hs. 51 des Schottenstiftes beweist ferner, daß es damals mehr Hss. davon gab, als heute erhalten sind.

Mit Genehmigung Herzog Rudolfs IV. hatten sich um 1360 im Werd, in den Gebäuden, welche bis dahin die Augustiner-Eremiten bewohnten, Karmelitermönche angesiedelt. Unter Herzog Albrecht III. wurden auch die Weißen Brüder in die Stadt aufgenommen, wo sie neben der älteren Herzogsburg ein Kloster und eine große Ordenskirche bauten. Diesem Konvent gehörte Friedrich der Karmeliter³⁹ an, der möglicherweise mit dem 1372 urkundlich nachweisbaren Prior Friedrich (Wagner) identisch ist. Er war offenbar ein gebürtiger Österreicher, studierte um 1390 an der Wiener Universität und erwarb den Magistergrad. Von ihm, der anscheinend zu Johann I. von Liechtenstein, dem Hofmeister Herzog Albrechts III., in Beziehungen stand, sind zwei deutschsprachige, von der Mystik inspirierte Werke erhalten. Eine Postille über das ganze Jahr (Berlin mgf 130). Das Andachtsbuch ist nach dem Kirchenjahr geordnet. Für jeden Sonntag werden der Anfang der Messe, die Epistel und das Evangelium in deutscher Sprache mitgeteilt und sodann allgemeinverständlich erklärt. Das zweite Werk, das ‚Buch von der himmlischen Gottheit‘ (nach 1414) gibt eine Paraphrase und Erklärung des

(38 a) W. Schmidt, Die vierundzwanzig Alten Ottos von Passau (1938, Palaestra 212).

(39) Stammler in seinem Verfasserlexikon I (1933), 689 f.

Evangeliums Johannes, Kap. 1 (Hs. Schlägl 166, 15. Jh.). Aus der gereimten Vorrede geht hervor, daß die Schrift auf Vorlesungen beruht, die Friedrich einst in Wien gehört hatte. Beide Werke waren für Laien bestimmt.

Ebenfalls Angehöriger des Karmeliterklosters am Hof und gebürtiger Wiener war Matthias Farinator.⁴⁰ Er hieß mit seinem deutschen Namen Melber, versah 1477 das Amt eines Lese-meisters im Konvent und war 1480 Prior zu Gösing in Nieder-österreich. Von ihm stammt zwar keine Übersetzung, wohl aber eine späte Erneuerung des ‚Lumen animae‘ = Licht der Seele (14. Jh.), dessen Verfasserschaft dem Dominikaner Berengar von Landora (gest. 1380) zugeschrieben wird. Das Werk zog aus einem großen Bestand naturwissenschaftlicher, medizinischer, philosophischer und theologischer Schriften die zu geistlicher Auslegung geeigneten Stoffe heraus und ordnete sie mit moraltheologischen Stichwörtern in alphabetischer Folge. Hauptsächlich für Zwecke der Predigt bestimmt, war es besonders in Auszügen (Parvum lumen animae) weit verbreitet. Das ‚Lumen animae‘ wurde von Ulrich Putsch, Pfarrer zu Tirol, 1426 ins Deutsche übersetzt. Farinator erneuerte in Wien die große Fassung (Magnum lumen animae) für den Drucker Anton Sorg in Augsburg, der es 1477 druckte. Der Bearbeiter setzte seiner Erneuerung eine humanistische Vorrede voran und fügte zwei Verzeichnisse hinzu, wovon das eine die naturkundlichen, das andere die moralischen Stoffe enthalten sollte. Farinator war auch der Herausgeber des ‚Liber de oculo morali‘ des Johann Peckham (Augsburg um 1477).

In die Geschichte der Übersetzungsliteratur jener Zeit gehört ferner auch ein Schüler des Franz von Retz, der Dominikaner Johann Nider (1388/90—1483), welcher von 1422 an zeitweilig hier lehrte.⁴¹ Von Niders vielseitigem Schrifttum gibt der ‚Formicarius‘, das ‚Ameisenbuch‘, in Zwiegesprächen eine zeit- und sittengeschichtlich inhaltsreiche Anleitung zum christlichen Leben. Einem ähnlichen Zweck erwuchs auch sein Hauptwerk in deutscher Sprache ‚Die vierundzwanzig goldenen Harfen‘ (9 Drucke vor 1500), über das er 1428 vor Nürnberger Bürgern predigte. Die 24 Harfen sind die Instrumente, welche die 24 Ältesten nach der Apokalypse in den Händen tragen. Das Werk

(40) J. Klapper in Stammers Verfasserslexikon I (1933), 606 f.

(41) Allgemeine Deutsche Biographie 23 (1886); G. Löhr, Lexikon für Theologie und Kirche² 7 (1935), 546.

stellt ‚eine dogmatisch trockenere literarische Wiederholung‘ der Vierundzwanzig Alten des Otto von Passau dar.⁴²

Seit 1396 erscheint als Lehrer an der artistischen Fakultät der Universität der Magister und spätere Kanonikus K o n r a d v o n R o t e n b u r g (gest. um 1416) aus Franken. Auf seine Vorlesungen geht die in den Hss. des Schottenstiftes 204, fol. 134 ff. und 306, fol. 26 f. enthaltene Abhandlung zurück ‚Ob man das gut das man mit dem spiel gewonnen hat wider sol geben‘. Zwei deutsche Predigten von ihm enthält die Melker Hs. 586, fol. 23 ff. und 72 ff.⁴³

Der junge Herzog Albrecht VI. (1418 bis 1463), der spätere Stifter der Universität Freiburg i. Br. und Gemahl der dichter- und bücherfreundlichen Mechthild, beauftragte den Arzt J o h a n n H a r t l i e b,⁴⁴ der von 1433 bis 1440 an der Wiener Universität weilte, den Liebeskodex der höfischen Zeit des 13. Jahrhunderts ‚De arte honeste amandi‘ des Andreas Capellanus ins Deutsche zu übersetzen. Hartlieb hat das Buch am 24. Februar 1440 in Wien vollendet. Bereits 1434 hatte er in Wien eine astrologische Abhandlung über die ‚Himmelshäuser‘ (Hs. 458 Freiburg i. Br.) verfaßt.

Die Ausbildung einer deutschsprachigen Erbauungsliteratur in Prosa von Heinrich von Langenstein bis Peuntner und den anderen hängt eng zusammen mit der seit Ende des 13. Jahrhunderts aufkommenden mystischen Bewegung, später auch mit dem überall sichtbar werdenden Reformwillen und ergibt sich aus dem Bedürfnis des einzelnen nach privater religiöser Betätigung und Belehrung. Die Erzeugnisse dienten dazu, in liturgische, biblische und sakramentale Gegenstände und Bereiche der Glaubens- und Sittenwelt tiefer einzuführen. Zunächst waren es die bevorzugten und gebildeten Laienkreise des Hofes und seiner Umgebung, auf deren Verlangen die Herstellung erfolgte. Rasch aber drangen die Schriften in das Bürgertum und den niederen Klerus und gelangten so zu weiterer Verbreitung. Vereinzelt kommt es auch schon zur Übertragung antiker weltlicher Literaturwerke. Die literarische und kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Übersetzungs- und Zweckliteratur liegt in ihrer Mithilfe und ihrem Anteil an der Ausbildung einer im ganzen deutschen Volksgebiet

(42) W. Schmidt, aaO. 349.

(43) W. Stammler in seinem Verfasserlexikon II (1936), 907 f.

(44) Newald-Sudhoff-Geßler in Stammlers Verfasserlexikon (1936) II, 195.

verständlichen Prosa und damit der Schaffung einer neuhochdeutschen Schriftsprache.

Infolge des gesteigerten Lesebedürfnisses und der vermehrten Handschriftenherstellung auf Papier dehnte sich im 14. und 15. Jahrhundert auch der Bücherbesitz auf immer weitere Kreise der Stadtbevölkerung aus. Nicht nur einzelne Persönlichkeiten, die wissenschaftlich und beruflich an Büchern interessiert sind, wie Friedrich von Gars (gest. 1403), Kanzler Herzog Albrechts III., Jakob Scherhauf (gest. 1419), Chormeister bei St. Stephan, oder Johann Polzmacher (gest. 1453), Dr. decret., u. a., besaßen umfangreiche Bibliotheken, sondern auch im Nachlaß von Bürgern und bei Frauen begegnen deutsche und lateinische Bücher, Bibeln, Erbauungsliteratur, Schulbücher, Dichtungen, Didaktik, Rechtliches, Medizinisches. Im folgenden seien einige Beispiele angeführt: Lienhart der Urbetsch, ‚weilent statrichter‘, kauft seiner Frau (1396) eine Bibel; Erhart der Hofkircher vermachte 1400 seinem Vetter Konrad ‚sein predigbuch‘; Margret die Resplin vermachte 1402 einem Schüler ‚alleu ireu pücher‘; Agnes die Helmlin schaffte 1404 ihre ‚grossen dreu puch‘ dem Kloster zu St. Hieronymus und alle anderen Bücher ihrer ‚endlin‘; Hanns der Stainpeck schaffte 1404 seinem Vetter Jorgen dem Prenner alle seine Bücher, ‚Decretales, Sextum, Egidium De regimine principum, Tractatum de stomacho et urinis . . ., ain Summa de legibus, ain puch haisset Summa virtutum et vitiorum abbreviata, ain puch in medicina . . ., ain puch haisset Salomon‘ (Salomon und Markolph); Ulrich Wachsgiesser schaffte 1414 seinem Sohne Heinrich alle seine deutschen und lateinischen Bücher. Die aus dem Besitz des Pfarrers von St. Peter Jörg Schratt (1457) stammende Hs. Vind. Suppl. 3344 enthält Historisches, spätmittelalterliche Lyrik, darunter Neidharte. Bibliotheksgeschichtliche Arbeiten über die Büchersammlungen der Klöster, der Adels- und Bürgerfamilien sowie einzelner Persönlichkeiten werden noch manche Wesenszüge zum Bilde der spätmittelalterlichen Literatur und Geistigkeit Wiens beibringen.⁴⁵

(45) Vgl. bis jetzt K. Uhlig, Beiträge zur Geschichte des Wiener Bücherwesens (1326—1445), Centralblatt für Bibliothekswesen 13 (1896), 79 ff.; Th. Gottlieb, Büchersammlung Kaiser Maximilians I. Mit einer Einleitung über älteren Bücherbesitz im Hause Habsburg (1900); Th. Gottlieb, Alt-Wiener Bibliotheken (Vortrag), Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien 11. Bd., 31 Jg. (1914), 29 ff.; Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs I, bearbeitet v. Th. Gottlieb (1915), II: Register z. I. Bd., bearb. v. A. Goldmann (1929); Jg. Schwarz, Wolfgang Gwärlisch, Ein Wiener

VIII. Predigtliteratur

Unter den Literaturgattungen religiösen Inhaltes nahm seit dem 13. Jahrhundert auch die *Predigt* eine einflußreiche Stellung ein. Ihre Aufgabe bestand zunächst in der Verkündigung und Darlegung der Glaubens- und Sittenlehre. Als ein ständig gehandhabtes Mittel religiöser Belehrung, Bildung und Erziehung hat auch die gottesdienstliche Rede ihre zeitbedingte Entwicklungsgeschichte. Während sich die Kirchenväter im wesentlichen auf die Auslegung der Bibel beschränkten, gelangte im Zeitalter der Scholastik und durch die Mendikanten-Orden der Dominikaner und Franziskaner eine thematische, auf einen bestimmten Gegenstand festgelegte Predigtform mit geregelter Gliederung zur Entfaltung. Sie zeigt in hochstehenden Leistungen einen geistig wie sittlich außerordentlich bedeutsamen Inhalt, ist voll leidenschaftlicher Bewegtheit, schildert packende Einzelheiten aus der Wirklichkeit des Lebens, und fügt Zwiegespräche mit verteilten Rollen ein. Gewisse Einseitigkeiten, die dabei zutage treten, wurden durch die Predigtweise der mystischen Schule ausgeglichen. Die Sprachform der Predigt ist die Prosa, die auf den Ton der Erzählung und Belehrung oder der Ermahnung und Zurechtweisung abgestimmt zu werden pflegte. Zusammenhängende Themen behandelte man in Predigtzyklen, wie *Sermones de tempore*. d. h. Predigten auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, oder *Sermones de Sanctis*, d. h. Predigten an den Festtagen der Heiligen; nicht selten stand die Kanzelberedsamkeit auch im Dienste religionspolitischer Ideen und Ereignisse wie der Kreuzzüge oder der Husiten- und Türkengefahr. Die Predigten wurden nicht nur als gesprochenes Wort aufgenommen, sondern auch schriftlich aufgezeichnet und gelesen. Seit der Mystik gab es deutschsprachige Predigtsammlungen, die besonders in Frauenklöstern ein dankbares Lesepublikum fanden. Als Beispiel für die vorgetragenen Lehren oder Grundsätze dienten seit altersher die Predigtmärlein, kleine Geschichten oder Anekdoten mit außergewöhnlichen Begebnissen ernster wie humorvoller Art.

Der erste, der innerhalb der deutschen Predigt, soweit sie für

Bibliophile des 15. Jhs., Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien 11 (1915), 105 ff.; O. Brunner, Österreichische Adelsbibliotheken des 15. bis 17. Jahrhunderts, Anzeiger der Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 86 (1949), 109 ff.

die Literaturgeschichte von Interesse ist, ihr eine eigene Haltung und persönliche Sprache gab, war der Minorit Berthold von Regensburg (ca. 1220 bis 1272), den sein Beruf als Volksprediger in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch nach Österreich und Wien führte. Seine Predigten mit ihrer Eindringlichkeit und Lebensnähe waren meist Bußpredigten, die eine praktisch-sittliche Wirkung erstrebten, ohne an Ort und Zeit gebunden zu sein. Indem sie Zustände und Vorgänge unterhalb der ritterlichen Kulturschicht aufdecken und bessern wollten, zeigen sie den bevorstehenden Anbruch tiefgehender sozialer Veränderungen. Als geborener Redner, der die Macht des Wortes besaß, predigte er meist im Freien, vor ungeheurem Volkszulauf, in lebendig bewegten Formen, und zwar in der Hauptsache gegen die groben und eigensüchtigen Leidenschaften, die der Kampf ums tägliche Leben mit sich zu bringen pflegt.¹

Vom ausgehenden 13. bis ins 15. Jahrhundert begegnen Predigten, Predigtzyklen und Predigtanleitungen, die aufgezeichnet, skizziert, nachgeschrieben und handschriftlich verbreitet wurden, bei vielen Persönlichkeiten des Wiener Schrifttums: bei Nikolaus Vischel, Franz von Retz, Heinrich von Langenstein, Heinrich von Oytha. Friedrich dem Karmeliter, Nikolaus von Dinkelspühl, Thomas Ebendorfer u. a. In mancher Hinsicht ähnliche Themen, wie sie von einem laientheologischen moralisch-didaktischen Gesichtspunkt Heinrich der Teichner erörtert hatte, scheinen die Predigten des aus Oberösterreich stammenden Konrad von Waldhausen (ca. 1320 bis 1369) zum Gegenstand gehabt zu haben.² Seit 1349 Augustiner-Chorherr, weilte er im selben Jahr studienhalber in Bologna und 1350 in Rom. Darauf unterrichtete und predigte er vorzüglich in Österreich und Wien, bis ihn Karl IV. 1358 nach Prag berief. Von seinen deutschen Predigten ist bisher nichts zum Vorschein gekommen, außer dem, was man aus der für Studierende zusammengestellten ‚Postilla studentium sanctae Pragensis universitatis‘³ und der für die Österreicher verfaßten ‚Apo-

(1) Bertholds deutsche Predigten sind hrsg. von F. Pfeiffer und J. Strobl, 2 Bde. (Wien 1862 und 1880). Weitere Einzelausgaben und Literatur bei J. Klapper in Stammers Verfasserslexikon I (1933), 213 ff.

(2) Vgl. F. Menčík, Abhandlungen der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Cl. f. Philosophie etc., VI. Folge, 11. Bd. (1882), 1 ff.

(3) Diese (oder eine andere?) Postilla erscheint mehrfach in Wiener Bücherverzeichnissen, so 1422, 1429, 1432. Vgl. K. Uhlirz, Centralblatt für Bibliothekswesen 13 (1896), 79 ff.

logia' (1364) gegenüber Anschuldigungen von seiten der Bettelorden, entnehmen kann.

Die Häretiker- und Sektiererpredigt des 15. Jahrhunderts fand in Wien an Hieronymus von Prag (gest. 1415), dem Freund und Schüler des Johann Hus, einen Vertreter. Er predigte 1410 in der Stadt. Der Offizial des Passauer Bischofs und die Universität nahmen gegen den Irrlehrer pflichtgemäß Stellung und zwangen ihn zur Flucht nach Mähren, während seine Anhänger in Wien verfolgt wurden.

Im 15. Jahrhundert erfuhr die Predigt und Predigtliteratur eine mächtige Erweiterung. Das zum überwiegenden Teil noch in den Handschriften beschlossene Material ist nur in wenigen Fällen näher erforscht. Zweifellos haben Persönlichkeiten wie Nikolaus von Dinkelspühl u. a. eine ebenso ausgedehnte wie inhaltsreiche Predigtstätigkeit ausgeübt und kulturhistorisch aufschlußreiche Predigtzyklen hinterlassen.^{3a}

Zu den Vertretern der Franziskanerpredigt an der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert gehört Johannes Bischof (Episcopus). Er war Minoritenmönch und stand zeitweilig in Diensten des Herzogs Wilhelm. Bischofs deutsche Predigten sind in Cod. Vind. 2869, der Hs. 301 des Wiener Schottenstiftes und in den Erlauer Hss. C. I. 2. und 3. 2^o, v. J. 1444 erhalten. Auf Veranlassung Reinprechts von Wallsee, Hauptmann ob der Enns, übersetzte Bischof die Evangelien mit einer Auslegung ins Deutsche (Cod. Vind. 2827).⁴

Auf Wunsch Kaiser Friedrichs III. kam 1451 auch der Franziskaner-Wanderprediger Johannes von Capestrano (1386 bis 1456) nach Österreich und Wien und war hier mit seinen Predigten im Dienste des Türkenkrieges, der Husitenmission und der Kirchenreform tätig.⁵

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erschien auf seinen Visi-

(3a) Vgl. F. Schöffauer, Theologische Quartalschrift 115 (1934), 405 ff., 516 ff.; über die deutsche Predigt vom Eigentum im Kloster H. Menhardt, Zeitschrift für deutsche Philologie 73 (1954), 1 ff.; über seine Predigten als Quellen der Volkskunde Wiens ebenfalls H. Menhardt, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 56 (1953), 85 ff.

(4) Vgl. W. Stammler in seinem Verfasserlexikon I (1931), 235; Franziskanische Studien 26 (1939), 24.

(5) Vgl. A. Chiappini, La produzione letteraria di S. Giov. da Capestrano (Gubbio 1927); ders., Reliquie letterarie Capestranensi (Aquila 1927).

tationsreisen im Dienste der Kirchen- und Klosterreform auch Nikolaus von Cues (geb. 1401, gest. 1464) in Wien. Persönlichkeit und Werk des Cusaners wurzeln im Glauben und der Wissenschaft des Mittelalters und bieten noch die Gemeinsamkeit der philosophischen und theologischen Grundprobleme, gleichzeitig aber betritt seine außerordentliche weltbildgestaltende Kraft unter Zuhilfenahme der gesamten geistlichen und weltlichen Wissenschaften die Bahn für neue wissenschaftliche Denkformen. Aus dem Willen nach Erneuerung, der aus dem Mittelalter selber hervorkam, entwickelte der Kardinal ein eindruckvolles abendländisches Reformprogramm, dessen leitende Idee auf Überwindung und Ausgleich der vorhandenen Gegensätze abzielte. Seine wissenschaftlichen Werke verfaßte der Cusaner in lateinischer Sprache. Nicht seltener und kaum weniger gehaltvoll sprach er zu Gebildeten und Ungebildeten in seinen deutschen Predigten.

Seit 1450 war Nikolaus von Cues Bischof von Brixen. Auf österreichischem Boden hat er die letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens gewirkt und einen großen Teil seiner Spätwerke verfaßt.⁶ Im Fasching (wahrscheinlich am 1. oder 2. März) 1451 predigte er ‚auf Sand Steffans freythoff zu Wyenn‘ allem Anschein nach von der Außenkanzel in der Nähe der Friedhofskapelle südlich des Domes. Auf ihr hat im selben Jahr Johannes von Capestrano seine Kreuzzugspredigten gegen die Türken gehalten. Die Kanzel steht heute an der Stirnseite eines Strebepfeilers des Nordchores.

Der Text der Predigt ist in der Hs. 57, fol. 67^r—74^r des Wiener Schottenstiftes überliefert.⁷ Die Handschrift ist nicht wie die anderen Predigten aus einer Vorlage aus der Kanzlei des Kardinal abgeschrieben, sondern stellt anscheinend die Nachschrift eines Zuhörers dar, der den ursprünglichen Wortlaut gelegentlich empfindlich entstellte und die Sprache seiner Wiener Heimatstadt schrieb. Der Kardinal gab eine *Auslegung und Belehrung über das Vater unser*. Immer hatte er dabei den betenden lebendigen Menschen vor Augen. Infolge seiner vielerlei Arbeiten im

(6) G. J. Strangfeld, Die Stellung des Nikolaus v. Cues in der literarischen und geistigen Entwicklung des österreichischen Spätmittelalters (Diss. Wien 1949, Maschinschr.).

(7) Hrsg. v. J. Koch und H. Teske, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 1938/39, 4. Abh. (Heidelberg 1940).

Jahr der großen Legationsreise hat er diese Predigt nicht eigens entworfen, sondern griff zurück auf die Augsburger Vaterunserauslegung von 1440, mit der sich diese Wiener Predigt in den großen Linien als identisch erweist. Die Auslegung des Vaterunser ist eines der tiefstinnigsten Werke des Cusaners, ebenbürtig seiner Schrift ‚De Docta Ignorantia‘ und aus deren Geist geschaffen, gewissermaßen als die konkrete Auswertung der Prinzipien, auf denen jenes Werk aufgebaut ist. Das Vaterunser ist ihm eine Ganzheit oder organische Einheit, die nur eine umfassende Deutung zuläßt. Es umschließt Glauben, Hoffnung und Liebe und damit die Grundlagen des gesamten christlichen Lebens; es gibt dem, ‚der sich von ihm erleuchten läßt, eine umfassende Deutung zuläßt. Es umschließt Glauben, Hoffnung und beginn und Ursprung aller Dinge, welches ihr Ausfluß aus Gott, welches das Mittel ihres Rückflusses und welches ihr Endziel ist‘. Vermöge der vom Glauben erleuchteten Einsicht will der Cusaner die ganze christliche Lehre in den Worten des Herrengebetes wiederfinden und bezieht diese Erkenntnis- und Lebensordnung auf den Menschen. Zuerst behandelt er das Weltgeschehen von seiten Gottes, dann zeigt er die Bedeutung des göttlichen Seins und Wirkens für die Menschheit. Durch die lebendige Gegenüberstellung von Gott und Mensch bewirkt er eine den Zuhörer dauernd in Spannung haltende Dynamik. Formale und inhaltliche Disposition sind in der Darstellung aufs engste miteinander verbunden. Die innere Struktur der Auslegung zeigt eine wohlüberlegte harmonische Gliederung nach der rhetorischen Theorie des Cusaners von Ternar und Quaternar in drei ungefähr gleich große Abschnitte: die Auslegung der ersten vier Artikel (der Anrede und der ersten drei Bitten), die Erklärung der Brotbitte, und die Auslegung der letzten vier Artikel. Wie selten in einem Werk der deutschen Literatur sind in dieser Augsburg-Wiener Vaterunser-Auslegung des Cusaners tiefstes schöpferisches Denken und geniale Formgebung zu einer Synthese gelangt.

Das Auftreten des Cusaners bedeutete für Wien keine vorübergehende Episode. Die Mathematiker und Astronomen Georg von Peurbach und Johannes Regiomontanus waren seine geistigen Schüler. Und noch im Jahre 1500 veranstaltete Konrad Celtis bei Johann Winterburger eine Ausgabe von ‚Propositiones‘ aus dem Gespräch ‚De non aliud‘ des Kardinals und legte sie seinen Vorlesungen an der Wiener Universität zugrunde.

IX. Chronikalische Dichtung. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

Vom historischen Lied und der kleinen chronikalischen Erzählung war kein weiter Weg zu größeren Gebilden ähnlicher Art mit Stoffen, die der Reimsprecher aus eigener Erfahrung schöpfte. Dieser Schritt wird um die Jahrhundertmitte getan von Michael Beheim, der zuerst im Dienste verschiedener habsburgischer Fürsten zeitgeschichtliche Gedichte und Lieder verfaßte und dann ein umfangreiches chronikalisches Dichtwerk gestaltete, dessen Inhalt er als Beteiligter selbst miterlebt hatte. Bereits in Prosa und aus dem Gefühl, an einem bedeutsamen politischen Ereignis mitgewirkt zu haben, oder als Erlebnisbericht eines Augenzeugen verfaßten Helene Kottanner und Hans Hiersmann ihre Denkwürdigkeiten und Memoiren. In die Nähe der Aufzeichnungen über ein von Gott geleitetes Leben, die hauptsächlich entstanden, nachdem von der Mystik das Interesse für die Selbstbeobachtung geweckt worden war, gehören die geistlich belehrenden autobiographischen Einzelheiten, die bei Martin von Leibitz zu finden sind.

Michael Beheim (1416 bis um 1474), aus Sulzbach bei Weinsberg, war ähnlich wie Heinrich von Mügeln Meistersinger, Reimchronist und Hofdichter in einer Person. Nach weiten Reisen kam er in den ersten fünfziger Jahren zu Herzog Albrecht VI., trat dann zu Ladislaus von Böhmen und Ungarn über (1456) und wirkte schließlich am Hofe Kaiser Friedrichs III. als dessen ‚teutscher poet und tichter‘ von 1459 bis 1466. Beheim gehörte zu jener Gruppe bürgerlicher Spruchdichter des Spätmittelalters, die den Übergang von den Spielleuten zu den Meistersingern darstellen. Als fahrender Reimsprecher und Hofdichter war er einer der fruchtbarsten und hervorragendsten dieser Art. Wanderleben und Herrendienst bestimmten in hohem Maße den Inhalt seiner Dichtungen. Seine poetische Begabung und Kunst waren nicht überragend, aber er besaß die Gabe anschaulich zu erzählen, verfügte über einen gewissen Humor und war voll treuer Hingabe an seinen Dichterberuf.

In Österreich dichtete Beheim zunächst religiöse und didaktische Meisterlieder und das ‚Preislied auf die Hohe Schule zu Wien‘ (1451/52), sodann behandelte er in historischen Gedichten und Liedern Zeitereignisse, wie den Zug des Königs Ladislaus nach Ungarn 1456, an dem er selbst teilnahm,

den Zusammenstoß der Anhänger des Kaisers mit der Partei des Corvinus zu Körmend 1459 oder zurückliegende Geschehnisse wie die Züge des Ladislaus von Polen gegen die Türken 1443 und 1444 mit der Schlacht bei Varna.

Spätere Schöpfungen Beheims haben näheren Zusammenhang mit Wien. In dem Gedicht ‚Herren von Österreich‘ mahnt er Friedrich III. und Albrecht VI. mit kräftigen Argumenten und Anführung bitterer Wahrheiten, ihre Zwietracht aufzugeben und sich zu versöhnen. Der Dichter hatte damals seine Beziehungen zu Albrecht gelöst und gehörte dem Hofe des jungen Ladislaus an. Er konnte daher eine Stellung zwischen den Parteien einnehmen. Bereits in Diensten Kaiser Friedrichs III. stand Beheim, als er den Stammbaum der Habsburger von König Rudolf I. ab in Verse brachte. Im Gegensatz zu seinem späteren Hauptwerk ist er in dem kleinen Gedicht ‚Von denen von Wien‘ den Bewohnern der Stadt noch günstig gesinnt. Er scheint damals am Hofe der Person der Kaiserin Eleonore beigegeben gewesen zu sein; mit ihr und dem kleinen Maximilian weilte er vermutlich auch in Wien, als Albrecht VI. im Sommer 1461 die Stadt bedrohte.¹

Als eine Fortsetzung derselben Anregungen und gleichen poetischen Techniken, die Beheim in seinen historischen Gedichten übte, kennzeichnet sich auch das umfangreiche chronikalische Werk ‚Buch von den Wienern‘,² eine Reimchronik mit rund 2000 Strophen in drei Reimpaaren. Es hat eine sehr bewegte Zeit der Wiener Stadtgeschichte des 15. Jahrhunderts zum Gegenstand. Zwischen Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. war 1461 in der Erbschaftsfrage nach Ladislaus Posthumus ein offener Kampf ausgebrochen. Albrecht fiel in Niederösterreich ein und drang bis Wien vor. Die belagerte Stadt verweigerte die Übergabe und erhielt für ihre Treue vom Kaiser ein neues Wappen. Als aber die Wiener 1462 mit ihrem neuen Stadtherrn Friedrich III. unzufrieden wurden, bildete sich unter Führung des Bürgermeisters Konrad Holzer eine Gegenpartei. Erst nach demütigenden

(1) Th. G. v. Karajan, Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst (1849), 1 ff.; W. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II (1867); R. Priebisch, Deutsche Handschriften in England I (1896), 123 ff. u. 295 ff.; J. Bolte, Zehn Meisterlieder M. Beheims, Festschrift für Kelle I (1908), 401 ff. Vgl. ferner J. Seemüller, Geschichte der Stadt Wien, hrsg. v. Alterthumsvereine III/1 (1907), 72 ff.; H. Gille, Die historischen und politischen Gedichte M. Beheims (1910, Palaestra 96); H. Oppenheim in Stamlers Verfasserlexikon I (1933), 185 ff.

(2) Hrsg. v. Th. G. v. Karajan (1843), neue Titelausgabe 1867.

Verhandlungen wurde dem Kaiser der Eintritt in die Stadt gewährt. Als dieser durch die ‚Genannten‘ einen neuen Bürgermeister wählen lassen wollte, erzwang Holzer seine Wiederwahl und die kaiserliche Bestätigung. Auf Holzers Betreiben sagte schließlich die Stadt dem Kaiser die Fehde an, und der Herrscher wurde mitsamt seiner Familie und seinem Gefolge vom 2. Oktober bis 4. Dezember 1462 in der Hofburg belagert. Beim Ausgleich zwischen Friedrich und Albrecht erhielt der letztere Niederösterreich und Wien. Der Plan Holzers, jetzt mit Hilfe des Kaisers die Wiener zur Abkehr von Albrecht zu bewegen, mißlang. Holzer wurde auf Befehl des Herzogs gefangen und hingerichtet. Der Kaiser verhängte über Wien die Reichsacht. Bald nach der Hinrichtung Holzers starb 1463 auch Herzog Albrecht VI. eines jähen Todes. Erst 1465 folgte die Versöhnung des Kaisers mit den Wienern. Diese historischen Geschehnisse sind Thema und Hintergrund des ‚Buches von den Wienern‘. Den Hauptstoff dieser sowohl zum Lesen wie zum Singen bestimmten Dichtung (‚das man es lesen mag als einen spruch oder singen als ain liet‘) bildet die Belagerung und Verteidigung der Hofburg, in der Kaiser Friedrich mit den Seinen eingeschlossen war. Mit der Schilderung füllt der Dichter rund die Hälfte des Werkes. Der zweite Abschnitt erzählt das Verfahren und Schicksal Holzers, berichtet über Einzelunternehmungen verschiedener Adeliger und schildert das Treiben der Anhänger Albrechts; das letzte Viertel beginnt mit dem Tode Albrechts, berichtet dann eine Anzahl von Einzelvorgängen und Episoden, die Beheim erfuhr oder an denen er mitwirkte, und schließt mit der Versöhnung zwischen dem Kaiser und der Stadt. Das Werk weist ‚keine das innere Gefüge ordnende Einheitlichkeit‘ auf, sondern haftet am Tatsächlichen, berichtet die Ereignisse und gibt die Bilder in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, wobei es nicht an Versuchen fehlt, die Menge der Einzelheiten gedanklich zusammenzuschließen und abzurunden. Aus dieser Komposition hat man auf eine die Geschehnisse begleitende Entstehung geschlossen; und als Beheim während der Belagerung vor der Kaiserin zu singen befohlen wurde, hat er wohl Teile aus dem eben in Arbeit befindlichen Werk vorgetragen.

Beheim berichtet das meiste als Augenzeuge und Teilnehmer an den Begebenheiten. Als Hofdichter des Kaisers ist er Partei und polemisiert gegen Albrecht und die Wiener, aber nur so lange, bis sie sich mit seinem Herrn versöhnt haben. Nicht das richtige geschichtliche Bild ist ihm die Hauptsache, sondern die Nieder-

tracht der Gegner wollte er ins rechte Licht stellen. Er gibt den äußeren Verlauf der Begebenheiten, erschließt aber nicht die ursächlichen Zusammenhänge. Obwohl die Hauptmasse des Stoffes Kriegsgeschichten, Friedens- und Versöhnungsverhandlungen mit Aufzählung aller handelnden Personen abgeben, zeigt Beheim bei einzelnen Vorgängen doch eine sehr anschauliche Darstellungsgabe: etwa bei der Schilderung der Hungersnot in der Hofburg, während welcher harte Brotkrusten wie Zucker schmecken, Hunde und Katzen und ein dreißigjähriger Geier das Leben lassen müssen und verzehrt werden (ausgenommen sind ein Dächselein und ein Rabe), oder bei den Geschichten um den kleinen Maximilian; anderen Episoden wieder gibt er balladenartigen Charakter, wie der Geschichte von Heinrich Pfirter und Hans Ratinger. Neben der besonderen Vorliebe für alttestamentliche Parallelen stehen vereinzelt Anspielungen auf die Nibelungen, den Mönch Ilsan, die Karls- und Alexander-Sage. Sprache und Metrik des Werkes sind meistersingerisch. Die Melodie nannte Beheim ‚Angstweis‘.

Nach der Belagerung in der Hofburg zog Beheim mit der Herrscherfamilie nach Wiener-Neustadt und beteiligte sich an der Erstürmung der Burgen Urschendorf und Scheuchenstein, über welch letztere er als Hauptmann gesetzt wurde. Einige Zeit nach der Versöhnung Friedrichs III. mit den Wienern verließ er Österreich und wandte sich an den Hof des Pfalzgrafen nach Heidelberg.

Das übrige Schaffen Beheims, dem das Versemachen leicht fiel, äußert sich hauptsächlich in Meistergesängen, und zwar biblisch-christlichen Dichtungen, Lehrgedichten, Gleichnissen mit geistlicher Auslegung, Streitgedichten, Lügenliedern, Wappendichtungen, Fabeln, Schwänken, Frühlings- und Liebesliedern und der Darstellung persönlicher Erlebnisse. Seine Auffassung und Ausübung der Dichtkunst ist durchaus meistersingerisch: er verweist auf die alten Meister, hat Respekt vor gelehrtem Wissen, legt großen Wert auf den ‚sin‘, betont die Vokalmusik und liebt die sinnreiche Allegorie; er vereinigt die Form des Liedes mit dem Inhalt des Spruches und bearbeitet die Stoffe der höfischen Spruchdichtung in lyrischer Technik. Das öfter nachgesprochene harte Urteil von Gervinus (Gesch. d. dt. Dichtung 1871⁵, 413) über Beheims dichterische Anlagen und die Versehrtheit seines Charakters ist ungerecht.

Während die Mystiker ihre Aufzeichnungen auf religiöse Erlebnisse beschränkten und weltliche Dichter über Reflexionen

hinaus ihre Persönlichkeit kaum hervortreten ließen, erscheint im Wiener Schrifttum des 15. Jahrhunderts bereits eine Frau, die jahrelang mitten im bewegtesten politischen Geschehen der Zeit stand und ihre damit verbundenen Erfahrungen und Taten frisch und unmittelbar bald nach den Ereignissen einem Schreiber diktierte oder selbst aufzeichnete: *Helene Kottanner* (ca. 1400 bis nach 1470), geb. Wolfram aus Ödenburg. Sie vermählte sich in zweiter Ehe (vor 1432) mit dem Wiener Bürger Hans Kottanner, dessen Familienname sich in der Stadt bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Helene Kottanner war eine Schwester Veit Hüendlers und erscheint urkundlich seit 1436 als Kammerfrau der Herzogin Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigmunds, Gemahlin Herzog Albrechts V. (König Albrechts II.) und Mutter des Ladislaus Posthumus. Sie vollführte nach dem Tode König Albrechts 1439 in ebenso mutiger wie kluger Weise für Elisabeth den Raub der ungarischen Königskrone zum Zweck der Krönung des jungen Ladislaus. Nach dem Tode ihrer Herrin (1442) kehrte sie wieder nach Wien zurück. Hier lebte sie noch 1452 als Besitzerin des Hauses Nr. 428 (Steindelgasse 6, Currentgasse 2). Ihre in deutscher Sprache offenbar bald nach den Ereignissen abgefaßten — einem Schreiber diktierten — Denkwürdigkeiten (Cod. 2920 der Wr. Nat.-Bibl.)³ erzählen in höchst spannender Weise die *Entführung der Stephanskron*e aus dem Schloß Višegrad, der Plintenburg, die Krönung des kleinen Ladislaus in Stuhlweißenburg und den Rückzug der Königin nach Ödenburg. Die Namen der Mittätigen wurden in dem erhaltenen umfangreichen Bruchstück zunächst weggelassen; erst später setzte sie an mehreren Stellen eigenhändig ihren Namen ein. Die Aufzeichnungen der Kottannerin sind nicht nur eine Hauptquelle für einen wichtigen Zeitraum der ungarischen und österreichischen Geschichte des 15. Jahrhunderts, sondern in ihrer lebensvollen Art, mit der die Erzählerin die dramatischen Vorgänge höchst anschaulich zu schildern versteht, ein bedeutsames Denkmal deutschsprachiger Memoirenliteratur des Spätmittelalters.

(3) Hrsg. von [St. Endlicher], *Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin 1439/40* (1846). Vgl. dazu K. Uhlirz, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 73 ff.; L. Groß, *Monatsblatt des Vereines der Geschichte der Stadt Wien* 14 (1925), 65 ff.; L. Kalman, *A Visegrádi fellegvár koronakamrája*, *Napkelet* 5 (1925), 343 ff. mit den Plänen der Plintenburg; O. Brunner in *Stammlers Verfasserlexikon* II (1936), 931 ff.

Ein Ereignis aus den schon von Beheim im ‚Buch von den Wienern‘ geschilderten politisch-historischen Vorgängen hat der Prosabericht des Hans Hiersmann zum Gegenstand: die Erkrankung und den unerwarteten Tod Herzog Albrechts VI. im Jahre 1463.⁴ Der aus Schwaben stammende Verfasser war Türhüter und Vertrauter des Fürsten. In den für Leonhard von Velseck bestimmten Aufzeichnungen erzählt er ausführlich die Geschehnisse, deren Verlauf zu dem jähen Tod seines Herrn führten. Der Herzog war in der Nacht vom 29. auf den 30. November in der Hofburg erkrankt, legte dem aber zunächst keine Bedeutung bei; die Krankheit verschlimmerte sich jedoch rasch, und am 2. Dezember starb Albrecht VI., vermutlich an der Beulenpest, vielleicht auch nur an Blutvergiftung. Wie beim unerwarteten Tod eines inmitten der politischen Gegensätze stehenden Machthabers leicht möglich, gerieten mehrere Personen, wie der Vertraute des Herzogs Jörg von Stein, der behandelnde Arzt Michael Puff aus Schrick, der ebenso wie der Apotheker ein Schwager des hingerichteten Konrad Holzer war, in den Verdacht, den Herzog vergiftet zu haben. Hiersmanns Aufzeichnungen sind an Gewandtheit des Ausdrucks und der Gabe anschaulich spannender Darstellung ebenbürtig den Denkwürdigkeiten der Kottannerin.

Im wesentlichen dem asketischen Schrifttum der Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts, zum Teil aber auch der zeitgenössischen Memoirenliteratur gehören die in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften des Schottenabtes Martin von Leibitz (gest. 1464) aus der Zips an.⁵ Er war aus den Lateinschulen in Krakau und Neiße 1420 nach Wien an die Universität gekommen, wo die damals an der Hochschule wirkenden großen Lehrerpersönlichkeiten seine Ausbildung leiteten. Statt sich dem Universitätslehramt zu widmen, das er als lesender Magister schon begonnen hatte, reiste er nach Italien und lernte in Subiaco die reformierte Benediktinerregel kennen. Zurückgekehrt nach Wien, trat er in das Schottenstift, wurde Prior und 1446 Abt. Als solcher ließ er die Bibliothek neu erbauen und sorgte für deren Bereicherung. Wie nicht anders zu erwarten, nahm er auch

(4) Hrsg. v. Th. G. v. Karajan, *Kleine Quellen zur Geschichte Österreichs* (1859), 31 ff., und H. Maschek, *Deutsche Chroniken* (1936), 271 ff.

(5) E. Hauswirth, *Abriß einer Geschichte der Benediktiner-Abtei U. L. F. zu den Schotten* (1858), 37 ff.; K. Uhlirz, *Geschichte der Stadt Wien*, hrsg. v. Alterthumsvereine II/1 (1900), 87 f.

in Wien regsten Anteil an der Reformbewegung und war einer der von Nikolaus von Cues bestellten Visitatoren für die Klosterreform. Interessiert an allen Vorgängen des öffentlichen Lebens, stand er zum Papst, zu den Landesfürsten und der Bürgerschaft Wiens in freundschaftlichen Verhältnissen. Ende 1460 oder Anfang 1461 verzichtete er auf seine äbtliche Würde und benutzte die restlichen Lebensjahre zu einem regen Briefwechsel besonders mit Johann Schlittpacher aus Melk und zur Abfassung mehrerer Schriften meist religiös-asketischen Inhalts.⁶ Die merkwürdigste ist das ‚*Senatorium*‘,⁷ eine Art Selbstbiographie, der Form nach ein Frage-Gespräch zwischen Jüngling und Greis, wobei der Verfasser vieles Interessante und Reizvolle aus seiner Kindheit und Jünglingszeit erzählt.

Schlußwort

Unsere Ausführungen haben wohl zur Genüge erwiesen, daß die Stadt Wien auch nach dem Erlöschen des babenbergischen Herrscherhauses ein literarisches Kulturzentrum ersten Ranges geblieben ist, als im 13. Jahrhundert neben dem habsburgischen Hof und der Geistlichkeit das städtische Bürgertum und der Kleinadel sich als bestimmende Faktoren geltend machten, und Ende des 14. Jahrhunderts die Universität eine weitreichende geistige und literarische Wirksamkeit entfaltete. Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters bietet das Bild eines vielfarbigen Herbstes und Spätherbstes, der aber nicht nur ein Absterben, sondern auch eine Wandlung zu Neuem bedeutet. Zunächst waren die verschiedenen Dichterpersönlichkeiten und literarischen Gruppen noch in hohem Maße vom Herkömmlichen abhängig und in vieler Hinsicht Ausläufer und Fortsetzer der mittelhochdeutschen Tradition. Allmählich aber traten neue Gestalten auf den Schauplatz mit Schöpfungen, die bereits derart viel Besonderes und Neues an sich haben, daß sie als Ansätze zu einer selbständigen Entwicklung gelten können. Neben den fortlebenden Gebilden der älteren deutschen und lateinischen Literatur erstanden neue Formen und Gattungen, an denen in gleicher Weise der Hof, das Bürgertum, der Klerus und die Univer-

(6) Z. T. hrsg. v. C. J. Jellouschek, *M. de Leibitz Trialogi ascetici aliaque opuscula* (Padua 1932).

(7) Nach der Melker Hs. 632 gedruckt bei H. Pez, *Scriptores rerum Austriacarum* II (1725), 623 ff.

sität Anteil haben. Das Besondere daran erwuchs weniger durch die Einwirkungen aus der Fremde, sondern entstand im wesentlichen eigenmächtig kraft schöpferischer Umgestaltung des Alten oder Auswertung besonderer heimischer Gegebenheiten und Bedürfnisse. Das zeigt sich beinahe an allen behandelten Gattungen: in der religiösen Zweckliteratur und Mystik, in der Gelehrten-dichtung, bei Lied und Schwank, in der Lehr- und Spruchdichtung, im Prosaschrifttum der Übersetzungsliteratur wie in der Geschichtsdichtung mitsamt den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen. Wien ist außerdem der Entstehungsort und Schauplatz des ältesten bekannten, noch im Mythischen verwurzelten, mit der Neidhartpoesie verquickten weltlichen Spieles in deutscher Sprache; und unmittelbar vor Ausbruch der Reformation geht in Wien das von den liturgischen Feiern abstammende geistliche Spiel eine enge Verbindung mit der bildenden Kunst ein und gelangte dadurch zu einer beiderseitigen Kunstwirkung von nirgends sonst erreichter Wertstufe. Das Publikum, das diese Dichtung und dieses Schrifttum aufnahm, umschloß ungleich weitere Kreise der Bevölkerung als im Hochmittelalter. Die Wünsche und der Geschmack der verschiedenartigen Leserschaft, Zuhörerschaft und Zuschauer bestimmten in zunehmender Wirkung mit den Inhalt und die Formgebung der poetischen, literarischen und dramatischen Erzeugnisse.

Die vom Wiener Kulturzentrum im 14. und 15. Jahrhundert ausgehende dichterische, literarische und geistige Ausstrahlung betraf zuerst die Donauländer, dann die Alpengebiete und schließlich auch entfernte Länder. Die steirischen, die Kärntner, die Tiroler Dichter waren darauf aus, in Wien die Reimkunst zu lernen oder hier zu wirken. Manches aus der religiösen Zweckliteratur, der Schwank- und Spruchdichtung und dem Übersetzungsschrifttum drang in entlegenere Sprachräume und die Literaturen anderer Völker. Die theologisch-philosophischen Handschriftenbestände in Österreich und seinen westlichen und östlichen Nachbarländern bekunden einen von der Wiener Universität herrührenden geistigen Einstrom, der eine wissenschaftliche Literaturbewegung ganz bedeutenden Umfanges auslöste.

Aber trotz dieser vielen positiven Leistungen scheint seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein beträchtlicher Teil der bewegenden Kräfte des geschilderten Entwicklungsvorganges wieder zu sinken oder den bisherigen Richtungsverlauf umbiegende Wandlungen vorzubereiten. Die Ursachen dafür sind mannigfaltig. Ein

wesentlicher Grund lag in der beginnenden Überschichtung der heimischen Entfaltung durch die von den politischen Verhältnissen geförderte überstarke Einwirkung der Ideenwelt des Humanismus. Noch bevor der das Alte mit dem Neuen versöhnende Cusaner in die Stadt kam, hatte Kaiser Friedrich III. 1445 Aenea Sylvio Piccolomini als Sekretär in die Reichskanzlei genommen. In geschickter Ausnutzung der in Wien bereits vorhandenen Ansätze propagierte der Italiener in einseitiger Weise die Grundzüge eines neuen Bildungs- und Lebensideals. Der in der eigenen Heimat als zweitrangig angesehene Humanist, dem der organische Zusammenhang mit unserer spätmittelalterlichen Welt mangelte, wurde von Österreich aus für eine Übertragung und Nachahmung seiner klassisch-lateinischen Sprache, seiner Lebensanschauung und seiner literarischen Kunstgattungen bestimmend tätig. Die Vertreter der Wiener Spätscholastik zeichneten sich gewiß durch sittlichen Hochstand, Vielseitigkeit und Reformfreundlichkeit aus, aber führende Persönlichkeiten, die Aenea hätten wirksam entgegentreten können, waren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht mehr unter ihnen. Mitentscheidend für den Wandel zum Humanismus und später zur raschen Ausbreitung der Reformation war auch die um 1450 geglückte Erfindung des Buchdruckes: 1482 kam als erster bekannter Drucker Johann Petri nach Wien. Er scheint sich nur vorübergehend in der Stadt aufgehalten zu haben. Wenige Jahre nach ihm jedoch entstanden die ersten ständigen Offizinen. Kaiser Maximilian I., der in Burgund noch einmal den ganzen Reichtum der spätmittelalterlichen Kulturwelt in sich aufnahm, repräsentierte zuletzt noch am harmonischsten die Synthese von Altem und Modernem. Er bewahrte durch Sammlung und Abschreibenlassen alte Denkmäler der mittelhochdeutschen Epik vor dem Untergang, schuf selber einen ritterlichen Abenteuerroman in Versen und einen Roman in moderner Prosa, interessierte sich für die zeitgenössische volkstümliche Literatur und war ein Freund und Gönner der Humanisten, der Gelehrten, der Poeten und bildenden Künstler. Daneben aber kam der Humanismus empor und bestrickte die führenden Geister. Auch die humanistisch-renaissancemäßige Bewegung hat in Wien von den großen Mathematikern Peurbach und Regiomontan bis zu Celtis und seinen Schülern vielversprechende Ansätze und Leistungen gezeitigt. Erst die Wirren der Reformation und die Türkengefahr stören und beeinträchtigen entscheidend und für lange Zeit das Alte wie das Neue.

Inhalt

Vorwort

Die Aufgabe und ihre Lösungsmöglichkeit. S. 3 — Seemüllers und Zeidlers Versuche einer Darstellung des spätmittelalterlichen Schrifttums in Wien S. 3 f. — Der neue erweiterte Versuch S. 4 f.

Einleitung

Melk der Sammelplatz der frühen Dichtung und Literatur in Niederösterreich S. 6. — Verlagerung nach Wien S. 6. — Wien Hauptzentrum der hochhöfischen Gesellschaftskultur und Poesie S. 6 f. — Kulturwandel vom Höfisch-Ritterlichen zum Stadtbürgerlichen S. 7 f. — Die geschichtlich-politischen Verhältnisse in Österreich und Wien nach dem Aussterben der Babenberger S. 8 f. — Das habsburgische Herrscher Geschlecht und die Stadt S. 9. — Die habsburgischen Fürsten des 14. Jhs. S. 10. — Die geistig ideellen Mächte und Strömungen von der Hochscholastik bis zur Spätscholastik S. 10 ff. — Das literarische Publikum und die Grundzüge der entstehenden Literaturgattungen S. 13 ff.

I. Das Schrifttum der Übergangszeit von den Babenbergern zu den Habsburgern

Die Zwischenherrschaft König Ottokars S. 18. — Fortleben der lyrischen Dichtungsformen in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. S. 18 f. — Die Stellung der Habsburger zu Dichtung und Schrifttum; Dichter im Gefolge König Rudolfs S. 19 f.

Die Spielleute in Wien S. 20 ff; die Bruderschaft ‚Zur Verehrung Gottes durch die Kunst‘ bei St. Michael, das Spielgrafenamt S. 21 ff.

Die epische Dichtung Ende des 13. und zu Beginn des 14. Jhs. S. 23 ff. — Jans Enikel S. 23 ff.: Biographisches; seine Weltchronik; sein Fürstenbuch. — Die österreichische Reimchronik des Ottokar aus der Geul S. 26 f. — Heinrich von Neustadt S. 27 ff.: Biographisches; Apollonius von Tyrland; sein Lehrgedicht Von Gottes Zukunft und die Visio Philiberti.

Der Magezoge S. 31 f. — Ein österreichisches Wörterbuch für die Söhne Albrechts I. S. 32.

II. Religiöse Zweckliteratur. Mystik und Ordensdichtung. Legendendichtung

Gutolf von Heiligenkreuz S. 33 ff.: Biographisches; historische, juristische und grammatische Schriften; Dichtungen und Schriften hagiographischen und asketischen Inhalts; Beschreibung der Stadt Wien und ihrer Lage. — Nikolaus Vischel S. 37 f.: Biographisches; seine Predigten und Predigtbücher; die Continuatio Sancrucensis. — Engelbert von Admont S. 38: seine Schriften; die epischen und lyrischen Dichtungen.

Die Minoriten in Wien S. 39 f. — Agnes Blannbek S. 40 ff.: Biographisches; ihre Vita et Revelationes; die Zwettler Hs. der Revelationes. — Agnes von Österreich S. 45 ff. — Mystik im Frauenkloster zu St. Lo-

renz: die Tochter von Syon des Lamprecht von Regensburg S. 48. — Nikolaus von Basel S. 48 f.: seine Beziehungen zu Wien. — Konrads Buch von geistlicher Gemahelschaft S. 49 f.

Die Literatur der Ritterorden: Johann von Frankenstein S. 50 f.; sein Kreuziger. — Bruder Philipp und die Widmung des Marienlebens S. 51.

Das Magnum Legendarium Austriacum S. 52. — Die Katharinenlegende Engelberts von Admont S. 52. — Lutwins Adam und Eva S. 52 ff. — Die Dorotheenlegende Heinrichs des Teichner S. 54. — Die Klosterneuburger Dorotheenlegende und ihr Zusammenhang mit dem Dorotheenstift S. 54 f. — Die Kreszentialegende des Teichner S. 55. — Die Hedwigslegende S. 55 f. — Die Kunigundenlegende S. 56. — Das Briefwerk über den hl. Hieronymus S. 56. — Die Legenden der hl. und slg. Vorfahren Maximilians I. S. 56. — Die Vita des hl. Morandus S. 57. — Der Druck der Rochuslegende S. 57. — Die Legenden der Fakultätspatrone S. 57 f.

III. Schul- und Bildungswesen vor der Gründung der Universität. Gelehrtendichtung und lehrhaftes Schrifttum

Die Stephansschule S. 58 ff.: Magister Petrus. — Meister Ulrich S. 59 f.; dessen Schüler Adolf von Wien S. 60 ff.: sein *Doligamus seu fraus mulierum*. — Konrad von Megenberg S. 62 ff.: Biographisches; Tätigkeit in Wien und Schrifttum; sein *Planctus ecclesiae in Germaniam*; die Deutsche Sphaera und das Buch der Natur; weitere Schriften. — Heinrich von Mügeln S. 65 ff.: Übersiedelung nach Österreich; literarisches Schaffen; seine Ungarnchronik; sein deutsches Bibelwerk. Theologische Hauslehranstalten bei den Minoriten, Dominikanern, Zisterziensern, Augustinern, Schotten S. 67 ff.; Gregor von Rimini S. 68; Thomas von Straßburg S. 68 f. — Die Wiener Bauhütte S. 69. — Die Bibliotheken S. 70.

IV. Das volkstümliche Lied. Die Schwankdichtung

Volkslieder S. 71. — Gesellschaftslieder S. 71 f. — Leopold IV. als Dichter S. 72. — Das Liederbuch Wolfgang Schmeltzls S. 72 f. — Geistliche Lieder S. 73 ff.: Geißlerlieder; Lieder der Ketzer und Sektierer; volkstümliche geistliche Lieder der Klosterneuburger Hs. 1228. — Historische Lieder S. 75 ff.: auf Kaiser Friedrich III.; auf König Ladislaus, anonyme, von Jakob Vetter, Hans Wisseck; auf andere Ereignisse; auf Maximilian, von Christoph Weyler, Georg Pleicher. — Jörg Graff und sein Lied Von einer Vischerin S. 78 f.

Possenhafte Erzählungen und Schwänke S. 79 ff. — Otto der Fröhliche und sein Hof S. 80 f.; die Societas Templois S. 80 f. — Auftauchen der Neidhartschwänke und Stufen ihrer Entwicklung S. 81 ff.; ihre Anknüpfung an den Wiener Hof und die Titelfigur der Schwänke S. 81 f.; das Buch vom Neithart Fuchs S. 83 f.

Die Geschichten des Pfarrers vom Kahlenberg S. 84 ff.: Philipp Frankfurter und seine Fassung der Geschichten; Analyse und Gruppen; Gundaker von Thernberg der historische Pfarrer vom Kahlenberg; Verbreitung und Nachwirkung.

V. Lehr- und Spruchdichtung. Fabeldichtung. Novellistische Erzählung

Heinrich der Teichner S. 89 ff.: das überlieferte Schrifttum; Biographisches; die Stoffwelt, ihr persönliches und geistiges Gepräge; die literarische Form; Verhältnis zum Publikum; Weltbild und Charakter; Stellung in der Zeit; der Nekrolog Suchenwirts; Nachwirkung. — Lienhart Peuger S. 94: seine Sittenlehre.

Stephan Vohburk S. 94.

Peter Suchenwirt S. 94 ff.: Biographisches; Beziehungen zur höfischen Poesie und zum Meistergesang; das dichterische Werk; Ehrenreden; Minneallegorien und Aventiurengedichte; moralische und religiöse Lehrgedichte; historische Zeitgedichte; schriftstellerische Entwicklung und Kunstform; literarhistorische Stellung.

Hugo von Montfort S. 99.

Veit Hündler S. 99 f.: seine Sprüche.

Die Novelle vom Brennenberger S. 100 f.

VI. Das Wiener Schauspiel im Mittelalter

Überlieferung und Wurzeln S. 101 f.

a) Das geistliche Drama S. 102 ff. — Vom Ostertropus zu den liturgischen Osterfeiern S. 102 ff.: die drei Gruppen der Osterfeiern in Österreich und Wien; eine Wiener Osterfeier mit deutschen Rubriken. — Von der Feier zum Spiel S. 104 ff.: der Ordo Paschalis aus Klosterneuburg. — Weiterentwicklung des geistlichen Spieles vom 13. Jh. ins späte Mittelalter S. 106 ff.: der Wiener Ludus Paschalis; Franz von Retz und seine Polemik gegen die Aufführungen verweltlichter Spiele in den Kirchen; das Wiener Osterspiel; der Wiener Rubinus; Meister Reuauss; die Erlauer Spiele. — Urkundliche Zeugnisse über Spielaufführungen in Wien S. 112 ff.: Johannes Zeller und seine Aufführungen am Herzogshof; die Spiele bei St. Stephan; Palmesel und Ostergrab; Stiftungen und Schenkungen für Spiele. — Die Aufführungen durch die Gottsleichnamsbruderschaft S. 117 ff.: die Raitbücher der Bruderschaft; Rekonstruktion des Passionsspieles zu Fronleichnam; Wilhelm Rollinger, Meister des alten Chorgestühls und Leiter der Passionsspiele; die Passionsreliefs am alten Chorgestühl und die Wiener Passionsspiele. — Zeugnisse für Aufführungen alter Spiele im weiteren 16. und im 17. Jh. S. 126 ff.: der Bericht des Matthias Testarello; das Passionsspiel bei St. Stephan. — Weihnachtsfeiern und Spiele S. 129 f. — Weitere geistliche Feiern und Spiele S. 130 ff.

b) Das weltliche Drama S. 132 ff.: Entstehung und brauchtümliche Reste. — Die Spielleute und ihre Pflege des mittelalterlichen Dramas S. 133 f. — Die Frühlingsfeiern und Neidhartspiele S. 135 ff.: das St.-Pauler Neidhartspiel; Analyse, Text, Lokalisierung; das große Neidhartspiel. — Die Fastnachtspiele S. 140 ff.: der Anteil Österreichs; Franz von Retz und seine Polemik gegen die Ausartungen während der Faschingszeit. — Spätere Zeugnisse für volkstümliche Spiele S. 143 f. — Das Puppenspiel S. 144 ff.: Zeugnisse; ein Puppentheater in Wien.

VII. Gründung und Ausbau der Universität. Übersetzungsliteratur

Herzog Rudolf IV. S. 146: politisch-wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeit. — Die Universität und ihr erster Rektor Albert von Sachsen S. 146 f. — Die Beziehungen des Wiener Hofes zum Hof und der Kanzlei in Prag S. 147 f. — Herzog Albrecht III. S. 147 ff.: das Aufkommen einer Übersetzungsliteratur in Wien; Konrad Steckel; Ausbau und Reorganisation der Hochschule; die Verdienste des Kanzlers Berthold von Wehingen; Gewinnung der Pariser Professoren und Übersiedelung nach Wien. — Heinrich von Langenstein S. 152 ff.: Persönlichkeit und Werke; sein Genesiskommentar und seine Übersetzungen ins Deutsche.

Leopold Stainreuter S. 154 ff.: Biographisches; literarische Tätigkeit; die Verdeutschung des *Rationale divinorum officiorum*; die Übersetzung der *Historia tripartita* Cassiodors; die Übersetzung von *De regimine principum*. — Weitere Übersetzer und Schriftsteller um Albrecht III. S. 156 ff.: Johann Seffner; Johann von Gelnhausen, Rudolf Wittauer; eine Übersetzung des *Opus agriculturae* von Palladius.

Nikolaus von Astau und seine Übersetzung der Visionen des Ritters Georg aus Ungarn S. 157 ff.

Der Kanzler Andreas Plank S. 159 f.: Stiftung und Einrichtung des Dorotheenklosters. — Stephan von Landskrona S. 160 f.

Die Herzoge Albrecht IV. und Albrecht V. S. 161 f. — Übertragung der Luxemburgischen Kanzlei von Prag nach Wien S. 162 f. — Ulrich von Pottenstein S. 163 f.: Biographisches; seine Auslegung des Vaterunser, des Credo etc.; die Übersetzung der Cyrillus-Fabeln.

Nikolaus von Dinkelspühl S. 164 f. — Thomas Peuntner S. 165 f.: Biographisches; sein Büchlein von der Liebhabung Gottes; weitere Schriften; Charakteristik seiner Persönlichkeit. — Nikolaus Kempf S. 166 f.: seine Studien und sein Wirken in Wien. — Mathias von Judenburg S. 167: seine Übersetzung der *Expositio decalogi* des Nikolaus von Dinkelspühl.

Der Kult der Vierundzwanzig Alten S. 167 f.: das Werk Ottos von Passau.

Das Karmeliterkloster am Hof S. 168 f.: Friedrich der Karmeliter und seine Werke; Matthias Farinator und die Erneuerung des *Lumen animae*. Johann Nider S. 169 f.: seine Lehrtätigkeit in Wien.

Konrad von Rotenburg S. 170.

Johann Hartlieb und seine Übersetzung des Andreas Capellanus S. 170. Bücherbesitz der Stadtbevölkerung S. 171.

VIII. Predigtliteratur

Entwicklung und Hauptformen S. 172. — Berthold von Regensburg S. 173. — Konrad von Waldhausen S. 173 f. — Hieronymus von Prag S. 174. — Johannes Bischof S. 174. — Johannes von Capestrano S. 174. — Nikolaus von Cues S. 174 ff.: seine Vaterunserpredigt auf dem Stephansfriedhof.

IX. Chronikalische Dichtung. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen

Michael Beheim S. 177 ff.: sein Aufenthalt in Österreich; Preislied auf

die hohe Schule zu Wien und kleinere historische Gedichte; Buch von den Wienern; weiteres Schaffen.

Helene Kottanner S. 181: Biographisches; ihre Denkwürdigkeiten. —

Hans Hiersmann S. 182: sein Bericht über die Erkrankung und den Tod Albrechts VI.

Martin v. Leibitz S. 182 f.: Biographisches; sein Senatorium.

Schlußwort

	S
Küchler, W.: Inspiration und Kunstwille. 8°. 1951 (So. 14 aus Anz. 88/ Nr. 20).	5.60
— Alte und moderne Komödie: Molière und Gabriel Marcel. 8°. 1953 (So. 3 aus Anz. 90/Nr. 2)	6.60
Lach, R.: W. A. Mozart als Theoretiker. 4°. 1919 (Dph 61/1)	68.50
— Eine Tiroler Liederhandschrift aus dem 18. Jahrhundert. 8°. 1923 (Sph 198/5).	15.—
— Zur Geschichte des musikalischen Zunftwesens. 8°. 1923 (Sph 199/3).	5.—
— Die vergleichende Musikwissenschaft, ihre Methoden und Probleme. 8°. 1924 (Sph 200/5).	vergr
— Das Konstruktionsprinzip der Wiederholung in Musik, Sprache und Literatur. 8°. 1925 (Sph 201/2)	5.50
— Vergleichende Kunst- und Musikwissenschaft. 8°. 1925 (Sph 201/3).	5.—
Lenze, H.: Die Kurzform des Schwabenspiegels (Votelinis Forschungen zu den deutschen Rechtsbüchern, VI. Heft). 8°. 1938 (Sph 217/3).	15.—
Lhotsky, A.: Ein Schiefertafel-Polyptychon Kaiser Ferdinands I. 8°. 1954 (So. 13 aus Anz. 90/Nr. 18)	10.—
Lunzer, J.: Steiermark in der deutschen Heldensage. 8°. 1927 (Sph 204/1).	39.—
Meister, R.: Faust, v. 6864: „Kristallisiertes Menschengeschlecht“, eine Herodot- reminiszenz. 8°. 1951 (So. 9 aus Anz. 88/Nr. 18)	3.—
Mrazek, W.: Ikonologie der barocken Deckenmalerei. 8°. 1953 (Sph 228/3).	27.20
Much, R.: Der Name Germanen. 8°. 1920 (Sph 195/2)	10.50
Nadler, J.: Gerhart Hauptmann, „Die Tochter der Kathedrale“. 8°. 1952 (So. 12 aus Anz. 89/Nr. 16)	4.90
Oberhammer, E.: Die Brixener Globen von 1522 in der Sammlung Haus- lab-Liechtenstein. 4°. 1926 (Dph 67/3)	25.50
Palgen, R.: Philosophische Kosmologie als Bauplan von Dantes Paradiso. 8°. 1950 (Anz. 87/Nr. 16).	3.—
— Dante und Avicenna. 8°. 1951 (So. 7 aus Anz. 88/Nr. 12)	4.50
Pfaff, I.: Bernhard Walther von Walthersweil als Romanist des 16. Jahrh. 8°. 1918 (Sph 186/3).	5.50
Ruth, W.: Experimentalphonetische Untersuchungen über die Dehnung kurzer Vokale im Standard English. 8°. 1943 (Sph 222/1)	30.—
— Neuere Methoden phonetischer Forschung. 8°. 1949 (Sph 226/2).	12.45
Schatz, J.: Sprache und Wortschatz der Gedichte Oswalds von Wolkenstein. 4°. 1930 (Dph 69/2)	52.50
Schenk, E.: Ein unbekannter Brief Leopold Mozarts. 8°. 1947 (Sph 225/1).	20.25
— Das „Musikalische Opfer“ von Johann Sebastian Bach. 8°. 1953 (So. 4 aus Anz. 90/Nr. 3)	8.30
Schmidt, L.: Das Muckennetz. Alpenländische Gesellschaftslyrik des 17. Jahrhunderts. 8°. 1945 (Sph 223/4)	24.—
Schuchardt, H.: Das Baskische und die Sprachwissenschaft. 8°. 1925 (Sph 202/4)	5.—
— Der Individualismus in der Sprachwissenschaft. 8°. 1925 (Sph 204/2).	4.50
Seidler, H.: Sprache und Gemüt. Versuch zur Grundlegung einer allge- meinen Stilistik. 8°. 1952 (So. 13 aus Anz. 89/Nr. 16)	5.40
Sedlmayr, H.: Architektur als abbildende Kunst. 8°. 1948 (Sph 225/3)	6.75
Steinhauser, W.: Beiträge zur Kunde der bayerisch-österreichischen Mundarten. II. Heft. 8°. 1922 (Sph 195/4)	12.—

	8
Steinhauser , Die genetivischen Ortsnamen in Österreich. 4°. 1930 (Sph 206/1)	33.—
Voltolini , Hans: Forschungen zu den deutschen Rechtsbüchern II (Der Verfasser der sächsischen Weltchronik) und III (Der Sachsenspiegel und die Zeitgeschichte). 8°. 1924 (Sph 201/4/5)	20.—
— H.: IV. und V. (Sph 211/5/6): s. Klebel. VI.: s. Lenze.	
Wessely , O.: Die Musikanschauung des Abtes Pambo. 8°. 1952 (So. 4 aus Anz. 89/Nr. 4)	6.40
— Zur Frage nach dem Geburtstag von Heinrich Schütz. 8°. 1953 (So. 11 aus Anz. 90/Nr. 15)	4.30
Wild , F.: Odin und Euemerus. Spiegelung germanischer Göttersage im englischen Schrifttum. 8°. 1941 (Sph 219/3)	6.—
— Das Dichterehepaar Robert und Elisabeth B. Browning. 8°. 1952 (So. 15 aus Anz. 89/Nr. 18)	4.50
Winkler , E.: Französische Dichter des Mittelalters. I. Vaillant. 8°. 1917 (Sph 186/1).	8.50
— II. Marie de France. 8°. 1919 (Sph 188/3)	17.—
Winkler , W.: Typenlehre der Demographie. 8°. 1952 (Sph 227/5).	78.—
Zallinger , O.: Die Eheschließung im Nibelungenlied und in der Gudrun. 8°. 1923 (Sph 199/1)	9.—
— Die Ringgaben bei der Heirat und das Zusammengeben im mittelalterlich-deutschen Recht. 8°. 1931 (Sph 212/4).	9.60

Durch die Auslieferungsstelle der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien
(Wien I, Singerstraße 12) zu beziehen.